

Theodor Ebert

INDIENREISE

Auf der Suche nach Gandhis Vermächtnis

Berlin 2014

Vorbemerkung zur digitalen Edition des Tagebuchs meiner Indienreise im Jahre 1997

In den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Gandhi-Bild in der Friedensbewegung geprägt von Richard Attenboroughs monumentalen Gandhi-Film. Und das war gut so. Auch in meinen Seminaren zur Friedens- und Konfliktforschung am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin hatten die meisten Studenten diesen Film gesehen und ich konnte mich auf diesen Anschauungsunterricht einigermaßen verlassen. Inzwischen ist zwar eine fünfbändige Ausgabe der wichtigsten Schriften Gandhis im Wallstein Verlag erschienen¹ und Wolfgang Sternstein hat in Aufsätzen und Büchern das Werk Gandhis den Deutschen nahe zu bringen versucht, aber von einer aktuellen Rezeption von Gandhis Methoden der Konfliktbearbeitung kann kaum die Rede sein, obwohl der Ablauf der jüngsten Konflikte in Ägypten, Libyen und Syrien eigentlich danach schreit. Mein eigenes Buch „Gewaltfreier Aufstand – Alternative zum Bürgerkrieg“, welches den deutschen Kriegsdienstverweigerern in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Vorbereitung auf die Prüfungsverhandlungen diente, ist nur noch antiquarisch zu erhalten, und die Verleihung des alternativen Nobelpreises an meinen Freund und Forscherkollegen Gene Sharp hat nicht die erhoffte Wirkung ausgeübt.²

Den letzten Anstoß, mein Tagebuch der Indienreise auf den Spuren Gandhis ins Internet zu stellen, hat ein Gespräch von Steffen Gassel mit der indischen Schriftstellerin Anundhati Roy gegeben. Sie wurde weltweit bekannt durch ihren Roman „Der Gott der kleinen Dinge“. Das Gespräch ist erschienen in der Illustrierten „Stern“ am 25. September 2014 unter der Überschrift: „*Wir sitzen auf einer Bombe in diesem Land*“. *Indien ist undemokratisch, ungerecht und extrem brutal, sagt die Schriftstellerin Arundhati Roy über ihre Heimat. Eine Abrechnung mit der Verklärung ihres Landes – und mit dem Mythos Gandhi.*

Deutsche Gandhi-Kenner wie Wolfgang Sternstein halten die Aussagen A. Roys über Gandhi und sein Engagement für die „Unberührbaren“, welche dieser als „Harijans“ (Kinder Gottes) bezeichnete und diesen Titel auch seiner Zeitschrift gab, für verkehrt. A. Roy engagiert sich für Gandhis Zeitgenossen B. R. Ambedkar, den prominenten politischen Interessenvertreter der Dalits, wie dieser die Kastenlosen nannte. Die deutschen Leser des Interviews im „Stern“ werden kaum beurteilen können, wie die unterschiedliche Vorgehensweise Gandhis und Ambedkars einzuschätzen sind und es werden wahrscheinlich nur die negativen Urteile über Gandhi hängen bleiben.

Das ist bedauerlich, weil wir von Gandhi als politischem Strategen nach wie vor sehr viel lernen können.³ Mein Reisebericht ist kein Lehrbuch der gewaltfreien Strategie, aber vielleicht hilft es doch, den Deutschen die Augen zu öffnen für die Bedingungen unter denen Gandhi agierte und seine Strategie entwickelte. Es wird sich wahrscheinlich auch jetzt kein Verlag finden, der meinen Reisebericht veröffentlicht, aber ich hoffe doch, dass einige Leser meinen Bericht zum Herunterladen weiter empfehlen, und ich würde mich freuen, wenn die eine oder andere Rückmeldung bei mir eintreffen würde. Weitere Schriften sind im Archiv des Lebenshauses Schwäbische Alb www.lebenshaus-alb.de und auf meiner Homepage www.theodor-ebert.de zu finden.

Theodor Ebert, im Oktober 2014

¹ [Mahatma Gandhi](#). Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Shriman Narayan, bearbeitet von [Wolfgang Sternstein](#). Mit einem Nachwort von Gita Dharampal-Frick. Aus dem Englischen übersetzt von Brigitte Luchesi und [Wolfgang Sternstein](#). € 59,90. 5 Bde., zus. 2098 S., 2011

² Gene Sharp: *Waging Nonviolent Conflict. . 20th Century Practice and 21st Century Potential*. Boston: Porter Sargent, 2005

³ Gene Sharp: *Gandhi as a Political Strategist with Essays and Politics*. Boston: Porter Sargent, 1979

Inhalt

Erster Teil:

Von Gandhi-Tempeln und Ashram-Experimenten.

Das Tagebuch der ersten Indienreise

von Bombay über Porbandar, Ahmedabad und Wardha nach Morena, Agra und New Delhi,
22.2.-3.4.1997

Seite 4

Zweiter Teil:

In Kalkutta und Santiniketan.

Aus dem Tagebuch der zweiten Indienreise,

22.11.-6.12.1997

Seite 203

Anhang:

Vom indischen Friedensnetzwerk (Shanti Sena) zum deutschen Zivilen Friedensdienst.

Vortrag auf der Tagung "Gandhi and India" im Goethe Institut in Kalkutta am 29.11.1997
und an der Visva Bharati Universität in Santiniketan am 1.12.1997

Seite 241

Detaillierte Inhaltsübersicht

Seite 256

ERSTER TEIL:

VON GANDHI-TEMPELN UND ASHRAM-EXPERIMENTEN

Das Tagebuch der ersten Indienreise

22.2.-3.4.1997

*Dies ist der Bericht
über eine Vergnügungsreise.
Wenn es der Bericht über eine
ernste wissenschaftliche Expedition wäre,
hätte er jene Ernsthaftigkeit,
jene Tiefgründigkeit
und jene eindrucksvolle Unverständlichkeit an sich,
die Werken solcher Art angemessen sind
und überdies so anziehend wirken.
Aber obwohl es nur der Bericht
über eine Ausflug ist,
hat er nur einen Zweck, und der ist,
den Leser darauf hinzuweisen,
wie er wahrscheinlich Europa und den Orient sähe,
wenn er sie mit eigenen Augen betrachtete
statt mit den Augen jener,
die vor ihm durch diese Lande gereist sind.*

*Mark Twain
The Innocents Abroad
1869⁽⁴⁾*

Frankfurt, 22.2.1997

Die Arglosen und ihre indische Leiterin aus Bonn

Die Entscheidung, nach Indien zu reisen, fiel so geschwind, dass ich mich selbst damit überraschte. Doch von einem Zufall oder einem übereilten Beschluss will ich nicht sprechen. Es fügte sich schließlich. Es gibt eine rund vierzigjährige Vorgeschichte, doch es reicht, diese im Anhang zu erzählen.

Zum Zustandekommen der Reise genügt zunächst die Mitteilung, dass Savita Mehra,⁽⁵⁾ eine in Bonn lebende indische Germanistin und Sanskrit-Spezialistin, die ich im Sommer 1994 auf einer Gandhi-Tagung in der Evangelischen Akademie Mülheim/Ruhr getroffen hatte, mich kurz vor Weihnachten 1996 anrief und sich erkundigte, ob ich kurzfristig in "Gewaltfreie Aktion", der von mir herausgegebenen (allgemeinverständlichen) Fachzeitschrift für gewaltfreie Konfliktbearbeitung, noch auf eine Gandhi-Forschungsreise von Bombay nach New Delhi hinweisen könne. Die wichtigsten Wirkungsstätten Gandhis sollten besucht und dabei herausgefunden werden, ob alles museal sei, oder ob der Geist des Mahatma noch wehe und die Menschen und die trägen Verhältnisse auch heute noch und wieder zu bewegen vermöchte. Fürwahr ein naseweises Unterfangen. Es gefiel mir spontan, und ich hielt mit meiner Begeisterung auch nicht hinter dem Berge.

Doch leider, musste Frau Mehra zugeben, hätten sich im zweiten Jahr und beim zweiten Versuch, eine Gruppe für diese anstrengende Tour zusammenzubringen, erst fünf Teilnehmer fest angemeldet. Das sei bitter, denn kämen nicht noch einige hinzu, müsse sie die Reise wieder absagen. Ob sich nicht doch zumindest drei weitere Teilnehmer finden ließen?

Für eine Annonce war es bereits zu spät, doch ich versprach, alles mir noch Mögliche zu tun, studierte selbst das vervielfältigte, detaillierte Programm und die Begleitmaterialien, hatte dabei immer das Signum des Mahatma am Wanderstab vor Augen und fand rasch zunehmend Gefallen an dem Unternehmen. Es passte genau in die Semesterferien und es war durchaus erschwinglich, geradezu billig. DM 2.750 für Transport, Unterkunft und volle Verpflegung während sechs Wochen!

Da könnten Ruth und ich auch zusammen reisen, war mein nächster Gedanke, der mich in Hochstimmung versetzte. Wir sind seit 32 Jahren verheiratet. Unsere drei Söhne sind erwachsen und wir haben kurioserweise das Gefühl: Eigentlich steht die Hochzeitsreise immer noch aus. Die erste dauerte nur vier Tage. Es war Anfang Januar und Main und Tauber führten Hochwasser, während wir die Schnitzaltäre von Tilman Riemenschneider und die Stubbacher Madonna Matthias Grünewalds besuchten. Wir erinnern uns gerne daran, aber die Reise war einfach zu kurz, vielleicht auch zu nahebei, um das Gefühl zu haben: Wir beide sehen zusammen die Welt.

Doch als ich Ruth von dem Anruf Savita Mehras berichtete und ihr nun meinerseits den Antrag machte, mit mir zu reisen, fühlte sie sich von meinem stürmischen Vorschlag überrumpelt. Und sie musste sich auch noch während eines Besuches in Bad Windsheim

⁵

Der Name wurde geändert.

bei ihrer Mutter entscheiden - und die Mutter hatte Bedenken. Doch es gab keine Bedenkzeit. Das Visum musste per Eilbrief beantragt werden. Ruth ließ sich wieder einmal darauf ein, mit von der Partie zu sein. Man - also ich - könnte sagen: Wir sind ein Team - sehr unterschiedlichen Temperaments.

Der niedrige Preis lockte und warnte zugleich. Er war ein Indiz für besondere Beschwerden. Wir würden das Leben der Inder teilen und nur selten in einfachen Hotels, in der Regel jedoch in Ashrams und Schulen übernachten und uns dort verpflegen. Nun wusste ich zwar um Gandhis Interesse an der Hygiene, aber auch um seine Grundidee der Weltverbesserung: Der Reformier hat die Lebensverhältnisse der einfachen Leute zu teilen. Würden wir uns damit nicht doch überfordern? Man muss sich schließlich akklimatisieren und kann nicht alles von einem Tag auf den anderen lernen.

Was mich schließlich alle Bedenken hatte hintanstellen und nur noch an Vorsorgemaßnahmen hatte denken lassen, war die fabelhafte Aussicht gewesen, die Lebenswelt Gandhis und die besonderen Rahmenbedingungen seiner Kampagnen aus nächster Nähe kennen zu lernen. Wenn sich mir die Gelegenheit nun schon mal bot, wollte ich es auch selbst sehen, wie es im indischen Befreiungskampf und während Gandhis Fastenaktionen zugegangen war. Bereits im Zusammenhang mit einem Lichtbildervortrag Ruths über den Widerstand in Berlins Mitte, in der Rosenstraße, wo im Februar 1943 die (sozusagen 'arischen') Angehörigen der vom Abtransport nach Auschwitz bedrohten Juden eine Woche lang demonstriert hatten,⁶ war unser beider Gespräch des öfteren auf die Rolle der Topographie im Widerstand gekommen. Man muss die Lokalitäten und auch die Kultur eines Landes kennen, um das Zustandekommen bestimmter Widerstandshandlungen verstehen zu können! Warum sollte dies nicht auch für Gandhis Kampagnen gelten?

Als ich Mitte der 60er Jahre anfang, Gandhi in Vorträgen und später in Vorlesungen zu zitieren, war meine Sorge immer gewesen, dass Gandhis politologische Revolutions- und Transformationstheorie von meinen Zuhörern abgelehnt werden könnte mit der abfälligen Bemerkung, dass dies doch alles so exotisch klinge, und dass Gandhis Konzepte vielleicht für Indien taugten, aber nicht für Europa. Einem lieben Onkel in Münsingen auf der Schwäbischen Alb hatte ich ganz begeistert und vertrauensvoll unakademisch von meiner Gandhi-Lektüre berichtet. "Ah Theo, den kenn'i," meinte er, "des isch doch Hongerkönich aus Indien". Dies war mir eine Warnung! Ich habe dann rigoros meine Möglichkeiten, Gandhis ursprüngliches Gujarati von dessen Englisch in unser Deutsch zu übertragen, genutzt, ihn also quasi ein zweites Mal übersetzt, um ihn so europäisch und so deutsch wie irgend möglich klingen zu lassen, ohne ihn wirklich zu fälschen. Und ich war damit auch erfolgreich, wenn man bedenkt, dass Satyagraha in Deutschland heute so selbst- wie missverständlich mit Gewaltfreiheit übersetzt und damit in die Geschichte der europäischen Aufklärung und seiner (gescheiterten) Revolutionen und seiner demokratischen Bestrebungen eingebunden wird.

[Das war nicht verkehrt, und als kürzlich - und dies ist eine nachträgliche Einfügung zu Beginn des Jahres 1998 - die Computerfirma Apple mit einem riesigen Gandhi-Poster am Brandenburger Tor und sinnigerweise auf der ehemals Ost-Berliner Seite mit Blick auf das

⁶ Gernot Jochheim: Frauenprotest in der Rosenstraße. "Gebt uns unsere Männer wieder", Berlin: Edition Hentrich, 1993

Hotel Adlon für ihre Software mit dem Slogan "Think different" warb, hat sie damit mehr gesagt, als ihr bewusst war. Es war tatsächlich Gandhi, der im Oktober 1989 das Brandenburger Tor geöffnet hat. Es war nicht verkehrt, Gandhi zu 'übersetzen'. Wir Friedensforscher haben versucht, aus Churchills 'nacktem Fakir' und Tagores 'Mahatma' einen clevereren rer. pol. Gastprofessor aus New Delhi zu machen. In Rome do as the Romans do, und dann sagt eben auch der Mahatma und nicht bloß John F. Kennedy auf der anderen Seite der Mauer: Ich bin ein Berliner. Doch nach dreißig Jahren der Anpassung und Integration des 'Mahatma' an das europäische Umfeld war es für mich nun auch mal spannend, den indischen Gandhi, so wie er tatsächlich in den Dörfern und in den Städten seiner Heimat gewirkt hat, kennenzulernen.]

Unsere Reisegruppe sieht sich zum ersten Mal auf dem Frankfurter Flughafen. Erstaunlicherweise hatte Frau Mehra keine Vorbereitungstreffen, die bei vergleichbaren Reisen üblich sind, für erforderlich oder möglich gehalten.

Ich kannte von den Teilnehmern nur den mir etwa gleichaltrigen Georg Meusel aus Werdau in Sachsen, einen der ersten Kriegsdienstverweigerer - sprich 'Bausoldaten' - in der DDR. Er hatte es später verstanden, als Philatelist im Kulturbund der DDR auf dem Wege einer Briefmarkenausstellung über Martin Luther King die Ideen der gewaltfreien Aktion zu verbreiten. Bereits in den 60er Jahren hatte er mit mir - wohl über einen Boten - Kontakt aufgenommen und mir eine Kopie seiner Ausstellung zukommen lassen. Ich war von dieser pfiffigen Idee, via Briefmarken über die Macht der Gewaltfreiheit aufzuklären, begeistert, zumal Walter Ulbricht im Herbst des Jahres 1968 auf meine Dissertation "Gewaltfreier Aufstand - Alternative zum Bürgerkrieg" sauer reagiert und im "Neuen Deutschland" gleich im Plural von westdeutschen Fachleuten für Konterrevolution gesprochen hatte.⁽⁷⁾

Georg Meusel und ich haben beide nach der Ermordung Martin Luther Kings einem unserer Söhne dessen Namen zum Gedächtnis gegeben. Georg Meusel hatte sogar King als Vornamen bei den DDR-Behörden durchgesetzt, während Ruth und ich mit dem geläufigen Martin nicht zu viel prädestinieren wollten.

Zusammen mit Frau Mehra sind wir zehn Personen, fünf Frauen und fünf Männer.

Der älteste ist Manfred Kunz, ein 65jähriger pensionierter Zollbeamter aus Aachen und Mitglied der Deutsch-Indischen Gesellschaft. Er ist ein warmherziger, empfindsamer Mensch; zusammen mit seiner Frau, die ihn dieses Mal wegen einer Venenerkrankung nicht begleiten kann, hat er sich in Südindien immer wieder für die medizinische Versorgung auf dem Lande engagiert und auf diese Weise alles in allem bereits mehr als ein Jahr in Indien gelebt. Er kennt aber den Nordosten Indiens noch nicht und möchte diese 'Lücke' jetzt schließen.

⁷ W. Ulbricht: Die Rolle des sozialistischen Staates bei der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus. In: Neues Deutschland, 16.10.1968. Zum Zusammenhang siehe: Th. Ebert: Von aggressiver Drohung zu defensiver Warnung. Das Konzept der Sozialen Verteidigung. (1970/71). In: ders.: Soziale Verteidigung. Band 1: Historische Erfahrungen und Grundzüge der Strategie, Waldkirch 1981, S. 180-181

Die Jüngste in der Reisegruppe ist Daniela Kempkens, eine Medizinstudentin im Grundstudium an der Universität Witten-Herdecke. Ihr Großvater hatte während des Zweiten Weltkriegs zu Subhas Chandra Boses Nationalem Befreiungscorps gehört und sich in eine Deutsche verliebt. Das ging den deutschen Rassisten jedoch entschieden zu weit, und Danielas Großvater wurde interniert. Aber die Liebe ist die Liebe und sie überdauerte das tausendjährige Reich. Jedenfalls ist auch Daniela eine sehr schöne Frau und nun gespannt auf die Heimat ihres Großvaters. Sie ist auffallend groß und sehr schlank; blickt man auf ihr dunkles Haar und sieht den braunen Schimmer ihrer Haut und ihre ebenmäßigen schmalen Gesichtszüge, dann kann man noch von Ferne ahnen, dass zwei ihrer Urgroßmütter Inderinnen waren.

Kaum älter als Daniela ist Sven Merbeth aus Chemnitz, der in Leipzig Indologie und Religionswissenschaft studiert, mit Jesus aber nichts am Hut hat. Er ist groß und kräftig und ziemlich rosig. Sein Friseur ist der Rasierapparat, eines der Ohrläppchen ist von mehreren Ringen gepierct, was ihn wahrscheinlich bei Kennern der Szene von Faschos hinlänglich unterscheidet.

Mittleren Alters sind Monika Walther, eine mittelgroße, mittelblonde, zart gebaute Ärztin in einem hessischen Krankenhaus und Mitglied der Deutsch-Indischen Gesellschaft,⁽⁸⁾ und auch Friedemann Gehrt aus Radebeul bei Meißen, der Georg Meusel aus der Friedensbewegung kennt und seit der 'Wende' die Computer einer größeren Firma betreut. Auch er ist schmal, aber sehr sportlich, Vater von vier Töchtern, die den Vater sehr vermissen werden und an deren Geburtstage er in Indien via airmail unbedingt denken muss.

Ganz zum Schluss ist aufgrund eines Hinweises in der "Frankfurter Rundschau" noch Ursula Mertens, eine pensionierte Sozialarbeiterin, die für die SPD im Erlanger Stadtrat saß und nach dem überraschenden Tod ihres Mannes nun in Freiburg lebt, zu unserer Gruppe gestoßen. Sie hat erhebliche Auslandserfahrung und hat in Nicaragua die Sandinisten mit konstruktiver Arbeit zu unterstützen gesucht - nicht selten im Konflikt mit schwadronierenden deutschen Linken. Auch sie ist schlank und sportlich. (Etwas Übergewicht haben in unserer Gruppe nur Manfred Kunz und ich, was uns beide von vornherein einander sympathisch macht. Man schwitzt gemeinsam.) Ursula Mertens spürt nur ein Handicap. Sie kann nicht schwer tragen und darum hat sie auf fluderleichtes Gepäck geachtet und nur das Allerallernotwendigste eingepackt. Dieses Wenige hat sie in einem großen Rucksack untergebracht, der kaum mehr als 20 Pfund wiegen dürfte.

Ruth und ich sind von dieser Zusammensetzung der Reisegruppe sehr angetan. Offensichtlich hat sich kein verwöhnter Tourist oder gurusüchtiger Hippie in die Gruppe verirrt. Alle ahnen, dass einige Strapazen auf uns zukommen, und dass wir diese gemeinsam bestehen müssen.

Ich habe Savita Mehra von unserer ersten Begegnung in der Evangelischen Akademie Mülheim in lebhafter Erinnerung, nicht nur weil ich sie mit ihrem langen schwarzen Haar und ihrem ovalen Gesicht und ihren eleganten, doch energischen Bewegungen im farbenprächtigen Sari als eine schöne Frau wahrnahm, sondern auch weil sie viel intensiver, als

⁸ Dieser Name wurde mit Rücksicht auf die ärztliche Tätigkeit geändert. Alle anderen Namen von Reiseteilnehmern sind authentisch.

ich dies von anderen Menschen gewohnt war, Fragen zu stellen verstand. Sie hatte mich im Anschluss an einen Vortrag über den Zivilen Friedensdienst, gewissermaßen die deutsche Version von Gandhis Shanti Sena (Gewaltfreies Friedenskorps), während der gesamten Mittagspause - und wir saßen dabei auf einer sonnigen Terrasse mit Blick auf den herrschaftlichen Park eines Kohlebarons - ganz intensiv und ausdauernd, so auffallend energisch, fast schon penetrant über die Zusammenhänge zwischen der Bergpredigt und der gewaltfreien Aktion befragt.

Dies hatte mir gefallen, weil ich ein solch starkes Interesse an den religiösen Grundlagen der gewaltfreien Aktion ganz selten antreffe und es bei dieser jungen Inderin, die ich auf etwas über dreißig schätzte, überhaupt nicht erwartet hatte. Im übrigen war ich fasziniert von ihrer Brillanz im deutschen Ausdruck und ihrer akzentfreien Artikulation. Ich hatte das Gefühl, es mit einer hochintelligenten Wissenschaftlerin zu tun zu haben und wunderte mich gar nicht, dass sie mit Stipendien gefördert worden war.

Bombay, 23.2.1997

Vom Hinsehen und 'Zunge zeigen' bei der Fahrt entlang den Gardens on the Leela

Mit gut vier Stunden Zeitverschiebung stehen wir nach 12 Stunden Flug um 6 Uhr in der Frühe in Bombay, das jetzt offiziell Mumbai heißt, vor den indischen Zöllnern. Ohne Inspektion unseres Gepäcks werden wir rasch abgefertigt. Wir tauschen so viel Geld, wie wir meinen, für die halbe Strecke - also bis Ahmedabad - eventuell zu benötigen. Wir gehen davon aus, dass wir erst in dieser Großstadt wieder Reiseschecks einlösen können. Ich tausche für Ruth und mich zusammen DM 1000. Das ergibt 20.700 Rupien.

[Tatsächlich mussten wir beide dann nichts mehr umtauschen. Wir hatten die laufenden Kosten bei weitem überschätzt. Wir haben später auf dem Flughafen in Bombay sogar DM 200 wieder zurückgetauscht. Dabei hatten wir noch für DM 200 Geschenke eingekauft.]

Ruth und ich tragen die Geldbündel um den Bauch. Es wölbt sich, doch bei mir fällt es dank der mit 83 kg reichlich vorhandenen Basis nicht auf, und Ruth lässt die Bluse drüber hängen. Etwas Kleingeld hatte ich mir auch geben lassen. 10 Rupien sind gerade mal 50 Pfennig. Doch in Indien kann man damit zur dritt im Bus durch Bombay fahren oder sich eine dicke Kokosnuss kaufen und leer trinken. Doch das weiß ich am Flughafen noch nicht, sondern erst am Abend.

Wofür wir das Geld brauchen werden, wissen wir auch noch nicht. Wir haben lediglich Savita Mehra versprochen, uns an den Gastgeschenken jeweils mit DM 10 pro Person und Institution zu beteiligen. Dies war für uns eine angenehmere Lösung, als in Deutschland - wie dies ursprünglich vorgeschlagen worden war - Gesellschaftsspiele für die Ashram-Bewohner und für die Schüler und Schülerinnen der Internatsschulen einzukaufen.

Wir gehen davon aus, dass wir etwa 20 Institutionen, bei denen an Gastgeschenke zu denken ist, besuchen werden. Darüber hinaus haben Manfred Kunz und Georg Meusel je

ein Plakat im Querformat hergestellt, das wir unseren Gastgebern zur Erinnerung an den Besuch aus Deutschland übergeben können. Auf einer Deutschlandkarte wurde am Herkunftsort der einzelnen Reisetilnehmer ein Passfoto und ein typisches Gebäude eingeklebt und das Ganze dann in Farbe als Laser-Kopie hergestellt. Diesen Vorschlag unserer Reiseleiterin hat Manfred vorzüglich realisiert. Merkwürdig finde ich, dass Ruth und ich auf dem Plakat getrennt werden. Sie in Bad Windsheim in Franken, wo sie ihre Kindheit verbracht hat, und ich in Berlin, wo wir doch beide seit 1965 leben. Das war Savita Mehras Idee. Ich erkläre es mir mit dem Umstand, dass in Franken auf der Deutschlandkarte noch freier Platz war und ein Fachwerkhaus den Indern gefallen dürfte als Hinweis auf das Freilichtmuseum in der alten Reichsstadt.

Georg Meusels halb so großes Plakat zeigt eine Zusammenstellung von Gandhi- und King-Briefmarken in Originalgröße.

Wenn man die Passkontrolle hinter sich und Devisen in der Tasche hat, kann man nicht einfach in den Flughafenbus steigen und zur Stadtmitte fahren. In Indien muss man sich unbedingt den Rückflug bestätigen lassen, sonst kann man im schlimmen Falle lange warten, bis man das Land wieder verlassen darf. Savita Mehra weiß dies; sie telefoniert und telefoniert, bis unser Rückflug bestätigt ist. Mittlerweile ist es 9 Uhr, und wir suchen nach einem Bus, der uns in die etwa 30 km entfernte Innenstadt bringen soll. Wir karren - verschiedenen und sich widersprechenden Empfehlungen folgend - unser Gepäck einmal rund um den großen Parkplatz des Flughafens. Dann findet Frau Mehra einen Bus, der diese Transportaufgabe für unsere Fluglinie Indian Airlines besorgt. Der Bus tut seinen Dienst sicher seit langer Zeit; die Sitze sind lose, aber die Polster lassen sich zurechtrücken und die Fenster öffnen. Mittlerweile ist es nämlich heiß geworden, 35 Grad Celsius.

Erste Eindrücke gelten als nachhaltig. Doch Vorsicht! Ist nicht gerade dein erster Blick besonders befangen, geprägt von den Erwartungen, die du mitgebracht hast? Du erinnerst dich an Reportagen in der Presse und im Fernsehen. Du hast dir vom Nachbarn einen vierstündigen Videostreifen geliehen, vertont von der Tochter eines befreundeten Arztehepaares: Tempeltour durch Rajasthan. Respekt! Gut gemacht für ein Amateurvideo und richtig positiv gedacht. Aufmerksam und tolerant, rundum sympathisch diese Deutschen! Die blonde Studentin mit Mama und Papa und ihrem Rucksack. Aber das war das Übliche. Es machte dir Spaß, diesen personalisierten Baedeker anzusehen. Der ausführliche Film zeigte dir, wie es Deutschen in Indien so geht. Das sollte man schon videogestreift in petto haben. Doch du hast dir nun vorgenommen, nochmal anders hinzusehen und dafür hast du ein großes Vorbild. Und du fragst dich: Kann ich Indien sehen wie Günter Grass in "Zunge zeigen"?

Diese Schrift hat mir imponiert wie keine andere unter den Reisebüchern. Doch so banal die Feststellung auch sein mag: Grass war in Bengalen; er war in Kalkutta und zwar während des Monsuns. Das lässt sich nicht auf Maharashtra, nicht auf Bombay übertragen - zumal hier alles staubtrocken ist.⁹⁾

⁹⁾ Erst nach meiner Rückkehr nach Deutschland habe ich dann im Reisetagebuch des Berliner Malers Klaus Fußmann die genaue Entsprechung zu meinen ersten Eindrücken und Empfindungen und Fragen gefunden. Fußmann war (sieben Jahre zuvor) gleich uns in Bombay gelandet und hatte auch diesen ersten Eindruck der Fahrt vom Flughafen in die Innenstadt festgehalten. Die Straßendecke dürfte in der Zwi-

Dennoch. Es ist kurios: Ich fühle mich hier in Bombay an einiges erinnert, das Grass im "Butt" (in dem Abschnitt "Vasco kehrt wieder") und in "Zunge zeigen" über seine ersten Eindrücke in Indien schreibt.¹⁰ So ist es. Du kannst nicht umhin: Es ist das offenbare Elend, das dir als erstes in die Augen sticht.

Einerseits bemüht sich die Stadtverwaltung, durch das Anpflanzen von Blumen entlang der breiten Straße zur Innenstadt sich als moderne Großstadt zu präsentieren. Sie nennt die Straße Gardens by the Leela. Ob mit Leela wohl das Rinnsal entlang der Ausfallstraße zum Flughafen gemeint ist, in das alles Mögliche fließt oder gekippt wird? Sogleich hinter dem Flughafen beginnen die Slums, die wir erwartet haben, und die doch auf den ersten Blick einen merkwürdig etablierten, geordneten und gesäuberten Eindruck machen. Gedeckt wird einheitlich mit Eternitwellen. Doch Feuchtigkeit ist zurzeit kein Problem. Alles ist trocken und stinkt auch nicht übermäßig, soweit man im Vorüberfahren überhaupt den Geruch dieser Gegend in die Nase bekommt. Auch die ersten Kühe mittenmang. Sie fressen tatsächlich, was so rumliegt, eben auch Pappkartons.

Das krasse Elend kommt aber noch. Die Leela-Prachtstraße wird von einer Mauer, welche die Slums hinter sich verbergen soll, begleitet. Aber einerseits sieht man die Slums auf ansteigenden Hängen auch hinter der Mauer und andererseits sind an diese Mauer imageschädigend, obszön den Autos zugewandt schwarze, staubbedeckte Plastikbahnen angeheftet. Mauer und Straßenrand bilden ein rechtwinkliges Dreieck. Darunter und davor Familien mit tief dunkelbraunen Kindern. Sie "hausen" dort, meint man sagen zu können. Doch das Wort passt nicht. Hausen ist ein Euphemismus. Soll man sagen "vegetieren"?

schenzeit verbessert worden sein, aber an den Rändern der Straße kann sich nicht viel geändert zu haben, zumindest schien mir dies so, als ich seinen Bericht nachträglich mit meinen Aufzeichnungen verglich. (Klaus Fußmann: Indien. Aus einem hellwachen Traum. Zeichnungen und Aquarelle. Krefeld: Josef Peerlings, 1989)

Im Sinne eines Experimentes, das auf Authentizität Wert legt, werde ich jedoch so verfahren, dass ich meinen Bericht in der Fassung folgen lasse, den er hatte, bevor ich Fußmanns Bericht las. Leider kann ich dieses Verfahren nicht auch noch auf andere Orte übertragen, weil Fußmann dann eine andere Route nahm und nur Agra und New Delhi noch Orte waren, an denen sich unsere Reisewege deckten. Fußmann hat dann über den weiteren Verlauf seiner Reise - gewissermaßen die Tempeltour durch Rajastan - auch bei weitem nicht mehr so ausführlich berichtet wie über die Fahrt vom Flughafen Mumbai in die Innenstadt. Als Reisebeschreibung ist diese Darstellung seiner ersten Eindrücke bereits der Höhepunkt seines Buches. Wahrscheinlich hat er ursprünglich vorgehabt, das Schreiben und das Malen und das Zeichnen zu verbinden, wie dies auch Grass versucht hat, der aber im Unterschied zu Fußmann längere Zeit an einem Ort war und dann auch beides mit der erforderlichen Ausdauer betreiben konnte. Ich hätte mir natürlich gewünscht, dass Fußmann über die ganze Reise so intensiv, ausführlich und anschaulich berichtet wie über die Fahrt vom Flughafen in die Innenstadt, aber Fußmann hat sich dann, wie dies bei einem Maler dann auch wieder verständlich ist, auf das Zeichnen und Aquarellieren konzentriert.

Beides, das Malen und das Schreiben, lässt sich auf einer Reise mit einer raschen Abfolge von Stationen kaum kombinieren. Das eine geht dann immer auf Kosten des anderen. Auch ich habe diese Erfahrung gemacht. Von Fußmann angeregt, habe ich meinen Aquarellkasten nebst Block durch ganz Indien geschleppt und dann nicht eine einzige Zeichnung angefertigt, sondern nur geschrieben und geschrieben - und nur noch fotografiert.

¹⁰ Zu den Erwartungen, mit denen Grass nach Indien gereist ist, siehe die (noch in Europa) vorbereitete Rede: Nach grober Schätzung. Rede in New Delhi vor dem Council of Cultural Relations im Februar 1975. In: G. Grass: Essays und Reden II 1970 - 1975. Günter Grass Werkausgabe, Bd. 15, hrsg. von Daniela Hermes, Göttingen 1997, S. 392-401

Aber das klingt so unmenschlich und überheblich dazu. Das ist keine subtropische Vegetation; das sind Menschen, wenn auch in einer menschenunwürdigen Lage - mit einer mir völlig unbekanntem Lebenserwartung.

Doch diese Menschen lassen sich in Indien auch nicht verstecken. Sie prostituieren sich, das heißt, sie zeigen sich entlang der Prachtstraße in all ihrem Elend. Das hast du erwartet und doch erschrickst du, wenn du es vor dir siehst. Dieses Nebeneinander von Reichtum und Elend ist einfach gar zu krass! Du siehst hier etwas, was du bisher nur theoretisch gewusst hast und worüber du auch schon oft als Politologe unter der Überschrift "strukturelle Gewalt" gesprochen hast.

Doch wenn ich dies in einer Vorlesung sagte, dann waren meine Zuhörer nicht mit all ihren Sinnen beteiligt. Was werde ich über diese Armen in den nächsten sechs Wochen erfahren? Wahrscheinlich wenig bis nichts. Und soziologische Daten sind nichts. Was fühlen, was denken diese Kinder, was unternehmen ihre Eltern? Wahrscheinlich werde ich nur ihre kleinen braunen, mir bettelnd entgegen gestreckten Hände zu sehen bekommen. Und wahrscheinlich werde ich gar nichts tun, ihnen nicht in die Augen sehen und weitergehen. Das ist das Elend, das Ute Grass, als sie vor gut zehn Jahren mit ihrem Mann nach Kalkutta reiste, nach fünf Monaten nicht mehr aushalten konnte. Das spricht für sie. Ich fange schon jetzt beim Hinaussehen aus dem Bus damit an abzustumpfen. Und nach sechs Wochen? Werde ich dann vielleicht von der Schönheit Indiens schwärmen? Bei der Deutsch-Indischen Gesellschaft hat Günter Grass einen schlechten Ruf. Er gilt als Schmutzfink. Das kommt vom Hinschauen und Beschreiben, vom Krähen Zeichnen mit Kohlestift.⁽¹¹⁾

¹¹ Die Entscheidung für den Kohlestift ist eine politische. Wenn man Indien mit Aquarellfarben zu Leibe rückt, dann besteht wegen der Schönheit der Farben die Gefahr, dass man auch das Elend ästhetisiert. Diesen Eindruck werden viele haben, welche sich Fußmanns Indien-Buch gewissermaßen nur ästhetisch zu Gemüte führen. Aus der Sicht von Grass ist dies obszön. Dabei war auch Klaus Fußmann nicht blind für das Elend. Doch sobald man es aquarelliert, ist es nur noch schön. Auch aus diesem Grunde - und um einen Vergleich zu meinem ersten Eindruck von Bombay bereitzustellen - scheint es mir sinnvoll zu sein, Fußmanns erschütternden Bericht von seiner Fahrt vom Flughafen in die Innenstadt von Bombay zu zitieren. Im Falle des Indien-Buches ist der Text, den man bei anderen 'Bilder-Büchern' Fußmanns nicht unbedingt lesen muss, eine notwendige Ergänzung; er korrigiert den ästhetischen Eindruck.

"Einige hundert Meter hinter dem Flughafen beginnen bereits die Slums von Bombay, die sich, Kilometer um Kilometer, entlang der Straße hinziehen, bis schließlich die eigentlichen Vorstädte der Stadt beginnen. Die Slums gehen fast nahtlos in die Stadt über. Man ist entsetzt, denn beim ersten Anblick erscheint alles noch schlimmer, als man es sich vorgestellt hat.

Unser Bus fährt langsam und holpernd über eine asphaltierte Zufahrtsstraße, die links und rechts von Abwassergräben flankiert wird. Auf den gegenüberliegenden Seiten der tintenfarbenen Kanäle reihen sich die Behausungen aus Latten, Säcken und Blech, die wir Slums nennen. Die Hütten stehen so dicht beieinander, dass das Ganze wie ein einziges Gehäuse aussieht. In einer Höhe von etwa zwei Metern, in der Breite wie in der Tiefe aber anscheinend endlos, zieht sich dieser improvisierte Wohnkomplex dahin. Hier leben Hunderttausende. Vor den Behausungen, bis hinunter zu dem Abwasser der Kanäle, liegt hochgeschichteter Unrat. Die Hunde wühlen darin, aber auch Menschen machen sich da zu schaffen. Hier und da schwelen Feuer - und plötzlich weiß ich, dass von ihnen der süß-rauchige Geruch ausgeht, der die ganze Gegend erfüllt und bis in die Flughafenhalle vordrang: Es ist der Geruch einer brennenden Müllkippe.

Tatsächlich hat man den Eindruck, dass die Slums sich auf einer Müllkippe befinden. Aus Müll gebaut, auf Müll gegründet. Während der Bus gemächlich weiter rumpelt, ziehen an uns die Bilder einer Apokalypse vorbei. Ein Kind wäscht sich in einer bläulichen Brühe und spült sich den eingeseiften Körper

Untergebracht sind wir in einer Herberge der Young Women Christian Association. Praktisch gesehen ist es ein einfaches Hotel. Ich weiß nicht, seit wann hier neben Frauen auch Männer aufgenommen werden. Es gelingt mir sogar, für einen kleinen Aufpreis mit Ruth in einem Doppelzimmer unterzukommen. An der Decke dreht sich leise der Ventilator. Dieser soll auch die Mücken vertreiben. Ich kann ohnehin keine sehen, und wir verzichten darauf, das Moskitonetz aufzuhängen. Auf dem Flughafen schwirrten am frühen Morgen einige Schnaken, und ich hatte mit ein paar Tropfen Zanzarin das Gesicht, den Nacken und die Hände eingerieben. Verbunden mit dem Schweiß brannte es auf der Haut, doch solange es nicht in die Augen geriet, war es auszuhalten.

Um 14.30 Uhr essen wir in einem klimatisierten Lokal zu Mittag. Reis und gekochtes Gemüse sind okay, aber Wasserglas, Salat und Eis lassen wir sicherheitshalber unberührt - bis auf unseren Indologiestudenten Sven aus Chemnitz, der bei seinen Tests auf persönliche Indienverträglichkeit aufs Ganze geht und sogar auf offener Straße frisch gepressten Zuckerrohrsaft trinkt. Ich bleibe bei meinem Vorsatz, es mit den Bakterien in Indien so ernst zu nehmen wie Gandhi mit der Fleischbrühe in London. Sogar das Besteck wische ich mit einem Sagrotan-Tüchlein ab. Vielleicht ist dies auch alles übertrieben, und das Leitungswasser in Bombay chloriert und einwandfrei. Doch wer kann unsereinem darüber zuverlässig Auskunft geben? Ich habe mir jedenfalls vorgenommen, Wasser, das mir in Lokalen eingeschenkt wird, nicht zu trinken. Savita Mehra hat uns vor der Reise gesagt, dass wir nur abgekochtes bzw. mit Mikropur desinfiziertes Wasser trinken sollen. Und dabei werde ich bleiben, egal, was sie selbst uns vormacht. Ich wundere mich nur, dass sie ein solches Mittagessen, von dem wir - nach ihren eigenen Empfehlungen - nur einen Teil essen sollten, für uns bestellt hat. Sie lässt sich alles schmecken.

Eröffnet wurde das Mittagessen mit einem Trunk aus der Kokosnuss, die für jeden vor unserem Hotel bei einem Straßenhändler gekauft worden war. Der Händler haut mit einer scharfen Klinge das obere Drittel der Schale ab. Dann lässt sich die Spitze abtrennen, und das Innere mit einem Röhrchen leertrinken. Ich hatte auf diesen Genuss verzichtet, weil ich dem Röhrchen nicht traute und meinte, wir müssten dieses aus den nicht gerade sagrotangepflegten Händen des munteren Schnitters entgegennehmen. Doch die Kokosnüsse wurden mit ins Lokal genommen, und die Kellner servierten uns Plastikröhrchen und Löffel zum Leerschaben. Ich probierte dann doch mal bei Ruth. Die Flüssigkeit schmeckte frisch und gut, und ich kann nun verstehen, dass Grass in Kalkutta die Kokosnüsse süffelte wie die Bayern das Bier.

Wir sind überrascht: Wegen des ausgedehnten Mittagessens haben wir die Stadtrundfahrt um eine halbe Stunde verpasst. Das ist schon ärgerlich. Wie sollen wir jetzt noch einen Gesamteindruck von dieser Fünfzehnmillionenstadt bekommen? Morgen stehen nur Gandhi-Stätten auf dem Programm, und übermorgen beginnt die große Reise per Bahn und Bus.

mit der gleichen Flüssigkeit ab. Etwas weiter macht eine ganze Gruppe Erwachsener das gleiche: In einer graublauen Pfütze seifen sie sich gründlich ein, schöpfen dann mit einer Dose das Wasser und schütten es sich über den Kopf. Ein Frau im gelben Sari stochert mit einem Stecken in einem verstopften Abflußrohr. Kleine, von Schmutz starrende Kinder mit verfilzten Haaren, stehen am Straßenrand und winken." (K. Fußmann: Indien, a.a.O., S. 3-4)

Den Rest des Sonntagnachmittags verwenden wir - auf uns allein gestellt - improvisierend für einen Besuch des nahegelegenen Museums, genannt nach dem Prince of Wales und gefüllt mit den Erwerbungen privater Sammler. Im Erdgeschoss die Statuen indischer Götter. Ohne Führung können wir sie nur unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachten - und dies ist zwar immer möglich, aber doch ein hochnäsiges Verfahren. Darum verzichte ich hier auf vorlaute Bemerkungen. In den Stockwerken über den Steinskulpturen dann faszinierende Sammlungen von Miniaturmalereien persischer Tradition, wie sie auch mein Kollege Fußmann (an der Berliner Hochschule der Künste) von seiner Indienreise mitgebracht und im Dahlemer Museum in einer Sonderausstellung gezeigt hatte. Dabei war ich auch auf seine Aquarelle als Reiseerinnerungen aufmerksam geworden, hatte aber den begleitenden Text vor meiner Indienreise nicht mehr gelesen.

Die bedeutende europäische Malerei ist in diesem Sammelsurienmuseum nur in einigen Kopien vertreten. Und diese Kopien sind kläglich. Unter künstlerischen Gesichtspunkten könnte man eigentlich nur empfehlen: Steckt sie in den Ofen oder wenigstens ins Depot! Diese Ölschinken sind nur Ausdruck der Gesinnung der Kolonialherren, für die auch miserable Kopien europäischer Meisterwerke immer noch weit schöner waren als einheimische Originale.

Wir hatten auf unserem Spazierweg zum Museum auch in eine Galerie mit modernen Malereien geschaut und durchaus Ansehnliches in der Art Robert Delaunays vorgefunden. Geometrische Figuren in wohl abgestimmten Farbmustern. Geradezu formvollendet. Das hat mich überrascht. Ich hatte mit Gegenständlichem, mit Symbolischem gerechnet.

Bombay, 24.2.1997

Von jüngerlichem Grauen vor nackter Haut, der vielseitigen Verwendung der Kokosnüsse, der ersten Begegnung mit der Enkelin Gandhis und dem Geschichtsunterricht per Puppenstube - ergänzt um Ruths lebhaften Bericht von ihrer Exkursion zum Quartier der Kuhschützer.

Beim Frühstück machen drei Frauen aus unserer Reisegruppe ihrem Ärger Luft. Frau Mehra war um 3.30 Uhr aufgestanden, hatte Licht angemacht und sich ausgiebig gereinigt - ohne jede Rücksicht auf das Schlafbedürfnis der anderen. Die Frauen wollen mit Frau Mehra das Zimmer nicht mehr teilen, zumal sie ihnen rigorose Bekleidungs Vorschriften macht. Sie kann nackte Haut oberhalb der Hand- und Fußknöchel nicht sehen.

Auf dem Fußmarsch entlang dem Kai von Bombay spürte ich als erstes etwas Wunderbares. Mein Hüftgelenk schmerzte nicht. Es ist die trockene Wärme, die mich beweglich macht. Mit Hilfe meines ausziehbaren Wanderstocks konnte ich bei der Marschgruppe gut mithalten. Und zu Fuß sieht man eben mehr als aus dem Fenster eines Busses. Halsbrecherisch die Baugerüste aus Bambusstangen, die über viele Stockwerke in die Höhe geknotet werden.

Lebensmittel und Schuhe, genau genommen Gummisohlen mit Zehenschlaufe, sind das Hauptangebot im Straßenhandel. Zum Frühstück futtert man am Straßenrand vor einem dieser 1.50 x 1.50 m großen Ständchen etwas ähnliches wie schwäbische Fasnachtsküchlein, rund mit stachelartigen Vorsprüngen. Zubereitet in siedendem Öl. Also sicherer Bakterientod. Aber du blickst eben auch auf die Hände, welche diese Genüsse darreichen, und auf Geschirr, das gerade mal mit ein bisschen Wasser aus einem Container überspült wurde.

Doch die Inder ließen es sich schmecken. Andere Budenköche schnitzelten Zwiebeln und schnitten Tomaten. Das wird dann zwischen zwei Toastscheiben gepackt, mit einer Zange erfasst, zusammengedrückt und auf einem kleinen Holzkohleöfchen gebräunt. Das sieht lecker aus. Doch ich hielt mich um die Mittagszeit lieber an die kleinen Bananen, die Ruth an einem Karren kaufte, das Stück für eine Rupie. Bei Bananen konnte nun wirklich nichts passieren, weil beim Schälen die Finger nicht mit dem Fruchtfleisch in Berührung kommen.

Leckerer wäre aber sicher ein Holzkohlentostbrot gewesen, aber die Hitze des Toasters würde wahrscheinlich nicht ausgereicht haben, um den Kleinstlebewesen auf der Einlage den Garaus zu machen. Bei der Holzkohle handelt es sich übrigens um ein Produkt aus Kokosnussschalen. Das erklärte mir Manfred Kunz, der Indienexperte unserer Gruppe, als er einen Bügler mit seinem voluminösen Kohlebügeleisen beim Plätten beobachtete. Imponierendes Verfahren, erinnert an die Trockenlegung des in den Bach gestürzten Schneiders in Max und Moritz. Und Bügeln ist in Indien eine Leidenschaft. Möglicherweise haben viele nur zwei Hemden und eine Hose, aber diese hat eine Bügelfalte.

Doch als wir den Strand entlang gingen, trafen wir auch wieder auf die Ärmsten, und dann war er wieder da, dieser entsetzliche Gestank um ihre Plastikbahnenunterkriechkünfte. Vielleicht sollte man von Unterkrünften sprechen. Ich habe diesen Gestank seit meiner Kindheit in der Nase. Er umgab das Zeltlager der Wlassowtruppen in Münsingen. Unauslöschlich ist bei mir die Erinnerung an das Hitlerregime mit diesem Gestank verbunden: Mit diesem Exkrementengestank stand mir wieder alles vor Augen, die Evakuierung aus Stuttgart, das Kriegsende in Münsingen auf der Schwäbischen Alb und die Straßenkämpfe vor dem Einzug der amerikanischen Truppen, die erschossenen deutschen Landser, die verendeten Pferde und dann die ersten Fotos der Konzentrationslager in den Schaufenstern eines Münsinger Kaufhauses auf meinem Schulweg. Und das unversehens mitten auf der Küstenpromenade von Bombay.

Und einer von diesen Elenden klaubte nun hier in Bombay vor mir aus dem Staub der Promenade einige Nussbruchstücke vom abgebauten Stand eines Straßenhändlers. Mit der linken Hand versuchte er seine Hose hochzuziehen, während er sich bückte und mit der rechten Hand im Staub suchte. Die beiden - merkwürdigerweise, denn die Scheißerei wird im allgemeinen sehr reinlich, wenn auch am Straßenrand besorgt - kotverschmierten, grauen Arschbacken kamen mir entgegen. Der Mann beachtete mich überhaupt nicht, war ganz intensiv mit seiner Suche nach halben und viertels Nüssen beschäftigt. Er war vielleicht 30 Jahre alt. Warum habe ich nicht in die Tasche gegriffen und ihm 10 Rupien

gegeben, damit er sich ein paar Happen kaufen kann? Das kommt einem nach dem ersten Entsetzen erst nach 20 Metern, aber dann kehrt man nicht mehr um. Das ist ein Fehler.

Den bettelnden Kindern, die uns immer wieder ein Stück begleiten, Geld zu geben, halten ich und auch die anderen in unserer Gruppe für völlig sinnlos. Wahrscheinlich würden immer mehr kommen und neben uns herlaufen und am Hemd zupfen. Es sind viel zu viele. Und wir haben auch kein Kleingeld, sonst hätten wir uns wahrscheinlich doch erweichen lassen. Was essen diese Kinder überhaupt? Ich sehe einen der obdachlosen Männer mit geschäftiger Miene - und wohl im Gefühl etwas Sinnvolles für seine Familie zu tun - mit einem kleinen Messer Kokosstücke schnitzeln und auf der Kaimauer an der Sonne trocknen. Wer weiß, vielleicht essen sie die Reste der leer gesüffelten Kokosnüsse.

Dem Kai entlang wird eine Leitung verlegt. Die Erdarbeiten erledigt jedoch kein Bagger. Männer lockern mit kurzstieligen Hacken den Boden und füllen die Erde in flache Blechschalen, die dann von Frauen hochgehoben und in quadratisch gerippte Plastiksäcklein gefüllt werden. So werden hier Menschen beschäftigt. Wahrscheinlich verdienen sie kaum mehr als 30 bis 50 Rupien am Tag.

Entsprechend unserer Schätzung erreichen wir nach zweistündigem Marsch unser Ziel, die Gandhi-Gedenkstätte. Gandhi hatte sich zwischen 1917 und 1934 häufig in Bombay aufgehalten. Sein Quartier, heute ein Gandhi-Museum, war Mani Bhavan, die Stadtvilla eines Industriellen gewesen. Im zweiten Stockwerk hatte Gandhi über einem Balkon mit Blick zur Straße ein geräumiges Zimmer mit Steinfliesenboden und der für ihn charakteristischen kargen Einrichtung: Bett, Spinnrad und Bücherregal und ein Sitzpult zum Erledigen der Korrespondenz. Fotos zeigen ihn aber auch an der Schreibmaschine und am Telefon. Viel Neues habe ich jedoch nicht entdeckt. Eine hübsche Überraschung war ein leider nicht ganz scharfes Foto mit Gandhi als Radler. Wie weit er es als solcher gebracht hat, lässt sich jedoch nicht erkennen. Sicherheitshalber hatte ein Freund noch die Hand am Gepäckständer.

Amüsiert habe ich mich über eine Puppenstubenschau zu Gandhis Lebenslauf. Wachsfigurenkabinett à miniature. Da gab es alles zu sehen: den Rauschmiss aus dem Zug in Südafrika, den Salzmarsch, aber auch die Begegnung mit Romain Rolland, seinem ersten einflussreichen europäischen Biographen im Jahre 1931, und schließlich die tödlichen Schüsse in Delhi. Um die Berliner Studenten mal nicht per Film, sondern in dieser kindlich verfremdeten Form mit wichtigen Stationen im Leben Gandhis vertraut zu machen, bat ich Ruth, mit Blitzlicht die Szenerien zu fotografieren, und dann habe ich an der Kasse noch einen Film mit der gesamten Puppenstubenhistorie für 100 Rupien erworben, zwei Tageslöhnen einer Straßenarbeiterin, auf deutsch fünf Mark.

Im Puppenstubenkabinett fühle ich mich erinnert an die Holzschnitte und Kupferstiche zum Leidensweg Christi, die mir von frühester Jugend an die biblischen Gestalten lebendig und real erscheinen ließen und von denen ich in den letzten Jahren auch einige Originale in unserem Hause aufgehängt habe - abwechselnd, weil diese alten Graphiken so lichtempfindlich sind. Es ist meine Art der Distanzierung vom dekorativen Expressionismus, der als Kalenderblatt das Wohnzimmer mit Reproduktionen der Bilder schmückt, die bei Sotheby's Millionenpreise erzielen. Diese Holzschnitte und Radierungen des 16. bis 18.

Jahrhunderts sind auf Versteigerungen, wenn es sich um weniger bekannte Meister oder gar um aufmerksame, zeitgenössische Kopien von Albrecht Dürer oder von Lucas van Leyden handelt, spottbillig zu haben. Wer will sich heute an die Gefangennahme, Geißelung und schließlich Beweinung und Grablegung Jesu noch erinnern lassen? Da ist es fast schon ein Akt der Solidarität mit dieser Tradition, bei der Versteigerung alter Graphik eine solche Serie von Bibelillustrationen nach dem Aufruf nicht ohne Gebot zurückgehen zu lassen, und Tilman Bassenge schaut dann schon mal in meine Richtung, wenn er eine solche wertlose Kostbarkeit aus dem 16. oder 17. Jahrhundert aufruft. Damals wurde gedruckt, was die Platte hergab, und es gab keine künstliche Verknappung durch das Signieren und Nummerieren kleiner Auflagen und die anschließende Vernichtung der Platte. Dadurch wird die Originalgraphik großer Meister der Moderne heute zum Prestigeobjekt. Hingegen waren die Passionsserien von Dürer und besonders seiner Kopisten Mommard, Raimondi und Wierix religiöse Gebrauchsgegenstände in Bürgerhand - vergleichbar den Gandhi-Postern oder dem Elefantengott Ganesh, den sich in Indien die Autofahrer am Armaturenbrett befestigen. So nehme ich die Naivität dieser Gandhi-Puppenstuben als Indiz der Lebendigkeit der gandhistischen Tradition im heutigen Indien.

In dieser Gandhi-Gedenkstätte war ein Treffen mit einer Enkelin Gandhis für 12 Uhr vereinbart. Es kam auch zustande, weil es Savita Mehra zu unser aller Erstaunen doch noch rechtzeitig gelungen war, am Bahnhof die Fahrkarten für unsere lange Reise zu erwerben. (Später erfuhren wir, dass dies nur für die ersten Etappen möglich war. Die Prozedur ist entsetzlich umständlich, weil man sich mehrfach anstellen muss und nicht alle Fahrkarten auf einmal kaufen kann.)

Während ich im Studiensaal des Museums saß und im Tagebuch vermischte Eindrücke notierte, kam eine vielleicht 60jährige, vornehm-glänzend gekleidete und auch teuren Schmuck tragende, groß gewachsene, schlanke Inderin auf mich zu und fragte mich, ob ich zu der erwarteten Gruppe aus Deutschland gehörte. Dies war unmittelbar, bevor Frau Mehra eintraf.

Die Sache ließ sich gut an, aber sie lief nach der Besichtigung des Hauses, bei der mich die Bilder von der Ermordung Gandhis und seiner Aufbahrung vor der Verbrennung am meisten bewegten, doch bald aus dem Ruder. Die Enkelin übergab ehrerbietig das Wort an einen fast 80jährigen Arzt, der seit mehr als 50 Jahren jeden Morgen von 3.30 Uhr bis 4.30 Uhr am Spinnrad sitzt und auf diese Weise meint, ein getreuer Jünger Gandhis zu sein.

Nach meinem ersten Eindruck ist diese Khadi-Produktion heute eine mehr oder weniger rituelle Handlung, die sich keiner Erfolgskontrolle mehr stellt. In einem schwer zu verstehenden Englisch überschüttete uns der alte Arzt mit einer Fülle von Details zu verschiedenen Baumwollfäden und Stoffsorten. Frau Mehra entfernte sich mit der Gandhi-Enkelin, um diese für einen deutschen Sender zu interviewen. Wir blieben zurück und durften an einem etwas moderneren mehrspindligen Maschinchen drehen, das gleichzeitig vier dicke Baumwollfaserbänder - Ruth sprach von Flyerbändern - durch Ziehen, Pressen und Drehen in dünne Fäden umwandelte. Wir bewunderten zwar höflich das Handmaschinchen, philosophierten ein wenig zum Thema 'intermediate technology', aber im Grunde genommen mopsten wir uns, dass Frau Mehra mit der Enkelin Gandhis, Frau Usha Gokali, verschwunden war.

Nach dem langen Anmarsch und der Besichtigung des Gandhi-Museums hatte ich für heute eigentlich genug gesehen und darum schloss ich mich Monika Walther und Daniela Kempkens an, als diese ins Hotel zurückfuhren.

Daniela und Monika hatten schon während des Fluges nicht ausreichend schlafen können und sie waren aufgewacht, als die Reiseleiterin in der Nacht aufgestanden war. Ich fühlte mich zwar nicht so zerschlagen, sehnte mich aber wie häufig auf Reisen nach ein paar einsamen Stunden, um über die Eindrücke des Tages nachzudenken und meine Gedanken zu formulieren. Finde ich diese Zeit nicht, habe ich schnell das Gefühl: Je mehr du siehst, desto mehr rauscht an dir vorüber. Außerdem mussten wir morgen vor 5.00 Uhr aufstehen und packen.

Wieder im Hotelzimmer räkle ich mich im Lehnstuhl und genieße den Blick aus dem Fenster. Die Krone eines lederblättrigen, rot blühenden Baumes berührt fast den Balkon und dicht vor mir turnen zwei grüne Vögel, die etwas größer als Wellensittiche sind, Kernbeißerschnäbel und lange Schwänze haben, im Geäst. Ich kann sie lange Zeit in aller Ruhe beobachten, wann immer ich von dem metallisch glänzenden Schirm meines kleinen Computers aufblicke. Unten rauscht der Verkehr durch die schattige Straße.

Ruth ist mit Frau Mehra und dem Rest der Gruppe mit Linienbussen doch noch zu der Unterkunft der Dauerdemonstranten vor dem Rinderschlachthof gefahren. Ich hatte dies schon gestern abend reichlich gewagt gefunden angesichts der riesigen Distanz. Für die Hinfahrt brauchte die Gruppe mit Umsteigen vom einen überfüllten Bus auf den nächsten auch tatsächlich fast zwei Stunden.

Die Rückfahrt, die erst gegen Mitternacht erfolgte, sollte dann schneller vonstatten gehen, da die S-Bahn benutzt werden konnte. Frau Mehra wollte zu später Stunde einen Teil der versäumten Stadtrundfahrt per pedes nachholen und leitete die Gruppe zum Indian Gate, dem bekanntesten Bauwerk aus der englischen Kolonialzeit. Es sei schon sehr stimmungsvoll gewesen, nachts am Meer zu sitzen, sagte Ruth, als sie sich zu mir unter den leise surrenden Ventilator legte. Ruth war ganz zufrieden, die Aktivisten des permanenten Zivilen Ungehorsams vor dem Schlachthof getroffen und befragt zu haben und dann auch noch durch das nächtliche Bombay spaziert zu sein - vorbei an den auf den Gehsteigen schlafenden Indern. "Die Leute stellen ihre Bettgestelle ins Freie, am liebsten unter irgendwelche Arkaden. Doch viele schlafen ganz ohne Obdach auf dem, was man in Deutschland 'Bürgersteig' nennt. In Bombay sind das öffentliche 'Liegesteige', das heißt, du müsstest immer über Schlafende hinwegsteigen. Darum gehst du nachts am besten auf der Straße, wenn der Verkehr es zulässt."

"Welchen Eindruck hast Du denn von den Kuhschützern gehabt? Ist deren Protest auch so ein nostalgisches Ritual wie dieses Handspinnen des alten Arztes in Mani Bhawan?"

"Das lässt sich nicht mit einem Satz beantworten. Morgen früh," sagte Ruth beim Einschlafen, "kannst du mich ausfragen. Ich habe mir viel notiert. Die Kuhschützer nehmen ihre Aufgabe jedenfalls sehr ernst. Sie leben anscheinend nur für dieses Ziel."

"Wahrscheinlich sagen sie wie alle Gandhisten: Der Weg ist das Ziel. Das besprechen wir morgen. Gerade noch drei Stunden bis zum Wecken!"

Ruth ist unglaublich ausdauernd. Darin scheint sie Frau Mehra zu gleichen. Ich sage mir zwar: Da hast du anscheinend einiges verpasst, aber dein Glück ist, dass du Ruth dabei hast. Wir sind ein eingespieltes Team. Sie hat genau wie du in der Oberschenkeltramperhosenaußentasche ein schwarzes Büchlein mit Kugelschreiber. Ihr Bericht wird ziemlich komplett sein. Da brauchst du es nicht zu bedauern, dein marodes Hüftgelenk geschont zu haben. Du hast es gut; du kannst dir sagen: Was zuviel ist, ist zuviel.

Ich ließ mir dann anderntags auch sofort, das heißt im Zug auf der Fahrt von Bombay zu dem Lehrerinneninternat auf Kosbad Hill, von der Exkursion zu den Kuhschützern berichten. Ich füge Ruths lebhaftere Erzählung jedoch nicht unter dem morgigen Tag, sondern an dieser Stelle ein, weil sie in die Zeit unseres doch viel zu kurzen Aufenthalts in Bombay fällt. Zurück in Berlin habe ich dann auch noch einiges nachgetragen mit Hilfe der Tagebuchaufzeichnungen von Ruth, von Georg Meusel und Ursula Mertens.

Ruths Bericht:

Gute Gründe für den Schutz der Kühe

Etwa 25, meist schon ältere Satyagrahis - so nennen sich diejenigen, die sich wie Gandhi und Vinoba Bhave lebenslang zum gewaltfreien, gütigen Handeln verpflichtet fühlen - bilden in Bombay den 'harten Kern' der Initiative gegen das Kuhschlachten. In einer 15 Millionen Stadt ist dies eine verschwindend geringe Zahl von Kuhschützern. Vor Jahrzehnten sollen es weit mehr gewesen sein.

Ruth begann ihren Bericht mit einem kaum kaschierten Vorwurf - an meine Adresse: "Allein schon die Ausdauer der Verbliebenen hatte mich beeindruckt. Nun sage mir mal, was motivierte einen David Mazgaonkar und seine Frau diese Kampagne fortzuführen? Das hat mich interessiert. Die beiden schienen mir in ihrer ruhigen, gefassten Art einen Standort und ihre Aufgabe im Leben gefunden haben.

Diese zwei Dutzend Satyagrahis leben als kommunitäre Gemeinschaft in einem Krankenhauskomplex im Norden Bombays. Oberhalb zweier Bettenetagen wurde ihnen von der Gandhi-freundlichen Verwaltung des Sarvodaya-Hospitals ein großer, kahler Raum zur Verfügung gestellt.⁽¹²⁾

¹² Sarvodaya bedeutet Wohlfahrt *für alle* und ist der Grundbegriff von Gandhis Sozialprogramm. Eine Sammlung dieser Vorstellungen Gandhis von einer sozialen Ordnung, die auch die Allerletzten nicht ausspart und urchristliche Züge trägt, ist bereits 1962 auch in deutscher Übersetzung erschienen: M. K. Gandhi: Sarvodaya. Wohlfahrt für alle, Bellnhausen 1962

Gandhi hat sich mit Sarvodaya programmatisch von zwei Haltungen distanziert, die er zum einen in Indien und zum anderen in Europa vorgefunden hatte. Sarvodaya widerspricht dem indischen Kastendenken, das gegenüber den Kastenlosen und Ärmsten kein Mitleid und keine Verantwortung kennt, und es widerspricht dem europäischen Utilitarismus eines John Stuart Mill, der sich sozialpolitisch darauf hinausredet, dass es praktisch nur um *das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl* gehen könne. Dieses Sarvodaya-Hospital ist auch, vielleicht sogar vornehmlich für die Ärmsten der Armen da.

Im Hospital werden viele Fälle von Tuberkulose behandelt. Doch am Tor des Krankenhauses hängt auch ein großes, weißes Transparent. Mit roter Schrift wird auf die kostenlose Schluckimpfung gegen Kinderlähmung hingewiesen. Gefördert wird dieses Angebot von den Lions Clubs International.

Georg Meusel hat Savita Mehra gebeten, einen weiteren Hinweis unter dem Schild 'Sarvodaya-Hospital' zu übersetzen: '31 Fuß hoher Krishna-Tempel, 56 Fuß hoher Shiva-Tempel.' Diese Tempel sind also auch ein Teil des Krankenhauses. Gandhi gehört zu den verehrungswürdigen Gestalten des Tempelbereichs. Er erscheint als Statue im weißen Gewand, wie Schneewittchen umgeben von weißgekleideten Zwergen. Und dies alles zu Nutz und Frommen der Patienten, von deren Familien und des Krankenhauspersonals.

Das Quartier der Kuhschützer selbst hat nichts Andächtiges, nichts Anheimelndes. Seine Nüchternheit ist nicht mehr zu steigern. Der weite Schlaf- und Versammlungsraum wirkt nicht nur auf den ersten Blick, sondern nachhaltig wie eine leerstehende Fabrikhalle. Es ist auch kein Ort der Stille. Von außen dringen Motorengeräusche herein. Das Krankenhaus liegt in der Einflugschneise.

Die Einrichtung des Dauerquartiers der Kuhschlachtgegner ist sogar noch schlichter als diejenige des Gandhi-Zimmers in Mani Bhavan: eiserne Bettgestelle und ebensolche Beistelltischchen mit Schubladen, in denen ein paar Habseligkeiten - und es ist schon merkwürdig, wie wenig dieses deutsche Wort 'Habseligkeiten' zu dieser extremen Genügsamkeit passt - untergebracht werden können. Von den schmucklosen Wänden, an die nur einige Plakate gewaltfreier Kampagnen geheftet wurden, blättert die blaue Farbe. Neonröhren beleuchten eine Jutematte, auf welcher man sich zum Gebet oder auch zu Beratungen und zum Empfang von Gästen versammelt."

"Haben die Satyagrahis daneben noch eine eigene Wohnung?"

"Einige sicher nicht, so arm, so bedürfnislos wirkten sie. Doch im Hintergrund musste es auch noch andere Räume geben, zumindest einen weiteren für die Frauen und wahrscheinlich auch eine Kochgelegenheit. Alles kann man als Besucher nicht sogleich erfragen."

"Wovon leben diese Kuhschützer eigentlich?", unterbreche ich Ruth.

"Das hätte ich auch gerne gewusst, aber auch danach haben wir nicht zu fragen gewagt. Du weißt doch, Fragen nach dem Einkommen stellt man in Deutschland nicht. Keine Ahnung, vielleicht hätten die Inder eine solche Frage gar nicht peinlich gefunden."

"Ich kann mir ein solches Leben ohne alles Private, ohne jede Kammer für mich selbst überhaupt nicht vorstellen", wende ich ein. "Ich könnte nicht die ganze Zeit auf dem Präsentierteller leben."

Ruth meint dann auch: "Mir ging's ähnlich. Das war noch spartanischer als die Schlafräume der russischen Soldaten in der Kaserne von Krampnitz. Nur bei den Soldaten war alles im rechten Winkel gestellt und gelegt, die Betten, die Zudecken, einfach alles."

Da erinnere auch ich mich an diesen Besuch in den Weihnachtstagen 1989. Als Zeichen guten Willens: Ein Tag der Offenen Tür für diese Kaserne, die nur wenige Kilometer hinter der Grenze zwischen Kladow und Groß Glienicke in Richtung Potsdam liegt. Die russischen Offiziere hatten sich große Mühe gegeben, uns zu beeindrucken. Doch: Es war noch preußischer als in Preußen. Am meisten entsetzte uns der perfekte Mangel an Rückzugsmöglichkeiten. Und wir wussten aus Berichten lettischer und litauischer Militärdienstgegner, wie sehr die Rekruten von älteren Soldaten und Unteroffizieren schikaniert und in jeder Hinsicht ausgebeutet und missbraucht wurden. Da wunderte uns die hohe Selbstmordrate unter den sowjetischen Rekruten nicht mehr.

Doch wahrscheinlich ist es verkehrt, sich unter diesen Kuhschützern an die Situation der russischen Soldaten zu erinnern. Aber Assoziationen erfolgen ungerufen, sagen wahrscheinlich mehr über dich als über das Beobachtete.

"Die äußeren Bedingungen waren im Hospital mit denen in der Kaserne vergleichbar, aber die Stimmung war eine ganz andere", meint Ruth. "Es ging locker zu. Niemand schien sich eingeengt zu fühlen."

"Trotzdem, ich glaube nicht, dass ich es in einer solchen Kommune lange aushalten würde. Allmählich begreife ich, warum es Gandhi in Einzelhaft mitunter besser gefiel als in Freiheit."

Ruth geht darauf nicht ein. "Unsere Reisegruppe fand in dem Hospital ein gutes Drittel der gesamten Widerstandsgruppe vor, sieben Männer und zwei Frauen. Doch die Frauen waren nicht sofort dabei. Die Kampagne ist für die Satyagrahis Heimat und Sinn des Lebens. Diesen Eindruck gewinnst du nun mal," schickt Ruth ihrem Bericht voran.

"Gibt es in der Kampagne auch junge Leute oder haben sie alle kahle Köpfe oder lange weiße Haare?"

"Jugendliche und Kinder habe ich nicht gesehen. Kusum aus Karnatak ist der Jüngste in der ständigen Kampagne gegen das Kuhschlachten und er dürfte etwa dreißig Jahre alt sein. Der älteste, Ishwari Prasad aus Agra, zählt bereits 88 Jahre. Er sang ein Gebet für uns. Auch der Sprecher der Gruppe war hoch in den Siebzigern, doch mit seinem weißen, fröhlichen, nach rechts und links gescheitelten Schnauzbart wirkte er auf mich, als habe er noch viel vor - beim permanenten Eintreten für den Schutz der Kühe.

Unsere Reisegruppe hatte als erstes gefragt, ob zu den Kuhschützern auch Frauen gehörten. Erst daraufhin waren zwei aus den rückwärtigen Räumen gekommen und hatten sich mit den anderen auf die Jutematte gesetzt. Die Jüngere, die etwa 35 Jahre alt sein mochte und in ihrem dunkelgrünen Kleid und ihren bloßen, dunkelbraunen Armen einen kräftigen und gesunden Eindruck machte, berichtete von ihrer Arbeit, die sich nicht auf das Blockieren

der Tore des Schlachthofs beschränkt. Die andere, eine etwas ältere Frau hielt sich mehr im Hintergrund und sagte nichts.

Von der Jüngerer erfuhren wir, dass sie über die Dörfer zieht und Schulen besucht, um über die Kampagne gegen das Schlachten der Kühe zu berichten. Sie ist manchmal wochen- und gar monatelang unterwegs. Es war von 2.500 Kilometern die Rede."

"Wahrscheinlich ist dies die Gesamtstrecke, die sie auf ihren Aufklärungstouren zurückgelegt hat."

Ruth fragte die Agitatorin des Kuhschutzes dann, wie sie solche Reisen denn mit ihrem Familienleben vereinbaren könne. Schließlich hatten auch Gandhi und Kasturba Kinder, Vinoba allerdings nicht.

Die anderen Satyagrahis in der Runde hätten gelächelt. Die Befragte sei nicht verheiratet; sie habe nun mal ihr Dasein der Aufklärung über die Rolle der Kuh im Leben Indiens gewidmet. Die schweren Traktoren würden die feuchte Erde unter ihren schweren Reifen verdichten, wohingegen die Kuh nur mäßige Eindrücke hinterlasse. Das schien aber nur eines ihrer eher pragmatischen Argumente zu sein - quasi für Einsteigerinnen.

"Die Kuhschützer erklärten uns ausführlich und in aller Ruhe ihre Lebensphilosophie. Es fiel uns allen, auch mir ziemlich schwer, uns so allmählich, vielleicht auch nur ein wenig dieser Denkweise zu nähern."

Nein, sagten die Kuhschützer, das Eintreten für die Kuh sei keine Frage der Mystik. Es ginge auch nicht um eine besondere Heiligkeit der Rinder, wenn man sich als Gandhianer gegen ihr Schlachten wende. Da gehe es zunächst um etwas ganz Elementares: 'Kuhfladen sind ein hervorragender Dünger, eigentlich zu schade zum Verbrennen, aber immerhin beim traditionellen Zubereiten der Mahlzeiten eine ungefährliche und kostenlose Alternative zum Kerosin, um vom teureren Atomstrom noch einmal ganz zu schweigen.'

Von der Milch wurde hier nicht gesprochen, aber es war ja klar: Im Vergleich zu den deutschen Rindern, die mit Kraftfutter in Schuss gebracht werden, ist von einer mageren indischen Kuh, die sich in den Städten von Abfällen, ein wenig Grün am Straßenrand und von Pappkartons ernährt, nur wenig Milch zu erwarten. Doch auch diese Städter hier in Mumbai empfahlen das Pflügen mit der Kuh."

Ob sie dies in ihrer Jugend ausprobiert haben? Auf dem Weg zum Gandhi-Museum Mani Bhavan hatten wir nach dem Verlassen der Strandpromenade eine Kuh gesehen, die einen Karren zog, der selbst weit schwerer war als das Transportgut: eine lange Deichsel und zwei riesige Holzräder mit dicken Speichen und auf dem klobigen Gefährt dann obenauf nur einige Büschel Grünzeug.

"Die junge Frau meinte, die Kuh sei für die Inder in den Dörfern eine Art Lebensversicherung für harte Zeiten, quasi eine letzte Reserve."

"Wie hat sie das gemeint? Darf man die Kuh im Notfall doch schlachten und aufessen?"

"Das sicher nicht", meint Ruth. "Die Kuh ist ein Hoffnungsträger. Sie ist Zugtier beim Wiederaufbau verwüsteter Felder. Sie ist Nahrungsquelle für die Allerkleinsten, die vom verseuchten Wasser krank werden könnten.

Die Kuh selbst darf an Altersschwäche sterben. Doch dann bleibt ihre Haut, um daraus Sandalen oder andere Lederwaren zu fertigen. Aus den Hörnern und Klauen wird noch Dünger hergestellt.

Die Satyagrahis haben sich gefreut, als ich erwähnte, dass auch wir in Berlin in unserem Garten mit Hornspänen die Blumen und das Gemüsebeet düngen.

Ich wandte mich noch einmal an David Mazgaonkar. Mit seiner Frau lebt er seit 1955 in der Dauerkampagne gegen das Kuhschlachten. Ich fragte, ob die Kampagne denn Fortschritte mache? Er antwortet zögernd: Früher hätten sich weit mehr Menschen an der Kampagne beteiligt. Jetzt bewege die Satyagrahis diese Frage nach dem Erfolg kaum noch. 'Wir legen Zeugnis ab für das richtige Leben im Einklang mit der Natur. Dies zu tradieren, ist uns wichtig. Irgendwann wird es in seiner Bedeutung dann schon erkannt werden.'

Doch um uns Skeptikern aus Europa etwas Eingängiges, etwas Handfestes mitzuteilen, sagten die Satyagrahis: Acht Bundesstaaten hätten Gesetze gegen das Kuhschlachten erlassen.

Die Kuhschützer sprachen zwar gutes Englisch, was ein sicheres Indiz für ihre überdurchschnittliche Allgemeinbildung war, aber dennoch fiel es mir schwer, die Philosophie des Schutzes der Kuh nicht nur zu verstehen, sondern auch zu begreifen. Nach der pragmatisch gestimmten Ouvertüre, in der ein Loblied auf die Kuhfladen angestimmt worden war, kamen die Gastgeber dann mehr und mehr aufs Grundsätzliche zu sprechen. Sie wollten uns auch den geistlichen Sinn ihres Einsatzes gegen das Schlachten der Kühe verständlich zu machen. Ich versuche mal ihre Lehre zusammenzufassen:

'Wir Kuhschützer sehen die Erde von der Herrschsucht des Menschen bedroht. Wie dieser Gewalttätigkeit zu begegnen ist, zeigen wir symbolisch und praktisch am Beispiel unseres Eintretens für den Schutz der Kuh. Die Kuh ist Sinnbild des Lebens. Von Gandhi wird der Satz überliefert: Wenn eine Kuh geschlachtet wird, habe ich selbst das Gefühl, dass mir ein Messer an die Kehle gelegt wird. Überhaupt ist die Kuh der schönste Ausdruck des Mütterlichen in der Welt. Rettet man die Kuh, so rettet man alle Welt. Wenn man also für das Verbot des Schlachtens der Kühe eintritt, dann tritt man symbolisch für den Erhalt der Familie ein.'

So ungefähr lautete die Botschaft der Kuhschützer. Und sie fuhren fort, in der Welt gebe es drei Formen der Gier:

1. Das Streben nach immer mehr Macht.
2. Das Streben nach immer größerem materiellem Reichtum.
3. Das Streben nach immer perfekteren Waffen.

Wenn man zum Frieden gelangen wolle, dann müsse man diese Gier überwinden und diesem Gewalt- und Machtstreben entsagen. Dies sei zu erreichen durch das Streben nach Wahrheit, Mitleid und Liebe. Der Hinduismus stehe für das Streben nach Wahrheit, der Islam für das Mitleid und das Christentum für die Nächstenliebe. Diese dreifache Zielsetzung sollen sich die Teilnehmer an den Aktionen zum Schutze der Kuh zu eigen machen.

Allmählich fingen wir an zu begreifen. Es geht also beim Schutz der Kuh nicht allein um das Verhindern einer maschinell betriebenen, schrecklichen, die Tiere in Todesangst versetzenden Metzgereitigkeit, sondern um noch mehr, um uns, um den Weltfrieden überhaupt."

Diese Einschätzung Ruths interessiert mich als Friedensforscher, und ich versuche mir dieses kuriose Verständnis von Friedenspolitik gewissermaßen ins Deutsche zu übersetzen.

Da soll es also einen unlösbaren Zusammenhang zwischen dem Eintreten für den Schutz der Kuh und für den Weltfrieden geben. Ist das nicht spinnert? Was spricht eigentlich dafür? Wenn man bedenkt, dass in der Europäischen Gemeinschaft das Auftreten des Rinderwahnsinns (BSE) zu der Forderung geführt hat, Millionen von Rindern zu töten und zu verbrennen, dann muss man sich doch wirklich fragen: Wer hier ist hier verrückt und wer bei Verstand, die Europäer oder die Kuhschützer in Indien?

Gandhi über den Schutz der Kuh

Zurück in Berlin habe ich nachgeschlagen, was Gandhi selbst zum Thema "Cow Protection" geschrieben hat. Am 6. Oktober 1921 hat er in "Young India" in einem Aufsatz über sein Verständnis des Hinduismus auch dieses Thema angesprochen:

"Das eigentliche Wesen des Hinduismus besteht im Beschützen der Kuh. Der Schutz der Kuh ist für mich eine der wunderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Evolution des Menschengeschlechts. Der Schutz der Kuh treibt den Menschen über die Grenzen seiner Art hinaus. Die Kuh steht für mich stellvertretend für die ganze nichtmenschliche Lebenswelt. Der Mensch wird durch das Beachten der Kuh angeleitet, seine Identität mit allem Lebendigen wahrzunehmen. Warum gerade die Kuh für diese besondere Verehrung ausgewählt wurde, ist mir klar. Die Kuh war in Indien immer der beste Gefährte des Menschen. Sie war der Spender aller Fülle des Lebens. Sie hat nicht nur Milch gegeben, sie hat den Ackerbau möglich gemacht. Aus der Kuh spricht die Poesie des Mitleids. Aus den Zügen dieses sanften Tieres liest der Mensch die Botschaft des Mitleids. Die Kuh symbolisiert für Millionen von Menschen in Indien die mütterliche Natur. Schutz der Kuh bedeutet auch Schutz für die ganze stumme Schöpfung Gottes. Gewiss haben schon unsere ältesten Seher die Kuh in diesem Sinne verehrt. Der Ruf der niedrigeren Evolutionsstufen muss besonders sorgfältig beachtet werden, weil es der Appell von Gottes Schöpfung aus dem Mund der Stummen ist."⁽¹³⁾

Es gibt eine erkennbare Nähe zwischen Gandhis Verständnis des Schutzes der Kuh und Albert Schweitzers "Ehrfurcht vor dem Leben".

13

Übersetzung des Verfassers

Bevor ich mir aber weiter Gedanken über Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Gandhi und Schweitzer machen kann, fährt Ruth fort: "Nach dieser Einführung in die spirituelle Seite der Achtung vor der Kuh, kamen die Kuhschützer auf die praktischen Auswirkungen ihrer Grundüberzeugung zu sprechen, nämlich den Zivilen Ungehorsam angesichts der Einlieferung von Schlachtvieh."

"Hoffen sie auf alsbaldige Abhilfe oder ist es mehr ein symbolisches Anmelden von Widerspruch?"

"Das fragten sich alle in unserer Gruppe. Wir wollten es aber nicht so direkt formulieren. Doch es ist nicht zu verkennen: Die Hoffnung auf einen momentanen Erfolg fehlt! Der Protest gegen das Abschlachten der Kühe mutete uns an wie ein Ritual. Die Satyagrahis begeben sich an den Tatort fast wie in einen Gottesdienst."

"Ist das nicht makaber, eine solche Ritualisierung eines aussichtslosen Widerstands?"

"Doch etwas anderes ist zur Zeit nicht möglich. Mich erinnert der Protest der Kuhschützer an die Nachtwachen der amerikanischen Gegner der Todesstrafe vor den Gefängnissen, in denen Menschen zu nachtschlafender Zeit zu Tode gespritzt oder an den elektrischen Stuhl gefesselt werden. Diese Proteste sind doch auch nicht vergebens. Diese Nachtwachen sind als Mahnung unverzichtbar."

Ich denke bei Zivilen Ungehorsam an die Sitzproteste auf den Zufahrtsstraße zur Raketenbase in Mutlangen. "Kennen die indischen Kuhschützer unsere Sitzproteste?"

"Sicher, insbesondere Familie Mazgaonkar hat internationale Kontakte. Ein Sohn wird demnächst nach Europa reisen und auch die Jahrestagung des Versöhnungsbundes in Bonn besuchen. David hat uns berichtet: 'Wird ein Kuhtransport ins Schlachthaus - und sei es auch nur ungefähr - gemeldet, und mit solchen Meldungen und den Schlachtplänen haben wir mittlerweile viel Erfahrung, gehen vier oder fünf aus der Gruppe zur Protestaktion über. Wir können fünf Gruppen bilden und uns in Schichten abwechseln. Wir versperren gewöhnlich den Zugang zum Schlachthaus. Dabei beten wir oder rezitieren aus heiligen Schriften. Die Polizei schleppt uns dann ab. Gewöhnlich lassen sie uns, wenn die Kühe geschlachtet sind, wieder frei.'

Die Gruppe der Kuhschützer beteiligt sich auch an Friedensmärschen und sie versucht mit ökologischen Argumenten auf langfristige Schäden in der Umwelt aufmerksam zu machen. Im Zuge der Globalisierung verkaufen indische Bauern Land für gefährliche, den Boden - verseuchende Industrialisierungsprojekte. Zu den tiefsten, postkolonialen Überzeugungen der Rinderschützer gehört, dass das indische Dorf nicht zum Experimentierfeld für europäische Technik oder Medizin erhalten darf."

"Da habt Ihr also nicht nur über den Schutz der Kuh gesprochen."

"Vieles wurde nur angetippt. Es wurde spät. Doch unsere Gastgeber wurden nicht müde, uns auf der Jutematte von ihrer Kampagnen und ihren Exkursionen zu berichten. Stell Dir

vor, es gibt sogar Altersheime für Kühe. Immer wieder kamen die Satyagrahis zurück auf den Kern ihrer Verehrung der Kuh: Die Kuh stelle das Leben dar. Von der Kuh könne man lernen, wie das Leben zu 'gestalten' sei. Das sind meine Worte. Die Inder haben es schlichter formuliert: 'Von der Kuh kannst du lernen, wie du dein Leben leben kannst.'

Sie sagten es drastisch: "Die Kuh ist in Indien ein Teil der Familie. Kuhschlachten ist so etwas wie Mord an der Mutter." Ich bin erschrocken. Doch diese alten Gandhisten sprachen ohne Hass und ohne Fanatismus, eher mitleidig. 'Denn sie wissen nicht, was sie tun.' Die Kuhschützer meinten: 'Die Christen und Muslime betreiben das Kuhschlachten nicht absichtlich. Auch die indischen Bauern, die ihre Kühe an Viehhändler verkauften, tun dies aus Unwissenheit oder aus Not.' Und dann argumentierten unsere Freunde noch einmal fast systematisch-theologisch: 'Wenn man auf die spirituelle Wurzel achtet, dann steht der Hinduismus für die Suche nach der Wahrheit, das Christentum für die Nächstenliebe und der Islam für das Mitleid.'"

Ich musste nun doch lächeln: "Sehr schön gesagt, und Candide lässt grüßen! Doch was meint das Management im Schlachthof dazu?"

"Auch Georg Meusel blieb skeptisch: 'Der Export von Rindfleisch in die moslemischen Golfstaaten wird doch auch von Hindus betrieben. Und dieses Geschäft floriert und es ist gewinnbringend; auch der indische Staat kassiert dabei Steuern.' Darin stimme ich Georg zu."

"Das weiß man. Das wissen doch auch die Satyagrahis!"

"Doch ist solches 'Wissen' nicht zynisch, europäisch-überheblich? Manches, was die Kuhschützer sagen, klingt zunächst naiv. Doch wenn du ihnen einige Zeit aufmerksam zuhörst, dann merkst du: Das sind idealistische Realos. Die wissen schon, wo und gegen wen sie immer wieder antreten. Sie sehen deutlicher als wir, wohin es führt, wenn die Natur, die Pflanzen und Tiere immer mehr industrialisiert und manipuliert werden. Ein paar hundert Millionen Vegetarier machen uns doch in Indien vor, dass man ohne Fleisch leben kann, während wir Europäer die sogenannten Haustiere in immer größeren Massen in riesigen Anlagen halten. Da sind sie seuchenanfällig, ihre Haltung und ihre Stallfütterung kostet wahnsinnig viel Energie; die Fäkalien verschmutzen die Umwelt und besonders das Grundwasser. Und das alles ist schrecklich unvernünftig."

Darin kann ich Ruth schon folgen, doch ich spüre in mir dann noch eine Hemmung und wende ein: "Dieser Schutz der Kuh ist mir ja sympathisch und die Poesie der Kuhfladen hat ihren eigenen Witz, aber ich kann mir nicht helfen: Diese 'Apotheose der Kuh', von der Gandhi nun mal wortwörtlich spricht, erinnert eben - auch wenn dies sicher mal wieder eine verkehrte Assoziation ist - die Christen und die Juden und wahrscheinlich auch die Moslems an die mosaische Kritik an der gottähnlichen Verehrung des 'goldenen Kalbs' oder irgendwelcher Stiergottheiten. Ich weiß zwar, dass Gandhi etwas anderes meint, aber diese religiöse Differenz zwischen den monotheistischen Religionen und dem eher pantheistischen Verständnis von Mensch- und Tierwelt im Hinduismus kann man nicht mit dem einfachen Dreiklang 'Wahrheit, Mitleid, Nächstenliebe' interreligiös überspielen. Darüber würde ich gerne gründlicher nachdenken und ich meine schon, dass man sich

schließlich verständigen könnte. Doch dieser schöne Dreiklang ist mir aus religionsgeschichtlicher Sicht eine zu einfache Formel. Das ist vorschnell, das ist eine Simplifikation des Problems."

"Du immer mit Deinen Diskursen: 'Siehe, ich verkündige euch große Probleme!' Ich mag nun mal einfache Formeln, wenn sie in der Praxis weiter helfen. Einfache, klare Sätze, das verstehen die Menschen. Das kannst auch Du von den Kuhschützern lernen." Quod erat demonstrandum!

Ruth hatte noch einen Nachtrag. "Beim Gespräch mit den Kuhschützern war es spät geworden. Alle bekamen allmählich Hunger, und einige mahnten zum Aufbruch. Dieser verzögerte sich jedoch, da Savita Mehra bei den Kuhschützern auch Handspindeln bemerkt hatte. Sie war mit der Vorstellung nach Indien gekommen, dass unsere Reisegruppe unterwegs wie die richtigen Gandhisten auch ihren Baumwollfaden spinnen könnte. Und wenn wir schon keine Handköfferchen mit einer Charka hätten, dann täten es eben auch Handspindeln. Sie ließ sich dieses Handspinnen nun von den Kuhschützern zeigen, und es kam schließlich auch bei ihr ein Faden zustande, so dass man sich mit einiger Phantasie vorstellen konnte, was es bedeuten würde, wenn unsere ganze Gruppe - zum Beispiel während unserer langen Eisenbahnfahrten - so ihre Fäden spinnen würde. Savita Mehra dachte daran, dass sich dieser Faden dann über ganz einfachen Rahmen zunächst als Kette spannen und dann der Schuss sich mit einem kleinen Schiffchen hindurchschieben ließe. Und als praktisches Resultat unserer Reise auf Gandhis Spuren könnte dann ein einfaches Tuch entstehen."

Das war gewiss ein hübscher Gedanke, und solch ein handgreifliches Endprodukt wäre wahrscheinlich im Zuge der Reiseberichterstattung in den europäischen Medien auch gerne aufgegriffen worden. Christos Bilder von der Verhüllung des Reichstages ließen sich in Berlin schließlich auch am besten verkaufen, wenn auf die Graphik ein paar Originalquadratzentimeter Verhüllungsweberei geklebt wurden.

Ich wusste von diesem Vorhaben Savita Mehras, aber es widerstrebt mir, mich mit solch rein symbolischer Handspinnerei und Handweberei zum Gandhi-Kasperle zu machen. Ich befinde mich doch nicht auf der Wallfahrt eines Gandhi-Fan-Clubs, sondern auf einer Forschungsreise! Gandhis Name steht für die hervorragende Bedeutung des "konstruktiven Programms" im Rahmen von Widerstands- und Befreiungskampagnen. Und das Kennzeichen des konstruktiven Programms ist nun mal, dass *tatsächlich* etwas konstruiert wird! Wir werden sehen: Morgen geht's zur Sache!

Von Bombay nach Kosbad Hill, 25.2.1997

Von Maria Montessoris Pädagogik und dem Spaß am Gruppendrill und vom Nachdenken über die Frage, ob man aus Wandzeichnungen auf häusliches Glück schließen darf.

Um 4.50 Uhr Wecken, um 6 Uhr Abfahrt zum Bahnhof Victoria Terminus. Das ist geregelt. Du hältst dich an diesen Ablauf und bist mit dir zufrieden, wenn es klappt, weil du immer Ordnung suchst und dir einbildest, dass du immer dann, wenn du dich an eine plausible Regel hältst, auch dazugehörst, zur Reisegruppe, aber auch zu Bombay, und sei es auch nur dadurch, dass du dich an die Regeln des Touristen beim Wegfahren hältst. So begleite ich unsere Schalenkoffer und unsere Rucksäcke in einem großen Taxi, während die anderen im Linienbus folgen.

Also verlassen wir Bombay, bevor wir uns einen - wie man so sagt - 'nachhaltigen' Eindruck von dieser Metropole verschafft haben. Das ist für eine Reise auf Gandhis Spuren fragwürdiger als der Umstand, dass wir die touristische Attraktion dieser Stadt, die Insel Elephanta, verpasst haben, wobei ich nicht einmal weiß, ob sie zu einer großen Stadtführung gehört oder selbständiger Programmpunkt eines Tagesausfluges hätte sein müssen.

Elephanta haben wir also versäumt und damit die Erinnerung an das prävictorianische, erotische Indien, in dem es absurd gewesen wäre, unter den hiesigen klimatischen Verhältnissen die Verhüllung von Fußfesseln oder gar Handgelenken zu verlangen. Eigentlich schade, vielleicht hätte Savita Mehra in Elephanta begriffen, dass ihre Prüderie weniger indisch als victorianisch und damit ein Überbleibsel mittlerweile verstaubter englischer Moralvorstellungen ist.⁽¹⁴⁾

Das ist das eine. Aber auch das moderne Bombay haben wir nur von ferne als Skyline gesichtet. Wir haben nur gehört von Bombays Rolle als Hollywood des indischen Films. Wir ahnen die industrielle Potenz dieser Stadt und sogar das uns überall anstarrende Elend mehr, als dass wir beides selbst aus nächster Nähe erblickt hätten. Wir waren nicht im Hafen, wo ein Drittel des indischen Außenhandels umgeschlagen wird; wir waren in keiner Fabrikhalle; wir waren nicht im Innenbereich eines Slums. Ich weiß nicht einmal, ob dieser

¹⁴ Den einschlägigen Artikel zu dieser Problematik las ich erst nach meiner Indienreise: Jürgen Lütt: From Krishnalila to Ramarajya: A Court Case and Its Consequences für tehe Reformulation of Hinduism. In: Vasudha Dalmia and H. von Stietencron (eds.): Representing Hinduism. The Construction of Religious Traditions and National Identity, S. 142-153. Lütt analysiert am Beispiel des Maharaja Libel Case, eines berühmten Prozesses in Bombay im Jahre 1862, wie in dem Konflikt zweier verschiedener hinduistischer Traditionen durch den Spruch eines englischen Richters sich die asketische Linie des Hinduismus durchsetzte und sich mit der den puritanischen Moralvorstellungen des victorianischen England amalgamierte, so dass in der Konsequenz die erotische Seite des Hinduismus unterdrückt wurde, was sich besonders daran zeigte, dass Krishna danach vor allem als reines Kind und als Heros abgebildet und verehrt wurde und nicht als vorbildlicher Liebhaber. Dies war mir jedoch während unserer Reise noch gar nicht klar, sonst hätte ich bei dem Besuch von Krishna-Tempeln mehr darauf geachtet, in welcher Traditionslinie sie stehen, in der asketisch-heroischen oder der erotisch-sensualistischen. Im Blick auf den Maharaja Libel Case ist zu bedenken, dass es in dem Prozess um wirklich schamlose und dazu noch religiös legitimierte Origien und um den Schutz der Pressefreiheit ging, denn indische Journalisten hatten verständlicherweise das ausschweifende Leben der Reichen angeprangert. Das Problematische und vielen Indern anscheinend wenig Bewusste an diesem historischen Prozess ist, dass dieses kuriose Bündnis von victorianischem Puritanismus und hinduistischem Asketentum und Guru-Orientierung einen mir außerordentlich sympathischen Zug der indischen Kultur, nämlich die Sinnenfreude, zumindest teilweise verdrängt hat, wobei man sich gewiß streiten kann, was nun sinnenfreudiger ist, die nackte Haut oder deren Verhüllung durch einen farbenprächtigen Sari. Leider scheinen mir auch Gandhis Vorstellungen von Brahmacharya in dieser 1862 einsetzenden Tradition der Verdrängung der sensualistischen Seite des Hinduismus zu stehen.

allgemein gebrauchte Begriff 'Slum' auf diese Quartiere passt.⁽¹⁵⁾ Günter Grass schildert in "Zunge zeigen" ein solches Inneres. Er war verblüfft von der Ordnung und Sauberkeit in aller Enge. Möglicherweise wäre es uns hier in Bombay ähnlich ergangen. Ich weiß es nicht. Aber wir hätten sicher auch Hemmungen gehabt, in diese Privatsphäre indischer Familien einzudringen. Und ich bin schon wieder unsicher, ob dieses mittelständische, bourgeoise Wort "Privatsphäre" auf eine solche Agglomeration von mit gewelltem Eternit bedeckten Hütten in einem Gewirr von Gassen, das ich dazwischen vermute, passen könnte. Ich habe das Gefühl, dass ich keine Sprache für dieses Land habe und dass meine deutschen Worte die Wirklichkeit fälschen. Verrückt ist das alles.

Von Hause aus, also von Deutschland aus, will ich Menschen und Dinge in ihrem Zusammenhang und in ihrem Inneren verstehen. Und da fahre ich nun weg aus dieser Stadt, wahrscheinlich einem indischen Kosmos, und habe kaum etwas auch nur einigermaßen verstanden. Vom Taxi aus sehe ich nur wieder von außen, am Rande der Straße diese verhärten Gestalten, die halbnackten Kinder, die unter ihren Plastikzelten hervorkommen und den Eltern helfen, mit ein paar Ästchen und Karton ein Feuerchen machen. Ich sehe, wie sie sich waschen oder mir auch schon mal die blanken Arschbacken beim Verrichten der Notdurft zustrecken. Ich habe das Gefühl: Du verlässt eine dir unbekannte Stadt. Beschämend ist auch dies. Wir haben mit keinem dieser Menschen in diesen Slums gesprochen. Die Kuhschützer am Schlachthof waren Extravagante - verglichen mit denen, die unter Plastikbahnen schlafen.

Ich muss mir eingestehen: Du weißt noch nicht einmal, wie diese Menschen in den Slums ihren Lebensunterhalt verdienen, und das ist doch das Elementare. Oder gibt es - mit Rücksicht auf die Wählerstimmen - auch hier etwas der deutschen Sozialhilfe Vergleichbares und sei es auch auf niedrigstem Niveau? Du weißt nicht einmal, woher diese Menschen ihr Essen bekommen. Von Kleidung kann man bei den Allerärmsten angesichts der Fetzen, welche die Kinder tragen, ohnehin kaum noch sprechen.

Es dämmt. Mein Taxi fährt rasch durch die noch leeren Straßen an allem vorbei und weg. In Victoria Terminus, einem britischen Backsteinbau, welcher dem Londoner Bahnhof St. Pancrass gleichen soll - steht im schlauen Reiseführer -, hocke ich mich neben den Wartepätzen der Taxen auf meinem grauen Schalenkoffer, bewache unseren Gepäckberg und warte auf die anderen. Tausend Züge, zwei Millionen Menschen täglich. Auch das habe ich nur gelesen. Ob's stimmt? Dann kämen auf jeden Zug zweitausend Reisende und Vorortpendler. Passen die alle rein?

Ich muss eine halbe Stunde warten und kann nochmal nachdenken. Warum sind wir denn nicht länger in Bombay geblieben? Wir haben in der Gruppe nicht darüber gesprochen, und Frau Mehra hat die Strecken- und Zeiteinteilung auch nicht mit uns erörtert. Ich versuche mir selbst einen - gewissermaßen gandhistischen - Vers auf unsere Reiseroute zu machen. Es könnte doch sinnvoll sein, zuerst das ländliche Indien zu besuchen, um sich erst danach auf die fast unlösbar scheinenden Probleme der Zusammenballung von Millionen in Großstädten einzulassen.

¹⁵ Ein Drittel der fünfzehn Millionen 'Bewohner' Bombays leben in diesen Slums und auf den Straßen. Täglich kommen zweitausend dazu.

Andere Nicht-Touristen haben es anders gemacht. Auf Ute Grass hatte das Elend in Kalkutta deprimierend gewirkt. Länger als ein halbes Jahr war der ständige Anblick des Elends nicht auszuhalten. Auch ein Kollege am Otto-Suhr-Institut, der sich vor zehn Jahren mehrere Tage in Bombay aufgehalten hatte, gestand mir: Diese menschenunwürdigen Zustände, denen gegenüber man doch so hilflos sei, hätten ihn nach wenigen Tagen so deprimiert, dass er die Stadt weit früher verlassen habe als vorgesehen. Er habe nicht mehr hinsehen können, und er habe das Gefühl gehabt, dass die besser situierten Inder sich für die Überwindung des Elends überhaupt nicht mitverantwortlich fühlten. Diese würden ihre Karrieren verfolgen und ihr Familienleben pflegen und im Extremfall auch ein Luxusleben sondergleichen führen, als ob es sich bei den elenden Massen um gar keine Landsleute handele, auf deren Schicksal man sie ansprechen könne.⁽¹⁶⁾

Ich kann nicht beurteilen, ob diese Darstellung und Beurteilung indischer Mentalität zutrifft. Der Spekulationen über den religiösen Hintergrund einer solchen Einstellung will ich mich enthalten. Da wird von Europäern vielerlei behauptet, ohne dass die Autoren solcher soziologischen Theorien über Religion und Ökonomie sich auf intensive Gespräche mit den Handelnden bzw. Gleichgültigen jemals eingelassen hätten. Um diese Mentalität zu verstehen, würde ich mich auch weniger in der soziologischen Literatur als in der indischen Belletristik umsehen. Da würde sich doch zeigen, ob und wie das Elend der Massen in den Werken von Dichtern aus dem Mittelstand und der Oberschicht überhaupt vorkommt. Aber dies ist für mich erst Programm, unternommen habe ich in dieser Richtung noch nichts.⁽¹⁷⁾

Gandhi hat auf persönlichen Besitz verzichtet und sich damit den Armen äußerlich gleichgestellt. Manchmal habe ich mich da auch schon gefragt: Hat er sich damit nicht zum Heiligen stilisiert und eine praktische Nachahmung ausgeschlossen? Gandhi konnte sich diese demonstrative Armut doch nur leisten, weil er bereits ein so bekannter Mann war, dass sich andere um die Infrastruktur seines Lebens kümmerten. Es konnte doch nicht jeder in Bombay in Mani Bhavan Quartier nehmen. Wie soll man verantwortlich für eine Familie und die Ausbildung seiner Kinder sorgen, ohne einen gewissen Aufwand und eine gewisse materielle Vorsorge zu treiben? Darum geht mir auch dieses ständige Zurschaustellen der wenigen Habseligkeiten Gandhis auf den Docht, seiner Sandalen, seiner Brille, seines Baumwolltuches und seiner runden Taschenuhr. Gandhis demonstrative Armut war eine bemerkenswerte Geste, aber - auch für indische Verhältnisse - keine Lösung des Problems der Grundversorgung einer Familie.

¹⁶ Peter Rühle schreibt im Manuskript in seiner Audio-Visionshow "Namaste - Eine Reise durch Indien auf den Spuren von Mahatma Gandhi" (Berlin 1998): "In Mumbai leben mehr Millionäre als in Deutschland, und in einigen Gegenden sind die Grundstückspreise höher als in Tokyo."

¹⁷ Vor dem Kalkutta-Roman des Franzosen Lapierre "Die Stadt der Freude" war ich gewarnt worden. Dieses Buch sage mehr über die Mentalität und die emotionalen Bedürfnisse der Europäer als diejenigen der Inder. Die europäische Literatur über Indien bediene in erster Linie europäische Lesebedürfnisse und schildere allenfalls einen Ausschnitt der Wirklichkeit und interpretiere diese gemäß den Vorurteilen der europäischen Leser. Auch die Stichhaltigkeit dieser Aussage kann ich als Europäer nicht beurteilen, ohne vergleichbare Romane aus der Feder indischer Autoren zu kennen. Für Dominique Lapierre spricht zumindest, dass er zusammen mit Larry Collins für seinen Bericht über die Ermordung Gandhis "Um Mitternacht die Freiheit" (München 1976) sorgfältig recherchiert und sehr viele Interviews geführt hat, meines Erachtens die beste Methode, um das wirkliche Indien kennenzulernen. Wahrscheinlich versagt diese Methode aber bei Recherchen über das Leben der Ärmsten, weil diese kaum Englisch sprechen.

Und mit den besonderen Problemen der Großstädte hat sich Gandhi meines Wissens überhaupt nicht befasst, zumindest nicht in angemessener Weise. Er soll sie als "die Pestbeulen Indiens" bezeichnet haben. Das ist nicht gerade nett, aber es ist, um ein typisches Beispiel für die Beschönigung der Verhältnisse zu zitieren, wohl aufrichtiger als Kalkutta, wie in einem Bestseller geschehen, "die Stadt der Freude" zu nennen, was die dortige - übrigens kommunistische - Stadtverwaltung 'mit Freude' aufgegriffen hat. Ich halte von solchen politisch-plakativen Charakterisierungen ohnehin nichts, insbesondere seit ich sie in meiner Kindheit aus dem Munde der Nazis kennen gelernt habe. Da war München 'die Stadt der Bewegung' und Stuttgart 'die Stadt der Auslandsdeutschen'. Und nun werde ich in Berlin bis zum Erbrechen aus aller Welt bezahlten Händen mit Hauptstadtcharakterisierungen gefüttert.

Gandhi wollte die Probleme der großstädtischen Agglomerationen indirekt bearbeiten, indem er das Dorf zu stärken suchte. Er wollte die Abwanderung in die Städte aufhalten und den Trend umkehren. Auch wenn es gelänge, was ich für ganz unwahrscheinlich halte, wäre es keine Lösung für die meisten von denen, die bereits in den Städten gelandet oder auch gestrandet sind. Kann man sich überhaupt eine Hochkultur vorstellen ohne die anhaltende Spannung zwischen Stadt und Land? Doch gibt es bei der Massierung von Menschen im städtischen Raum Obergrenzen, die man tunlichst nicht überschreiten sollte? Es würde mich interessieren, ob es zu dieser Frage unter Gandhisten eine Diskussion gibt.

Gandhi hat in den Städten engagierte Mitarbeiter sogar aufs Land geschickt. Wir werden heute eine solche Initiative auf dem Erziehungssektor kennen lernen, die Heimschule und das Lehrerinnenseminar Gram Bal Shiksha Kendra in Kosbad Hill, das vor 52 Jahren von Smt. Anutal Vagh (1892 - 1973) gegründet worden ist. Diese Pädagogin war ursprünglich in Bombay tätig gewesen und hatte Gandhis Rat, die Bildungsarbeit in den Dörfern zu stärken, befolgt.

Wir fahren in der Eisenbahn in der zweiten Klasse. Wir haben im 'Sleeper' reservierte Plätze, und das ist bei unserem vielen Gepäck (fast alle haben einen Schalenkoffer und einen kleinen Rucksack) auch wichtig, denn der Zug wird ganz voll, und diejenigen, die ohne Reservierung zugestiegen sind, setzen sich zu den Koffern über unseren Köpfen auf die Gepäckablageflächen oder drängen zu uns auf die Bänke, wo wir zusammenrücken. Es ist aber in dem Waggon, der keine einzelnen Abteile kennt, nicht zu heiß, weil alle Fenster offen stehen und nur durch Gitter - wahrscheinlich vor 'Quereinsteigern' - geschützt sind.

Auf der Bahnstation Dahanu Road werden wir erwartet. Anfahrt im Kleinbus des Internats. Eine gertenschlanke, hell gewandete und vielleicht 30 Jahre alte promovierte Pädagogin hat uns abgeholt. Der Bus windet sich auf einer holprigen Straße in die Berge. Die Internatsschule Kosbad Hill ist eine größere Anlage aus ein- und zweistöckigen, langgestreckten Häusern, die aus Ziegeln und Holz erbaut und weiß gestrichen wurden und sich von Vorgärten und Blumenbüschen umgeben an einen waldigen Hügel lehnen. Alles ist sauber gekehrt und auch die sanitären Anlagen sind angesichts der primitiven Mittel vermutlich optimal. Es gibt Stehklosetts, aber auch unsere Form der Kloschüssel mit Sitzbrille. Man duscht, indem man sich mit einem Plastikbecher aus einem Eimer das sonnenwarme Wasser über den Körper gießt. Das gefällt uns.

Kosbad Hill ist Vorschule und Schule, ein den Armen zugängliches und entsprechend beehrtes Schülerinternat und Lehrerinnenseminar und liegt, wie der Name sagt, ziemlich einsam auf einem Waldrücken. Ab April muss es für vier Monate geschlossen werden, weil dann das Wasser trotz eines Reservoirs nicht mehr für die große Anlage und die vielen Menschen, sondern nur noch für die ursprünglichen Dorfbewohner vom Stamme der Wharli reicht. 1957/8 wurde diese Schule noch von 61 Kindern besucht, heute sind es bereits 551. Und es können leider nicht alle angenommen werden, die sich bewerben.

Wir werden von der Direktorin der gesamten Anlage, Frau Dr. Sadhana Dhopeswarkar in einer schattigen Laube herzlich begrüßt. Ihr Haar ist im Dienst weiß geworden, ihr Auftreten schlicht und doch distinguiert. Sie gibt uns das Gefühl, wichtige Gäste zu sein. Die Pädagogin freut sich über unsere Deutschlandkarte, auf deren Rand neben der Markierung unserer Herkunftsorte ein Passfoto und typisches Bauwerk geklebt wurden. So können zumindest die Lehrerinnen sich vorstellen, woher wir kommen. Savita Mehra nennt noch unsere Namen und Berufe und den allgemeinen Zweck dieser Gandhi-Reise. Trotzdem frage ich mich, welches Image wir in den Augen unserer Gastgeber nun wohl haben, und was sie von uns erwarten. Wir wissen aber selbst noch nicht, was wir aus diesen Eindrücken und Informationen, die wir hier erhalten sollen, machen werden. So lächeln wir verbindlich und lassen uns geleiten.

Unterrichtet wird hier nach den pädagogischen Konzepten Maria Montessoris (1870 - 1952), welche die hochherzige Gründerin der Schule an die hiesigen Verhältnisse angepasst hat. Zur Schule kommen Kinder aus zwanzig Orten, wohl vornehmlich vom Stamme der Wharli, die bereits vor den Indoariern, die vor etwa 4.000 Jahren einwanderten, hier gelebt haben. Von solchen Ureinwohnern und ihren Besonderheiten hatte ich noch nie gehört. Ich hatte bei den Diskriminierten immer nur auf die Kastenlosen geachtet.

Die Schule ist verbunden mit einem Seminar für angehende Lehrerinnen und Vorschulerzieherinnen. Die in der Ausbildung Fortgeschrittenen sind einheitlich blau gewandet. Das ist im europäischen Sinne keine Uniform. Diese leichten, schwingenden Kleider verleihen den jungen Frauen das sichere Gefühl der Zugehörigkeit und der Chancengleichheit, vielleicht sogar der Solidarität angesichts der gemeinsamen Aufgabe, Bildung unter die Kinder Indiens zu bringen. Bei aller Schlichtheit der Unterbringung der Seminaristinnen spüre ich nirgendwo eine klösterliche Stimmung.

Die angehenden Lehrerinnen, fast durchweg schlanke Mädchen, scheinen sich über unseren Besuch richtig zu freuen. Eine steckt mir - als einzigem und ich weiß nicht warum - an mein weißes Hemd eine bunte Papierblume, und dann wollen auch die anderen, dass Ruth mich mit ihnen fotografiert, und ich fühle mich in ihrer fröhlichen Runde wie Hahn im Korb.

Die Ausbildung für Vorschulerzieherinnen gibt es auf Kosbad Hill seit 1975. Adressaten der Vorschularbeit sind aber nicht allein die Kinder, sondern auch die Mütter, die über Kindererziehung, Kinderernährung und auch über Schwangerschaftsverhütung informiert werden müssen. Als philosophische Basis dieser Ausbildung wird uns ein allgemeiner Humanitätskanon genannt. Das passt auch zur Unterstützung dieser Bemühungen durch UNICEF. 1987 erhielt die Schule das Certificate of World Leadership. Man zeigt uns diese

gerahmte Auszeichnung stolz in einem kleinen Raum, der als Schulmuseum dient und vornehmlich an die Gründerin Anutal Vagh erinnert.

Die Ausbildung der Vorschulerzieherinnen ist intensiv und auffallend kurz. Sie dauert nur drei Monate. Das Programm ist auf Breitenwirkung angelegt, dient auch als Beschäftigungsinitiative für Frauen, die außerhalb der eigenen Familie keine andere Arbeit finden können.

Alle Ausbildungsräume sind randvoll. Das gilt auch für die Schulklassen. Die Kinder sitzen dicht an dicht in Reihen auf dem Boden. Sie bauen Männchen, sobald wir eintreten, das heißt, sie stehen auf und legen auch schon mal die Hand zum quasimilitärischen Gruß an die Stirn. Das gefällt uns weniger.

In der Schule selbst fühlen wir uns wohl. Ruth ist wieder in ihrem Element. Da erinnert sie vieles an ihren eigenen Unterricht in Handarbeit, Hauswirtschaft, Kunst und Sport an der Mittelschule in Erlangen. Was sie wohl aus ihrem Beruf gemacht hätte, ja wenn sie nicht mir nach Berlin gefolgt wäre? Etwas wehmütig dürfte ihr schon ums Herz sein, wenn sie hier diese lerneifrigen Kinder sieht.

Sie notierte viele Einzelheiten, die andere Lehrer und oder auch Mütter und Väter in Deutschland weitaus mehr interessieren dürften als die Aufzeichnungen eines Professors der Politischen Wissenschaften. Also bitte:

Maria Montessori in Indien

In der Vorschulklasse üben die Kinder Fertigkeiten, die sie schon bald mit ihren Eltern bei der Zubereitung der Nahrung nutzen können. Getreide wird zwischen zwei Mühlsteinen, von denen der obere einen Handgriff trägt, gemahlen. Flüssigkeiten werden gerührt, gefiltert und dann in Becher gegossen. Gemüse wird geschnippelt. Ein anderes Kind raspelt Rüben. Getrocknete Erbsen werden in Vorratsbehälter gefüllt, in Flaschen und in Dosen. Ein Junge übt, auf einer Waage mit zwei Schalen und diversen Gewichten Linsen in Portionen abzuwiegen.

Andere Kinder kneten und formen Ton. Die nächsten haben Hemden mit langen Ärmeln vor sich liegen und lernen sie zusammenzufalten. Für die Jüngsten, die Anfänger unter den Vorschulkindern, ist es bereits eine hübsche Fingerübung, einen Knopf durch ein Knopfloch zu schieben oder zwei Bündel zu einer Schleife zu binden. Die Kinder sind ganz eifrig bei der Sache und wenn sie mit ihren Bemühungen Erfolg hatten, strahlen sie uns an.

Wir konnten sieben Klassenstufen besuchen. In der ersten Klasse wurde gerade "Der Plumpsack geht um" gespielt. In einer zweiten ein Erntedanklied gesungen. Ob dies nun Hindi oder Wharli war, konnte ich nicht erkennen. Mit Hand-, Arm- und Körperbewegungen wurde der Dank für verschiedene Gaben zum Ausdruck gebracht.

In einer sechsten Klasse wurden an einem Modell die Auswirkungen des Baus eines Staudammes illustriert. In einer siebten Klasse zeigte an einem anderen Modell, dieses dem eines Hügels, die besten Maßnahmen gegen Bodenerosion. Vor allem ringförmiges Pflügen!

Die Schüler sitzen auf Läufern, 50 - 70 in einem Raum. Bücher, Hefte, Schreibzeug - in den unteren Klassen Schiefertafeln -, werden auf den Schoß geholt, wenn man sie braucht.

An den Wänden der Klassenzimmer hängt dicht an dicht das Anschauungsmaterial, welches das Erwerben und das Einprägen von Wissen erleichtern soll. Wortkarten für die Rechtschreibstunde, getrocknete einheimische Früchte, Samen, Schalen und Schoten für die Biologiestunden.

Schülerarbeiten an den Wänden zeugen von einem umfangreichen Zeichen- und Werkunterricht. Hier werden alle Techniken geübt, die man sich nur denken kann: Gestalten mit Naturmaterialien, Falt-, Reiß- und Schnitarbeiten mit Papier. Dieser lebensnahe Kunstunterricht ist typisch für die Schulen in der Montessori- und Gandhi-Tradition.

Soweit Ruths Notizen. Danach werden wir in einen Kindergarten und im unmittelbar an das Schulgelände angrenzenden Dorf in ein traditionelles Bauernhaus des Wharli-Stammes geführt. Die geräumigen, ebenerdigen, mit Palmwedeln gedeckten Hütten stehen unter hohen, alten Bäumen mit großen, ledrigen Blättern. Bei den Wharlis tragen auch die Frauen kurze Röcke; Arme und Bauchnabel liegen bloß, auch bei den Alten. Das ist der auffallendste Unterschied zu den angehenden Lehrerinnen, die lange Kleider tragen, aber anscheinend keinen Anstoß daran nehmen, dass die Eingeborenen sich legerer kleiden.

In dem Wharli-Haus zeigt uns die jung verheiratete Surèsh ihren Brautschmuck, der wie eine Krone mit aufragendem Schmuckschild auf ihrem Haupte sitzt. Auch ihr Mann Sakù legt den gleichartigen Schmuck gerne noch einmal auf. Alles hängt ohnehin parat an einem der Stützpfiler des Daches. Anscheinend eine schöne Erinnerung an ein frohes Fest.

Die Dörfler sind nicht wohlhabend, aber doch zulänglich versorgt. Von welchen Früchten sie nun leben, können wir so schnell nicht erkennen. Später sehen wir dann Mango- und Cheekubäume. Die Cheekus sind runde Früchte mit einer braunen Haut und einem süßen, saftigen, gelblichen Fruchtfleisch und einem dunklen Samenkern, der an einen rundlichen Kürbiskern erinnert. Auch Papayas und Bananenstauden wurden uns später gezeigt. Die indischen Bananen sind kleiner, aber weitaus aromatischer als die großen Bananen, die noch grün geerntet aus Mittelamerika nach Europa exportiert werden.

Überall scharren Hühner. Ziegen steigen zwischen den Bambusstauden herum. Ich habe den Eindruck, dass diese Menschen hier einigermaßen glücklich und zufrieden sind. Jedenfalls freuen auch sie sich über unseren Besuch und unser Interesse und unsere anerkennenden Blicke. Das ist wahrscheinlich überall auf der Erde gleich, ob es sich da um einen schwäbischen Häuslesbauer oder um eine Wharli-Familie handelt. Die persönliche Leistung will bewundert sein. Die Wände der Bambushütten, die aus einer Verbindung von Lehm und Kuhdung - über einem tragenden Geflecht - gefertigt werden, sind mit Zeichnungen in weißer Farbe geschmückt. Charakteristisch ist, dass Ober- und Unterleib der Figuren aus zwei spitz aufeinander stehenden Dreiecken gebildet werden. Die Gliedmaßen dieser stilisierten Menschen und Tiere bestehen aus Strichen. Ein solches charakteristisches Dreieck zierte auch den Kopfschmuck von Braut und Bräutigam.

Wir sind allesamt keine Ethnologen. Aber ich behaupte mal: Volkskunst in der Form von Wand- und Kopfschmuck ist auch Stimmungsbarometer. Wer dafür Musse findet, bläst nicht Trübsal und pfeift auch in materieller Hinsicht nicht aus dem letzten Loch. Verglichen mit dem Elend unter Plastikbahnen in Bombay wirkt dieses Dorf geradezu idyllisch. Es scheint Gandhis These zu bestätigen, dass Indien von den Dörfern her entwickelt werden müsste. Das sagt uns hier aber niemand. Ideologisch-Gandhistisches hören wir den ganzen Tag nicht. So machen wir uns zunächst mal unseren eigenen Vers auf das, was wir sehen.

Georg Meusel geht es anders als mir. Ihm ist es peinlich, dass das Paar gebeten wird, den Brautschmuck aufzusetzen. Er kommt sich vor wie im Zoo, ist unfähig zu fotografieren und verlässt die Hütte. Wahrscheinlich ist er sensibler als ich. Er empfindet die Wharlis als scheu. Als den Kindergartenkindern ein paar Körner auf einem Blatt als Zwischenmahlzeit angeboten werden, kommen ihm die Tränen, und er mag sein Teleobjektiv nicht ausfahren, um eine Nahaufnahme zu machen. Das könnte ich übrigens auch nicht, doch ohne Blitzlicht kann ich im Halbdunkel der Hütte ohnehin nicht fotografieren.

Georg sagt zu mir: "Theo, ich weiß gar nicht, wie ich diesen Menschen, die in einem vergangenen Jahrtausend zu leben scheinen, mit Ehrfurcht begegnen soll." Ich weiß das natürlich auch nicht und meine dann eben: "Ach, mach Dir nicht so viele Gedanken über 'interkulturelle Kommunikation', jedes Brautpaar freut sich, wenn anderen sein Hochzeitsstaat gefällt. Das ist wie bei uns Baby-Angucken im Kinderwagen. Jede Mutter glaubt, dass ihres das Schönste ist. Und sie hat doch recht!"

Während uns allen die Montessori-Materialien und die damit angestellten Übungen in den Klassenzimmern gefielen, irritierten mich die zum Trommelklang und zu entsprechenden Befehlen ausgeführten Gruppenübungen auf dem Schulhof. Mehrere Klassen waren unter einem riesigen Baum, von dem im Stammbereich Luftwurzeln hingen, angetreten. Der Lehrer fand offensichtlich sein Wohlgefallen daran, wie die Schüler und Schülerinnen auf sein Kommando Bewegungen mit Ringen und Stäben ausführten. Mir widerstrebt solcher Drill zum Konformismus. Wirklich. Das ist so. Ich kann mir nicht helfen, da reagiere ich allergisch. Auch Georg und Friedemann, unsere Bürgerrechtler aus der früheren DDR, fühlen sich an vergleichbare Vorführungen der FDJ, gar der Hitlerjugend erinnert. "Von Triumph des Willens" à la Leni Riefenstahl wollen wir ja angesichts der Kinder nicht gleich reden.

Wir fragen unsere Gastgeber behutsam. Gerechtfertigt werden die Übungen damit, dass sie das Selbstbewusstsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den Kindern stärken. So habe ich das auch mit den einheitlich blauen Saris der Seminaristinnen verstanden. Doch ich bleibe skeptisch, zumal ich in den Klassenzimmern wieder und wieder die Fotos der bekannten nationalen Autoritäten an den Wänden finde. Neben Gandhi und den Präsidenten und Premierministern auch das Foto des militanten Nationalisten und Nazi-Verbündeten Subhas Chandra Bose, den ich nun wirklich für kein Vorbild halte.

Ich vermute, dass die Gastgeber unsere Vorbehalte gegenüber diesen Übungen nicht verstehen würden, wenn wir sie aussprächen. Das Verrückte ist doch, dass diese Gleichschrittspädagogik - ob sie auch bei Maria Montessori vorkommt, wissen wir nicht - sich

jedenfalls auf Gandhi berufen könnte, der meines Erachtens ein naives Verhältnis zum Gruppendrill hatte, was einen wundern darf angesichts des Gebrauchs der Gleichschaltung von menschlichen Individuen in den Paraden und Turnshows der Faschisten. Von diesen Vorführungen, in denen Individuen zu rhythmischen Figuren werden, scheint auch Gandhi fasziniert gewesen zu sein.

Die folgende Passage aus einem Artikel Gandhis in "Harijan" vom 31.12.1938 ließe sich mühelos und unauffällig in eine eventuelle indische Ausgabe von Adolf Hitlers "Mein Kampf" einbauen und das verfremdete Gandhi-Wort würde dann gar nicht als Fremdkörper, sondern als typisch faschistisch gelesen werden.

"Das Ziel des Massendrills ist es, große Menschenmengen in einen Zustand zu versetzen, in dem sie rhythmisch, geschwind und mit absoluter Präzision jede Bewegung ausführen können. Wenn wir dies bei unseren Versammlungen und öffentlichen Auftritten fertig bringen, dann sparen wir damit Zeit und Energie für unser nationales Ziel. Wenn sich Frauen und Männer diszipliniert bewegen, dann ist dies stille Musik."⁽¹⁸⁾

Nun hat Gandhi dies bei einer Gelegenheit gesagt, bei der er diese disziplinierte Bewegung für einen offenbar harmlosen Zweck benötigte.

"Gerade jetzt will ich Euch auffordern, näher zu mir heranzurücken, damit Ihr meine schwache Stimme hören könnt. Wenn Ihr mit dem Drill schon genug Fortschritte gemacht hättet, dann könntet Ihr jetzt eine solche Bewegung leicht ausführen - ohne Lärmen und ohne Durcheinander."

Insoweit ist sein Hoffen auf ein bisschen Disziplin verständlich, aber ich denke dennoch, dass er gelegentlich ein falsches Bild der Erscheinungsform einer Befreiungsbewegung entworfen hat. Gandhi betont zwar an anderer Stelle auch die Bedeutung des selbständigen Handelns von einzelnen und kleinen Gruppen - bei der gewaltfreien Aktion müsse jeder sein eigener General sein -, aber es gibt in der indischen Unabhängigkeitsbewegung auch eine gewisse Tendenz in Richtung "Ein Volk, ein Reich, ein Mahatma", auch wenn Gandhi selbst dies nicht direkt propagierte. Er vermochte seine führende Rolle gelegentlich zu ironisieren und er beklagte auch das, was er 'Mahatmaismus' schimpfte. Doch es gab andere in dieser nationalen Befreiungsbewegung, die seine Hemmungen und seine Übung in der Selbstkritik nicht kannten. Bei Subhas Chandra Bose, der sich hemmungslos als "Führer" (Netaji) bezeichnen ließ, sehe ich diese immanente Tendenz zum Faschismus und ich fürchte, dass diese Gefahr in Indien nach wie vor latent vorhanden ist und dass man ihr nicht begegnen kann, ohne auch den Mahatmaismus in die Kritik einzubeziehen.

Gandhis Vorstellung einer Befreiungsbewegung war in ihrer Optik näher am Faschismus als an den gewaltfreien Bewegungen, die sich nach 1945 - unter Berufung auf Gandhi - gewaltfreier Mittel, aber basisdemokratischer Organisationsformen bedienten. Eine 'Graswurzelsrevolution' - und so wurde das amerikanische Wort grass root revolution von mir wortwörtlich ins Deutsche übersetzt - ist etwas viel Bunteres, vielfältiger und

¹⁸ Das ist kein seltenes, hinterlistiges Fundstück eines gewieften Gandhi-Kenners. Ein rascher Blick ins Glossar eines vielgebrauchten Readers genügte. Nirmal Kumar Bose (ed.): Selections from Gandhi, Ahmedabad: Navajivan Publishing House, 2. erweiterte Auflage, April 1957, S. 305.

verwirrender Verflochtenes als das Bild, das die Nationalsozialisten und auch die Gandhisten von ihren Bewegungen entworfen haben. Auch die Bildsprache der Gandhisten ist militärisch und ist dirigistisch. Ich muss mir nur eingestehen, dass ich als junger Mensch diese Bildsprache bis in die Zeit der antiautoritären APO unkritisch übernommen und in derselben Sprache politisch gedacht habe, nicht durchgängig, aber doch streckenweise.

Dabei konnte man schon zu Gandhis Zeiten den Gandhisten zugute halten, dass ihre Praxis basisdemokratischer und anarchistischer war als ihre Sprache. Aber die Sprache bestimmt eben das Denken und kann auch das Handeln pervertieren. Was soll man sich bei den folgenden Sätzen Gandhis vorstellen? "Im Drill liegt etwas Rhythmisches und erklingt eine Musik, welche den Aktionen das Mühevollere nimmt und die Müdigkeit vertreibt. Wenn es gelänge, eine Nation von dreihundert Millionen so zu drillen, dass sie wie ein Mann sich bewegen und handeln und notfalls sterben würden, dann könnten wir die Unabhängigkeit erlangen, ohne einen einzigen Schlag auszuführen, und wir würden der Welt ein Beispiel geben für eine friedfertige Revolution." Das ist schön gesagt, aber es ist dennoch das falsche Bild! Eine friedliche Revolution gleicht eben nicht einem Massenballett, das im größten Olympiastadion aller Zeiten nach den Vorgaben eines großen Dirigenten, ob nun Mahatma oder Netaji, von Millionen von cheer girls und cheer boys in Gymnastikanzügen aufgeführt wird. Es ist Unfug, das Training in gewaltfreier Aktion an den Idealen des preußischen Kasernenhofs auszurichten. Doch dieser Unfug spukt eben nach wie vor in den Köpfen einiger Drillmeisterinnen und Drillmeisterlein herum.

Ach ja, so ist das bei dir mit deinen Allergien. Du neigst zu übertriebenen Reaktionen. Du liebe Güte, die paar Drillübungen unter dem schattigen Luftwurzelsbaum sind doch so harmlos wie die chorus line eines Musicals. (Obwohl ich diese eben auch nicht mag, um so mehr den Film dieses Titels, der einem die Augen öffnen kann.) Schlimm wird es erst, wenn die politische Phantasie ins Grandiose triftet. Aber lassen wir das! Schauen wir lieber den Kindern beim Abwiegen der Linsen zu!

Die angehenden Vorschullehrerinnen, die nicht die einheitlich blauen Kleider tragen, zeigen uns auch ihre Aufenthalts- und Schlafräume. Das sind Sammelunterkünfte. Zwei Dutzend auf 40 Quadratmetern. Kahl. Keine Tische, keine Betten und schon gar keine Stühle. Nur Schlafmatten, die am Tage zusammengerollt werden. Die Wäsche hängt über Leinen an der Decke. Auf einem Wandbrett Trinkbecher und Kannen. Doch bei aller Schlichtheit der Unterbringung spürt man nicht das spartanische Ethos einer 'Erziehungsanstalt'. Sie haben nicht mehr, sonst würden sie es sich gemütlicher machen.

Als Andenken an Kosbad Hill erhalten wir alle einen Siebdruck mit den Motiven der Stammeskunst. Die Drucke werden vor unseren Augen angefertigt. Wir dürfen auch zufassen, unseren eigenen Druck anfertigen. Das macht mir Spaß. Das wollte ich schon immer mal machen: einen Siebdruck anfertigen, besonders seit ich unserem ältesten Sohn Martin mit einem signierten und nummerierten mehrfarbigen Siebdruck von Fred Thieler, der den Kunstlehrer unserer Söhne ausgebildet hat, eine große Freude machen konnte. Die Wharli-Motive sollen mich in meinem Arbeitszimmer an unsere Indienreise und an die Hochzeit des jungen Paares erinnern!

Wir alle fühlen uns in Kosbad Hill wohl und genießen den Sonnenuntergang über den bewaldeten Hängen.

Geschlafen habe ich unter meinem Moskitonetz auf einer Liege mit einfacher Matratze. Wir Gäste hatten es komfortabel - verglichen mit den Seminaristinnen auf ihren dünnen Decken in ihrem großen Sammelraum. Aber ich denke mir, dass die Mädchen dieses Zusammenleben gewohnt sind und es so ohne gestrenge Aufsicht auch lustig finden, und die Krämpfe Savita Mehras beim Anblick nackter Haut werden sie wohl kaum haben.

Von Kosbad Hill über Nasik nach Umberthan, 26.2.1997

Von der Filmszenerie am Flusse Nermada, einer superheiligen Waschanlage und einem nächtlichen Empfang mit Stammestänzen. Manfred kündigt seinen Ausstieg aus der Reisegruppe an.

Abfahrt in Rikscha-Taxis. Monika Walther und ich mit dem Gepäck voraus. In der Zugluft des beginnenden Tages ist es in der offenen dreirädrigen Rikscha lausig kalt. Solch eine Rikscha ist nichts anderes als ein Motorroller mit einer zweisitzigen Fahrgastkabine. Glücklicherweise kann ich - eingeklemmt zwischen dem Gepäck - im Rucksack meinen Pullover greifen und noch während der Fahrt überstreifen.

Mit dem Linienbus fahren wir nach Nasik. Wir waren die ersten, die den Bus bestiegen und konnten unser Gepäck, das vor allem aus Schalenkoffern besteht, auf dem Dach verstauen. Später wird es immer enger. Wir sitzen eingekeilt auf klapprigen, mit Plastiktuch bezogenen Sitzen. Von mir tropft der Schweiß, und Hemd und Hose bedecken sich mit braunem Staub. Die Straße führt durch bergiges Gelände. Von den Bäumen werden wohl jedes Jahr Äste abgebrochen, um Brennholz zu gewinnen. So stehen sie als nackte Stangen zwischen den Felsbrocken.

In Nasik stehen für uns in einem Gästehaus der Stadt zwei große Zimmer bereit, in denen die Männer und die Frauen sich frisch machen und sogar duschen können. Eine große Erleichterung nach der strapaziösen Fahrt. Auch ein Mittagmahl in einem ordentlichen Speiselokal erwartet uns. Frau Mehra stellte später fest, dass sie für diese gastfreundlichen Angebote bezahlen musste, was sie überraschte und verstimmte. Wahrscheinlich hatten die Inder es für selbstverständlich gehalten, dass wir Europäer uns nach der Busfahrt waschen wollten. Begrüßt hatte uns als erster D. M. Bidkar, ein weißhaariger Herr im Gandhi-Käppchen, Präsident der Dan Seva Mandal, einer Heimschule für Angehörige des Stammes der Dan in Umberthan, wo wir am Abend erwartet werden. Bidkar stützte sich schwer auf einen Stock. Ich denke, dass er das 70. Jahr auch seit einiger Zeit überschritten hat. Doch ich kann das Lebensalter von Indern schwer schätzen. Besonders in Ehrenämtern scheint man hierzulande sehr lange festgehalten zu werden.

Zunächst gab es jedoch in Nasik die offizielle Begegnung mit der Deutsch-Indischen Gesellschaft, die hier gerade gegründet worden war. Die Vorsitzende, mit Sohn und Tochter, und weitere Frauen mittleren Alters überreichten uns Rosen und begrüßten uns mit

wohlgesetzten Worten. Wir erhielten einen roten Punkt auf die Stirn, was hierzulande als besonderes Zeichen des Willkommens und der Verbundenheit gilt. Ruth wunderte sich, dass Savita Mehra bei unserer Vorstellung, die sie wieder selbst besorgte, mit keinem Wort erwähnte, dass sich in unserer Gruppe auch zwei Mitglieder der Deutsch-Indischen Gesellschaft befänden. Wir hätten uns doch selbst vorstellen können. Frau Mehra will alles dirigieren. Wahrscheinlich befürchtet sie, dass wir etwas verkehrt machen könnten. Aber wir sind doch keine unmündigen Kinder, und die Deutsch-Indische Gesellschaft besteht nicht aus Hinterwäldlern, die unsere Grußworte nicht zu interpretieren wüssten!

Nach dem Mittagessen führten uns zwei junge Computer-Fachleute durch die Stadt. Sie zeigten uns einen Tempel neueren Datums und führten uns in das felsige Bett des noch ein wenig Wasser führenden Flusses Nermada, der als besonders malerisch gilt und auch gerne von Filmregisseuren als Kulisse für Liebesfilme genutzt wird.

Unsere Führer meinten, wir sollten in Indien auch mal ins Kino gehen. Man muss wohl eines dieser Melodramen gesehen haben, um zu ahnen, in welchen Traumwelten sich die Phantasie der armen Inder bewegt. Zwischen Lord Krishna und seinen Geliebten und den Filmheroen und ihren Angehimmelten wird es kaum einen qualitativen Unterschied geben. Doch die Inder drehen ihre Filme wenigstens selbst, während wir Deutschen uns amerikanisch 'einsoapen' lassen und unsere Fernsehsender die Hollywood-Dramen (vermutlich ungesehen) in riesigen Paketen einkaufen und dann jahrelang dieses Schappi an uns uns verfüttern.

Vielleicht wollen die Inder nur Filme, die in Indien spielen. Zumindest volkswirtschaftlich ist dies sehr vernünftig. Und wenn Nasik Naturkulisse des indischen Films ist, dann darf ich sagen: Am Tempel unter hohen Bäumen auszuruhen und im Flussbett auf Felsplatten zu flanieren: Das waren angenehme Stunden.

Aber dann noch ein Tempel mit Abendgebet? Musste das wirklich sein? Ich war müde und ging nicht noch einmal auf Socken in einen zweiten Tempel, diesmal älteren Baujahrs, sondern setzte mich an den Rand der Anlage und notierte die Eindrücke des Tages. Wenn du keinerlei Einführung erhältst in die Bedeutung und die Tradition von Tempelanlagen der Hindus, dann verstehst du rein gar nichts und kannst die Bauwerke nur unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachten. Doch unser Geschmack ist an der Architektur Europas geschult, und es ist mehr als fragwürdig, unsere ästhetischen Urteile auf indische Tempelanlagen zu übertragen. Ich bin irritiert. Die modernen Tempel schienen mir nicht wirklich neu zu sein, sondern nur mehr oder weniger kitschige Imitationen der alten. Aber dies ist eben ein Urteil, von dem ich vorsichtigerweise annehmen muss, dass es sich bei sachkundiger Information als Unfug erweisen könnte. Ich wünschte mir eine sachkundige Führung. Unsere Reiseleiterin macht den Kultus zwar irgendwie mit, aber sie erklärt uns nichts. So steht unsereiner nur doof rum. Wohl fühlen tust du dich dabei nicht.

Georg Meusel geht es ähnlich. "Wir haben hier so viele schöne Menschen gesehen", sagt er zu mir. "Warum sind dann die Götterbildnisse nur so hässlich - zumindest in meinen Augen. In ihren Bonbonfarben wirken die Götter so kitschig wie Puppen im billigsten Kaufhaus."

Auch wenn wir nichts verstanden, heute schien gewissermaßen der Tempel-Tag zu sein. Bei einbrechender Dunkelheit dann noch ein grauslicher Eindruck. Wir gingen zu dem heiligen Fluss Godavari mit einer superheiligen Waschanlage, abgezweigt in Bassins mit einer Oberfläche von etwa 300 qm. Drinnen eine mehr graue denn grüne Dreckbrühe. Diese schöpften Gläubige mit der Hand und gossen sie über ihre Glieder und beteten dazu. Einer putzte sich damit sogar die Zähne. Andere streuten die Asche ihrer Angehörigen in das Bassin, was zur Kloakenqualität dieser heiligen Suppe erkennbar beitrug. Auch ein Teil von Gandhis Asche war einstens hier gelandet. Na bitte! Das ist aber auch kein Trost, und Gandhi kann nicht mal was dafür. Und neben den Stufen, von denen die Asche und die noch etwas substantielleren Reste des Scheiterhaufens und der Verblichenen ins Becken gestreut wurden, planschten Jungs in Badehosen.

Und über dieser Szenerie ging nun die Sonne unter. Eigentlich müsstest auch du so etwas wie eine Stimmung in dir fühlen, wo doch einstens auch Gandhi hier 'eingerührt' wurde. Doch romantisch war mir kein bisschen zumute. Mir ekelte vor der heiligen Brühe, egal, welches Licht auf sie fiel. Nur eins war mir klar: Mit dem Linienbus, wie ursprünglich vorgesehen, war von hier aus nicht mehr weiterzukommen. Indessen halfen die beiden jungen Computer-Fachleute Frau Mehra bei der Suche nach einem privaten Transportmittel.

Es ist schon fast dunkel, als wir in einem Kleinbus und einem Jeep Nasik verlassen. Vor uns liegen noch 60 km Nachtfahrt über Straßen, die meist noch in der Mitte noch ein wenig Teer aufweisen. In Umberthan soll uns ein großer Empfang durch die Schüler und ihre Lehrer erwarten. Angekündigt sind sogar noch Volkstänze des Stammes der Dan.

Die entgegenkommenden Autos blenden uns, aber dann wird doch noch ausgewichen oder - ohne uns erkennbare Regeln - angehalten und dem anderen Fahrzeug die Vorfahrt gewährt. Trotz der Nebengeräusche versuchen wir uns zu unterhalten, zuerst über die Eindrücke des Tages. Ich wundere mich über dieses Nebeneinander von Heiligem und Profanem. Warum sind die Angehörigen des Toten, dessen Asche und Knochenreste sie in das heilige Becken des Flusses streuen, nicht verärgert über die direkte Präsenz der badenden Kinder? Ich will es zunächst bei dem Erstaunen belassen und weitere Eindrücke abwarten und alles frisch notieren. Savita Mehra versucht, das vorläufig von mir nur Beobachtete zu rechtfertigen. Sie begreift nicht, dass es mir jetzt darum noch gar nicht geht. Sie will ständig das letzte Wort haben. Sie will alles nur rechtfertigen, ohne es wirklich zu erklären.

Wir fragen sie nach den Aufstiegschancen der Kinder aus den Eingeborenenstämmen bzw. der Gruppe der Kastenlosen, die Gandhi als Harijans (Kinder Gottes) bezeichnet hat. Sie meint, dass die Kastentrennung laut Gesetz nicht mehr existiere. Die Quoten zugunsten der Harijans seien unfair, weil die Quotenstudenten weniger Ehrgeiz hätten als die Studenten etablierter Kasten und häufig das Studium abbrächen. Ich versuche eine Parallele zu ziehen zu der Situation in Deutschland, als es in den 50er Jahren nur 5 Prozent Arbeiterkinder an den deutschen Universitäten gab. Doch bei den Fahrtgeräuschen lässt sich über ungleiche Startchancen schlecht debattieren. Zu der These, dass es Arbeiterkindern und Harijans an Ehrgeiz fehle und dass sie Tüchtigeren die Ausbildungsplätze wegnähmen, melde ich meinen Widerspruch nur noch an, wundere mich jedoch, dies von einer Frau zu hören, welche

die Grundstruktur der Argumentation zugunsten von Quotenregelungen kennen muss. Ob dies nun Arbeiterkinder, Harijans, Farbige oder Frauen sind, die Argumentationsweise zugunsten der historisch Benachteiligten ist doch immer dieselbe. Gehört man selbst zu den von der Tradition Begünstigten, muss man doch auch mal mit der Minderheit für den Ausgleich stimmen, sonst bleibt es bei den ungerechten Verhältnissen und es kommt zu gewalttätigem Protest. Freiwillig etwas Substanzielles abzugeben, fällt Privilegierten immer schwer. Ich hatte nur gedacht, dass diese Orientierung an einem gerechten Ausgleich bei allen Gandhisten zur Grundausrüstung des Denkens und Handelns gehört.

Doch ich merke schon: Mit der Politik der Kastenlosen muss ich mich intensiver befassen als bisher. Es genügt auch hier nicht, Gandhis - wenn man so will - idealistische Denkweise zu zitieren. Ich müsste viel mehr wissen über die Situation der Kastenlosen und der Ureinwohner (Adivasi).

In Umberthan erwarten uns am Tor zum Schulgelände die Lehrer und Hunderte von Schülern. Mädchen tragen auf Metallschalen eine Kerze und Rosenblätter. Ruth ist ganz gerührt von diesem nächtlichen Empfang. Wir erhalten einen roten Punkt mit Reiskörnern auf die Stirn und werden dann mit Trommelklang in unser Quartier geleitet. Dies ist ein großer, hoher Raum mit einem Wellblechdach und einem gestampften Lehmboden. Untergemischter Kuhmist verhindert, dass sich beim Trocknen auf dieser Tenne Risse bilden. Der Boden wurde zu unserem Willkommen mit geometrischen Blumenmustern farbig bemalt.

Kaum waren wir in Umberthan eingetroffen, gab es mit der Reiseleiterin wieder Auseinandersetzungen, weil sie uns ihre Umkleide- und Bekleidungsregeln oktroyierte. Manfred Kunz vermag Frau Mehras Art der Bevormundung nicht mehr zu ertragen und kündigt an, dass er unsere Reisegruppe in den nächsten Tagen verlassen werde. Er hatte uns Männern seinen Entschluss, selbständig weiterzureisen und erst ab Dehli wieder mit uns zurückzufliegen, noch vor dem Abendessen mitgeteilt. "Seit ich dies mit mir abgemacht habe, fühle ich nicht mehr diesen Kloß im Hals", sagte er zu mir. Ich war - wie man sonst gar zu schnell sagt - doch sehr betroffen. Da ist dieser Mann nun doppelt so alt wie diese junge Lehrerin, hat länger als ein Jahr in Indien gelebt und soll sich von ihr herumkommandieren und ständig vorhalten lassen, dass er von indischen Sitten und Gebräuchen nichts verstehe. Dabei lebt sie seit zehn Jahren in Deutschland und ist in Delhi in einer Brahmanen-Familie und nicht in einem Eingeborenendorf in Maharashtra aufgewachsen. Da könnte sich doch auch in Indien - zum Beispiel unter dem Einfluss von Fernsehen und Kino - einiges geändert haben.

Umberthan, 27.2.1997

Bei der Aufführung von Volkstänzen für die Gandhi-Pilger fragen wir erneut nach unserem Selbstverständnis.

Nach nächtlichen Diskussionen mit der Reiseleiterin nur vier Stunden Schlaf, und dabei haben wir das Morgengebet geschwänzt. In der Innenspitze der Pyramide meines Moskitos-

netzes finde ich eine heuschreckengroße, grüne 'Gottesanbeterin'. (Ich bin nicht sicher, dass diese Bezeichnung korrekt ist; sie kommt mir nur so in den Sinn.) Ruth entdeckt in ihrem Netz kleinere Flattertiere, vollgesaugt mit Blut, jedoch keine Moskitos. Wir müssen die Ränder der Netze unter die Matratze stecken und dürfen sie nicht nur locker über das Bett hängen lassen.

Ab 9 Uhr werden uns Volkstänze vorgeführt. Den Kindern macht die Kostümierung Spaß. Lendenschürze aus großen Blättern. Weiße Signaturen auf nackter, brauner Haut. Wir haben keine Ahnung, ob dies urtümlich oder ein spaßige Aufmachung wie bei den Karl May Spielen unserer Kinder ist. Wie eine Jagdbeute wird ein Junge an einer Stange hängend hereingetragen. Mich erinnert's an alte Tarzan-Filme mit Johnny Weismueller. Die Mädchen mögen es bedeckter, anmutiger. Sehr hübsch, sehr fröhlich. Aber wir kommen uns auf erhöhtem Podest, unter schattigem Vordach vor wie Staatsgäste, denen Pseudo-Einheimisches aus dem Busch geboten wird. Ich höre mich im Geiste wie Erich Honecker den braunhäutigen jungen Pionieren für ihre gandhistischen Aufbauleistungen danken. Ehrlich, wir wissen nicht, was man hier von uns erwartet. Also klatschen, lächeln, und viel fotografieren.

Über den Mittag stellen wir aus unseren Fotos, die wir in Deutschland eingepackt haben, eine kleine Ausstellung zusammen. Wir zeigen deutsche Feste und Landschaften, aber zum Beispiel auch das Angeln im Groß Glienicker See. Unser Sohn Wolfgang beim Hechtfang. Am meisten interessieren sich die Kinder merkwürdigerweise für die Fotos unserer Familien, von denen zwei auch verschwinden, um wahrscheinlich irgend ein Tagebuch zu schmücken. Dutzende Male müssen wir die Frage "What's your name?" beantworten und unsere Adressen in Schulhefte schreiben. Es wird aber wahrscheinlich nie Post kommen, denn die Kinder können nur ganz wenige Worte Englisch und sie haben kein Geld für Briefmarken. Ich lasse mein Tagebuch von ein paar Jungen und Mädchen signieren. Lesen kann ich die Namen nicht.

Wir Deutschen wollen gerne aus unserer passiven Rolle der "Staatsgäste" herauskommen. Ich überlege, ob ich mit der deutschen Gruppe einige gruppenspezifische Übungen aus dem Training zur gewaltfreien Aktion vormachen und dann die Kinder zum Mitmachen einladen könnte. Ich denke an unsere Urwaldübung "Jane und Tarzan" bei der immer drei Personen auf Anruf eine Palme mit zwei Nüssen, einen Elefanten mit schwankendem Rüssel und zwei riesigen Ohren oder ein auf vier Beinen zum Fluss eilendes und den Rachen auf und zu klappendes Krokodil bilden. Leider kommt es dann doch nicht dazu, weil wir über einen Konflikt mit der Reiseleiterin sprechen müssen.

Manfred Kunz fühlt sich herumkommandiert. "Ich will Helfer sein, nicht Gehilfe. Wenn etwas getan werden muss, dann will ich schon mitmachen, aber ich möchte auch mitreden und mitentscheiden können. Das Prinzip der Freiwilligkeit muss gelten."

Ich wollte Aufklärung über unsere Rolle auf dieser Exkursion. "Welche Vorhaben verfolgen Sie, Frau Mehra, neben der Aufgabe, uns auf dieser Reise happy zu machen und uns möglichst viel über Land, Leute und besonders Gandhi zu erklären? Ich werde das Gefühl nicht los: Sie haben ein persönliches Programm, das nicht identisch ist mit dem unseren und das sogar Vorrang hat vor dem unseren. Ich fand es nicht in Ordnung, dass Sie

in Bombay ein Tonbandinterview - für einen mir unbekanntem Zweck - mit der Gandhi-Enkelin machten und uns derweil bei der Spinnmaschine abstellten." Ich sage es und schon ärgere ich mich darüber, dass ich eine gewisse Schärfe im Ton nicht vermeiden kann. Meine innere Erregung schlägt beim Sprechen unweigerlich durch.

Georg Meusel spricht konzilianter. Er verbindet mit der Kritik auch konstruktive Angebote. Das gefällt mir, gerade weil ich merke, dass dies nicht von vornherein in meiner Natur liegt. "Sie können den einzelnen Mitgliedern unserer Gruppe auch Verantwortung übertragen. Sie müssen nicht alles selbst machen. Wir wollen nur als Partner ernst genommen werden. Nur ein Beispiel: Ein Leperello mit Fotos können wir auch ohne Ihre Anleitung zusammenkleben." Das war ein besonders hübsches Understatement von einem Manne, der für seine philatelistischen Exponate - gewissermaßen raffinierten politischen Ausstellungen - schon internationale Preise gewonnen hatte.

Georg sparte aber auch nicht mit Anerkennung der Leistungen Frau Mehras. "Das Angebot dieser Reise hat unschätzbaren Wert und es muss große Mühe bereitet haben, diese Reise vorzubereiten. Aber es muss auch nicht alles eingelöst werden, was auf dem Programm steht. Ich stecke es locker weg, wenn auf der Reise mal was schief geht. Ich will Ihnen Mut machen, das dann auch einzugestehen. Sie haben auch einen Anspruch darauf, Fehler zu machen und sich zu irren. Sie dürfen das ruhig zugeben. Wir nehmen Ihnen eingestandene Fehler nicht übel."

Am bittersten waren die Vorwürfe von Ursula Mertens. Sie beschwerte sich über die ständige messerscharfe Anrede: "Frau Mertens, Sie sollten..." Ich konnte Ursula gut verstehen. Sie ist fast doppelt so alt wie Savita Mehra, war Stadträtin der SPD in einer Universitätsstadt und sie wird nun abgemahnt wie eine Putzfrau, die eine Ecke nicht ausgewischt hat. Und diese würde sich das nicht gefallen lassen! Ursula sagte unumwunden, sie erwarte von einer Reiseleiterin, dass diese nun endlich mal anfangen, ein gewisses Gefühl und Gespür für die Bedürfnisse der Reisetilnehmer zu entwickeln. Frau Mehra komme es anscheinend in erster Linie darauf an, einen guten Eindruck auf ihre Landsleute zu machen, egal was dies dann an Belastungen für uns Reisetilnehmer bedeute. Und sie nannte als Beispiel das Fehlen von Nachtruhe und Pausen.

Alle nahmen an der Aussprache teil, wenn auch - wie im Falle von Ruth - nur dadurch, dass die dem bereits Gesagten ausdrücklich zustimmten oder noch ein Beispiel für dieselbe Erfahrung nannten.

Frau Mehra ging auf unsere Kritik nicht direkt ein, sondern betonte - und für mein Gefühl reichlich großspurig -, dass es ihr um den interkulturellen Dialog gehe und dass sie einen schriftlichen Erfahrungsbericht anstrebe. Sie warf ihrerseits nun uns Mangel an Feingefühl vor.

Ich habe nach dieser Aussprache keine Lust, mich von Frau Mehra durch die Klassenzimmer führen zu lassen und ruhe mich aus. Ruth macht den Rundgang mit. Sie will sich auch durch ein noch so autoritäres Verhalten der Reiseleiterin die Chance nicht entgehen lassen, so viel wie möglich über die Arbeits- und Lebensbedingungen der Schüler zu erfahren.

Dem Gang durch das Dorf und dem Spaziergang über die Felder zu der Schulfarm schließe ich mich abends an. Wir schauen in die ganz einfach ausgestattete Praxis des Dorfarztes, der aber nach der Einschätzung der Fachfrauen in unserer Gruppe eine volle ärztliche Ausbildung hat und für das Dorf eine wirkliche Errungenschaft darstellt. Zu seinen Aufgaben gehört auch die Schwangerschafts(verhütungs)beratung.

Das Dorf ist durch die Nachbarschaft zur Schule aufgeschlossen für den Fortschritt. Elektrizität ist zumindest stundenweise vorhanden, und wir beobachten, wie an in Gemeinschaftsarbeit eine große Latrine fachmännisch gemauert wird. Das Dorf ist auch sauber, und die vielen hellbraunen Schweine, die kleinen deutschen Wildschweinen ähneln und mit vielen Ferkeln unterwegs sind, können nur in Laub und Erde, aber nicht im Unrat wühlen. Kinder und Schweine scheuchen sich, eine Dorfidylle wie auf einen alten holländischen Stich.

Doch Politik wird hier auch gemacht. Tagsüber haben im Dorf die Kommunisten und die Kongress-Partei für ihre Politik geworben - herab vom Lastwagen mit aufmontiertem Lautsprecher und Fahnen schwenkend. Ich weiß leider nicht, welche Argumente und Parolen hinausposaunt werden.

Nach dem Sonnenuntergang, den wir auf den Feldern erlebt haben, sind wir zum festliches Abendessen geladen. Serviert wird auf großen, trocken gepressten Blättern. Doch damit ist der Tag noch nicht zu Ende. Bei Mondschein und Lampenlicht aus dem Dieselaggregator noch ein Abschiedsreigentanz. Unsere Gruppe singt "Der Mond ist aufgegangen", und ich habe im Anschluss an den alten Gandhianer, der die Heimschule leitet, eine Ansprache über den Sinn unserer Reise zu halten. Ich soll bei dieser Gelegenheit den Schulkindern auch noch etwas über Deutschland berichten, keine ganz leichte Aufgabe, zumal ich englisch sprechen muss. [Es folgt die deutsche Übersetzung, die um einiges ausführlicher geraten ist als das Original.]

"Liebe Schülerinnen und Schüler,
Ihr habt Euch wahrscheinlich gefragt: Warum kommen diese Deutschen nach Indien und warum kommen sie zu uns?

Wir sind keine Touristen. Wir befinden uns auf einer Art Gandhi-Pilgerreise und wir reisen darum auch nicht im klimatisierten, komfortablen Bus, sondern in den hierzulande üblichen Linienbussen und mit der Eisenbahn 2. Klasse.

Gandhi gilt als der Vater der indischen Nation und darum bekommt er in allen größeren Orten Indiens auch ein Standbild, sei es aus Bronze, sei es aus Marmor oder auch aus billigeren Materialien. Aber wir sind keine indischen Patrioten, und einige Deutsche haben nach den Erfahrungen mit dem Hitlerregime überhaupt keinen Sinn für Hurra-Patriotismus und schauen misstrauisch auf die Bronzestatuen irgendwelcher Helden.

Aber was bedeutet dann Gandhi für uns Deutsche? Vielleicht kann ich es am einfachsten erklären, wenn ich aus der Zeit meiner Kindheit erzähle. Als ich so alt war wie die Schüler von Umberthan, genau genommen, als ich 8 Jahre alt war, hatte Adolf Hitler, größter Netaji

aller Zeiten, gerade den Zweiten Weltkrieg verloren und sich durch Selbstmord der Verantwortung entzogen. Deutschlands Städte im Kern in der Regel aus hochragenden, leergebrannten Ruinen. Die Väter vieler Kinder waren im Krieg umgekommen. Nach dem Ende des Krieges konnten wir aufatmen, uns wieder frei bewegen.

Als ich drei Jahre zuvor in die Schule gekommen war, konnte ich abends nicht wie die Kinder von Umberthan mit einer Lampe im Garten sitzen. Licht hätte feindlichen Bombern die Bahn gewiesen für den Abwurf ihrer furchtbaren Last. Bei Fliegeralarm hatte ich im Keller unseres Hauses in Stuttgart gesessen und hatte ständig den direkten Einschlag einer schweren Bombe, die auch die Kellerdecke durchschlagen oder alle Ausgänge verschütten könnte, befürchtet.

Unser Haus wurde tatsächlich zerstört, unsere Wohnung brannte aus. Auf den Straßen lagen verkohlte Leichen in langen Reihen. Meine Familie überlebte, weil wir gerade noch rechtzeitig in ein Dorf evakuiert worden waren. Sogar mein Vater kehrte nach 6 Jahren Krieg, wenn auch schwer verletzt aus der Gefangenschaft zu uns zurück. Doch die Väter vieler meiner Schulfreunde waren gefallen, d.h. von Granaten zerrissen und von Panzern überrollt worden oder sie verbrachten noch Jahre in Kriegsgefangenschaft, wo noch fast so viele starben wie zuvor fremde Soldaten in deutschen Kriegsgefangenenlagern. Am Ende des Krieges war Deutschland ein zerstörtes und ein geteiltes Land.

Natürlich wünschten sich nach dem Zweiten Weltkrieg alle Deutschen, dass es nie mehr einen Krieg geben sollte, und man konnte sich auch nicht vorstellen, dass Deutsche jemals wieder eine Waffe in die Hand nehmen würden. Keine Ideologie war es wert, um ihretwillen Menschen zu töten.

Doch es war das schockierende Erlebnis meiner Jugendzeit, dass Deutschland wieder bewaffnet wurde, und dass die Regierung von uns erwartete, dass wir jungen Deutschen wieder Soldaten würden, um gegen die Kommunisten zu kämpfen, die den östlichen Teil Deutschlands unter ihre Kontrolle gebracht hatten. Aber in diesem anderen Teil Deutschlands lebten auch Deutsche, die auch keinen Krieg mehr führen und weder auf ihre deutschen Landsleute, noch auf Menschen überhaupt schießen wollten. In unserer Reisegruppe sind zwei Männer, die in diesem anderen, kommunistischen Teil Deutschlands den Kriegsdienst verweigert haben. Ich selbst habe in westdeutschen Kriegsdienstverweigererverbänden jahrzehntelang mitgearbeitet. Doch wir waren Ausnahmen. Die meisten jungen Männer in West- und Ostdeutschland bereiteten sich auf diesen Bruderkrieg vor. Und ein Dritter Weltkrieg mit Atomwaffen hätte Deutschland restlos vernichtet.

Doch was bedeutete nun Gandhi diesen Kriegsdienstverweigerern in beiden Teilen Deutschlands? Das Wichtigste an Gandhis Botschaft für uns war, dass man auch ohne Waffen sich gegen Unrecht wehren und Bedrängten beispringen kann. Wir erkannten, dass die gewaltfreie Aktion - in ihren vielen Erscheinungsformen - ein machtvolles Instrument ist, und dass wir nach dem Erlernen des Umgangs mit diesem Arsenal der gewaltfreien Aktion keine Angst davor haben müssten, uns nicht wehren zu können, wenn eine Diktatur uns bedrohen sollte. Das war eine befreiende Erkenntnis, aber sie war eben auch mit der lebenslangen Aufgabe verbunden, sich das erforderliche Know how auf dem Felde der gewaltfreien Aktion anzueignen und das Wissen darum auszubreiten.

Wir haben es auf verschiedene Weise getan. Ich konnte in West-Berlin Professor an einem Institut für Politische Wissenschaft werden und 28 Jahre eine Zeitschrift mit dem Titel "Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit" herausgeben. Mein Freund Georg Meusel hatte es im kommunistischen Teil Deutschlands sehr viel schwerer als ich. Als Pfarrerssohn durfte er kein Abitur machen; er wurde Gärtner und später Betriebselektriker, und nach seiner krankheitsbedingten vorzeitigen Pensionierung musste er dann seine journalistischen Fähigkeiten autodidaktisch ausbilden.

Doch getan hat er eine ganze Menge für die Verbreitung der Ideen Gandhis. Auf eine sehr intelligente Weise! Man kann in einer Diktatur natürlich keine Vorlesungen halten über gewaltfreien Widerstand. Georg Meusel hat einen anderen Weg gefunden.

Sein Hobby war das Sammeln von Briefmarken. Und er hat Briefmarken über Martin Luther King und Mahatma Gandhi gesammelt und alles, was er an postalischen Belegen bekommen konnte, das irgendwie mit gewaltfreier Aktion und Kriegsdienstverweigerung zu tun hatte. Daraus hat er Ausstellungen von Briefmarken und postalischen Belegen geformt und mit erklärenden Texten versehen. Und das Ausstellen von Briefmarkensammlungen war in der DDR nicht verboten. So hat er auf dem Umweg über die Briefmarken die Ideen Gandhis und Martin Luther Kings verbreitet und auf diese Weise auch einen Beitrag dazu geleistet, dass 1989 zwar die Mauer zwischen beiden Teilen Deutschlands fiel, aber kein Schuss.

In Deutschland ist 1989 ein gewaltfreier Aufstand gelungen - ohne dass es einen einzigen Toten gab. Es scheint, dass die Deutschen aus dem millionenfachen Tod, den sie im Zweiten Weltkrieg über Europa gebracht haben, schließlich doch einiges gelernt haben. Gandhi ist nicht der Vater der deutschen Nation, aber ich denke, er ist einer der wichtigsten Lehrer der Deutschen, zumindest eines Teils der nachgewachsenen Generationen.

Und wir sind nun hier in Indien, um zu erfahren, wo und wie Gandhi hier gewirkt hat, und wie sein Gedankengut und sein Vorbild heute noch in Indien weiterleben. Wir wollen wissen, was über Gandhi und die Methode der gewaltfreien Aktion in den Schulen Indiens unterrichtet wird, was über Gandhi in den Lesebüchern steht, und ob es in Indien auch Training in gewaltfreier Aktion gibt.

Das gewaltfreie Eingreifen und Standhalten kann man lernen wie Lesen und Rechnen, und die Übungen machen sogar Spaß. Es gibt dabei aber ein Problem. Wer die gewaltfreie Aktion angesichts gewaltsamer Bedrohung durchhalten will, kann dies nur, wenn er auch bereit ist, die damit möglicherweise verbundenen Leiden zu ertragen. Ihr wisst, dass Gandhi einige Jahre seines Lebens im Gefängnis verbracht hat und dass er schließlich von einem religiösen, nationalistischen Fanatiker ermordet wurde. Auch beim gewaltfreien Kampf gibt es Tote und Verletzte, aber eben immer nur auf einer Seite. Das ist die Voraussetzung dafür, dass die Kette der Gewalttaten unterbrochen und Frieden gestiftet wird.

Ich hoffe, dass auch in dieser Schule in Umberthan Gandhis 'Experimente mit der Wahrheit' studiert und erneuert werden. Und es gibt neben Gandhis Experimenten auch noch andere wichtige Erfahrungen mit gewaltfreien Aktionen, die in aller Welt gesammelt wurden und

von denen ich bisher in den Gandhi-Gedenkstätten nichts gesehen habe. Wenn Ihr Kinder ein Buch von Gandhi oder Martin Luther King lest, dann ist das mehr wert als ein Bild von Gandhi an der Wand oder ein Standbild Gandhis auf einer Verkehrsinsel, um welche die Autorikschas knattern. Die Ideen Gandhis sind ein großes Angebot an die Kinder Indiens und der Welt. Ich hoffe, dass Ihr zugreift, und dass Euch kundige Lehrer und Lehrerinnen dabei helfen werden."

Ich versuchte die Rede mit einem "Gandhiji-Jay", was für mich soviel heißt wie "Erfolg für den lieben, verehrten Gandhi", zu beenden, aber die Endung ji-Jay habe ich wohl falsch ausgesprochen, denn der alte Herr, der mich übersetzte, war von meinem Hindi doch etwas überrascht und musste es erst in die richtigen Laute übertragen, bis dann die Kinder einstimmen konnten. Doch wahrscheinlich habe ich ohnehin über die Köpfe der meisten hinweggeredet. Denen stand der Sinn mehr nach Schlaf oder nach einer weiteren Tanzrunde als nach Gandhi-Lektüre.

Umberthan - Valsad - Kasturba Ashram, 28.2.1997

Ob gut betuchte Deutsche in öffentlichen Bussen reisen und Taxikosten durch Fußmärsche sparen sollten?

Nach einer fünfstündigen Fahrt im überfüllten Linienbus, nach dem Umsteigen mit Pinkelpause im Dharampur, erreichen wir um 12.30 Uhr die Ortschaft Maroli, wo wir innerhalb von drei Minuten an einem Sonderstop unsere Koffer vom Dach laden. Noch drei Kilometer bis zum Kasturba-Ashram in Valsad, dem ersten Ashram auf unserer Reise in direkter Gandhi-Tradition, gegründet von einer reichen Freundin Gandhis aus der Gruppe der Parsen. Sie hatte Gandhi 1930 auf dem Salzmarsch begleitet. Ihr Ziel war es, auch anderen Frauen die Teilnahme am Freiheitskampf zu ermöglichen. So entstand das "Kasturba Weaving Center". Gandhi war zur Grundsteinlegung gekommen. Ich weiß aber nicht, ob die heutige Benennung nach Gandhis Frau von Anfang an vorgesehen war. Und ich zweifle daran, dass es in deren Sinne gewesen wäre.

Im Ashram wurden wir von der Enkelin Gandhis, Frau Usha Gokali, die wir in Bombay bereits kennen gelernt, aber eben kaum gesprochen hatten, erwartet. Ich bin sogar noch vor den anderen da, da Monika Walther und ich die letzten drei Kilometer mit dem Gepäck in zwei Rikscha-Taxis vorausgefahren sind.

Als ich diese beiden luftigen Minitaxis bezahle, werde ich wütend, aber nicht auf die überaus freundlichen Fahrer, sondern auf Savita Mehra, die zunächst das ganze Gepäck in eine einzige Rikscha zu verstauen gesucht hatte, bis es mir zu dumm geworden war, und ich - ohne ihr Einverständnis abzuwarten - das zweite Taxi zu beladen begonnen hatte. Der Grund für meine Wut: Ein Taxi kostete gerade mal 20 Rupien, also eine lausige deutsche Mark, und der Rest der Gruppe läuft - und zum Teil noch mit Handgepäck! - bei mehr als 35 Grad Celsius im Schatten länger als eine halbe Stunde durch die pralle Mittagshitze auf einer Landstraße.

Ich bin von der Busfahrt und dem zweimaligen Ein- und Ausladen des Gepäcks, das auch völlig verstaubt ist, verschwitzt und verdreckt. Und dann erfahre ich am Nachmittag von Dr. Khushal H. Patel, einem Mitglied des Vorstands des Kasturba Ashram, dass er Savita Mehra angeboten hatte, für die nächsten vier Tage einen Kleinbus zu besorgen, der uns bereits in Umberthan abholt hätte. Das hätte 4.000 Rupien, also DM 200 gekostet. Da der Linienbus auch ein wenig kostet, wären also pro Nase für die nächsten vier Tage Mehrkosten in Höhe von DM 15 entstanden. Auch Dr. Patel, der an der Columbia University in den USA Chemie studiert hat, aber selbst aus ärmlichen Verhältnissen kommend das Sparen durchaus zu schätzen weiß, ist Savita Mehras Verhalten völlig unverständlich, zumal wir durch die Benutzung der Linienbusse sehr viel Zeit verlieren und interessante Orte auf Gandhis Lebensweg gar nicht besuchen können.

Er hielt Savita Mehras Zeitplanung für unrealistisch, aber resignierte schließlich im Gespräch mit ihr. Ausnahmsweise konnte ich die Auseinandersetzung verfolgen, weil Patel freundlicherweise Englisch sprach.

Dr. Patels Vater Hira war ein Mitstreiter Gandhis und saß zusammen mit diesem im Gefängnis. Zur Familiensaga gehört, dass Gandhi seinem Freund Hira eigenhändig das Haar geschoren habe, als dieser darüber klagte, im Gefängnis kein Kokosfett zur Haarpflege zu erhalten. Unabhängigkeit durch Reduzierung der Bedürfnisse auf ein Minimum war eine von Gandhis Maximen im Widerstand gegen die Engländer. Es ist erfreulich, dass die Familientradition nun den Sohn Khushal bei der Stange hält oder doch auf seine alten Tage reaktiviert. Dr. Patel ist ein erfolgreicher Unternehmer. In seiner Chemiefabrik sind 250 Menschen beschäftigt. Er befindet sich nun bereits im Pensionsalter, aber er ist drahtig und er scheint noch voll Energie zu stecken, und diese will er nun zusammen mit der Gandhi-Enkelin, die in Bombay lebt, auf die Sanierung des Kasturba-Ashrams und seiner Einrichtungen verwenden.

Das Wiedersehen mit der Enkelin Gandhis und die Begegnung mit diesem tüchtigen Sohn eines Gandhi-Freundes hätte mich eigentlich beglücken müssen und ich freue mich auch darüber, dass Gandhis Vermächtnis von solchen Menschen wieder neu gepflegt werden wird, aber alle Freude wird mir vergällt durch das Verhalten unserer Reiseleiterin. Ich koche allmählich. Ich will mir diese unsinnige Bevormundung und Gängelung nicht länger gefallen lassen. Doch noch zögere ich. Zum Abendessen gehe ich nicht. Einerseits möchte ich meinen Magen schonen und ein unnötiges Risiko vermeiden, andererseits will ich auch dem Konflikt mit Frau Mehra noch einmal ausweichen. Ich darf nicht explodieren. Ich habe die anderen in der Gruppe über meine Einschätzung der Lage informiert und hinzugefügt, dass ich mich auch in Übereinstimmung mit den indischen Gastgebern glaube.

Savita Mehra legt großen Wert darauf, dass wir bei ihren Landsleuten einen guten Eindruck machen, aber wenn wir als einigermaßen vermögende Leute, die eine teure Ausrüstung - Kleidung, Fotoapparate, Koffer, Rucksäcke - mit uns schleppen, an den indischen Dienstleistungen extrem sparen, ist das nur noch peinlich.

In meinem Ärger habe ich keine Lust, mich mit dieser wichtigtuerschen Miss Mehra an der Spitze an der Besichtigung der Krankenstation und der Schule des Ashrams zu beteiligen.

Ich halte auf dem Notebook die Eindrücke der letzten beiden Tage fest, wenigstens einige. Den Rest will ich später mit Hilfe der Fotos und Ruths Notizen rekonstruieren.

Diese meint, ich hätte nichts versäumt. Es sei eine gute Internatsschule, die Schülerinnen seien strebsam und die Lehrerinnen tüchtig. Über den aufblasbaren Globus, den Manfred Kunz mitgebracht, und das Plakat mit den Gandhi-Briefmarken hätten sie sich gefreut, aber Struktur und Didaktik der Schule schienen ihr den Einrichtungen zu gleichen, die wir in in Kosbad Hill und Umberthan bereits kennen gelernt hätten. Ruth hält dies für ein gutes Zeichen. Es handle sich nicht mehr nur um Vorzeigeprojekte. Der Unterricht schein flächendeckend auf einem hohen Niveau angeboten zu werden, auch wenn letzten Endes erst eine Minderheit der Mädchen den Schulabschluss erreichen würde. Die Unterkünfte der Mädchen seien allerdings verbesserungsbedürftig. Die Mädchen würden in Gemeinschaftsunterkünften auf dem Boden schlafen.

Einen recht kläglichen Eindruck machte hingegen die Krankenstation, die nach ihrer offiziellen englischen Bezeichnung als 'Mental Hospital' auch in der Lage sein sollte, Menschen mit psychischen Störungen und Krankheiten aufzunehmen. Georg Meusel, der manches Krankenhaus in der DDR von innen kennen gelernt hatte, war ganz erschüttert. Er notierte in seinem Tagebuch: "Die Ausstattung des Hospitals besteht im Arztzimmer aus kaum mehr als einem Stethoskop und Blutdruckmessgerät und im Bettensaal aus einem angeammelten Infusionsständer, einem Bunsenbrenner und einem Topf zum Auskochen von Kanülen. Von den Wänden und den Bettgestellen blättert die Farbe. Ich kann nicht anders, als aus meinem Koffer die Hälfte meiner Reisemedikamente in einen Plastbeutel zu stecken und dem Arzt zu bringen, obwohl ich weiß, dass es nicht mehr als eine hilflose Geste ist."

Takkar Bapu Ashram - Karadi - Dandi, 1.3.1997

Wie Miss Mehra Sandalen schustert, und Gandhis Enkelin gelinde Zweifel am pädagogischen Feingefühl ihres Großvaters anmeldet. Von einer Hütte Gandhis aus Palmblättern und einer Mütze Gandhis aus Stahlbeton. Und schließlich die Frage: Wie kam das Salz an den Strand von Dandi?

Es war schön, auf dieser Männlein und Weiblein separierenden Gruppenreise wieder eine Nacht zusammen mit Ruth zu schlafen. Wir hatten ein breites, fast französisch zu nennendes Bett - ideal für unsere Moskitonetze, die Ruth von vornherein so groß genäht hatte, dass ein einzelnes auch über ein Doppelbett passte. Zudem war ein älterer Mitarbeiter des Ashram bei Einbruch der Dunkelheit so freundlich gewesen, in unserem, wie auch in den anderen Zimmern eine schwarze, flache, tellergroße Spirale anzuzünden, die ganz langsam verglomm und die Moskitos vertrieb.

Dies war uns angenehm, denn was nützt das dichteste Netz, wenn man gestochen wird, während man sich auszieht? Ein riskanter Ort ist immer die Toilette. Da sammeln sich die Mücken. Der Ashram scheint zwar über genügend fließendes Wasser zu verfügen, aber der Abfluss klappt nicht so richtig, so dass das Dicke im Loch stehen bleibt und entsprechend

mieft. Ansonsten fand ich die sanitären Anlagen für hiesige Verhältnisse recht zufriedenstellend. Man duscht sich, indem man aus dem großen roten Plastikeimer, der unter dem Wasserhahn steht, mit einem Henkelbecher Wasser schöpft und dieses über die gewünschte Stelle gießt. Das Wasser fließt dann sogleich hinaus in den Garten und verdunstet dort größtenteils sofort in der Hitze.

Savita Mehra beschwert sich beim Frühstück darüber, dass ich gestern bei meiner Ankunft die Leiterin des Ashrams gefragt hatte, ob es eine Möglichkeit gebe, mit meiner Frau in einem Zimmer zu schlafen. Solche Fragen hätte ich in Zukunft gefälligst zu unterlassen, meint Miss Mehra und sie verbittet es sich gleichfalls, von mir bei Gesprächen mit unseren Gastgebern als Mrs. Mehra bezeichnet zu werden. Ihr Vater würde einen Anfall bekommen, wenn er hören sollte, dass wir sie als Mrs. Mehra bezeichnen. Nun gut, ich werde auch im sprachlichen Ausdruck auf den Jungfrauenstatus der Sechsendreißjährigen Rücksicht nehmen, aber das Theater nimmt allmählich doch groteske Züge an. Frau Gokali hatte meine Frage nach einem Zimmer sicherlich als ganz normal empfunden. Frau Mehra hatte sich geärgert, dass sie in ein Nachbarhaus ausweichen musste. Dort hatte sie zwar auch ein Einzelzimmer erhalten, doch dieses hatte ihr dann missfallen, weil Toilette und Bad nicht getrennt waren.

Dr. Patel holte uns mit seinem privaten PKW und einem 8-sitzigen Jeep ab. Mitsamt dem Gepäck kamen wir darin soweit ganz gut unter. Unser erstes Ziel war Takku Babu Ashram.

Dieser Ashram wird heute von einem Neffen des Gründers, der ein Freund Gandhis gewesen war, geleitet. Es werden 50 Oberschüler beherbergt. Hinzu kommen Manufakturen für Seife, Speiseöl und Sandalen. Die Sandalen (aus Rind- und Ziegenleder und Gummisohlen) werden auf dem örtlichen Markt für 120 Rupien (DM 6) verkauft. Die durchschnittliche Tagesproduktion pro Person ist 5 Paar. An dieser Manufaktur sind 5 Familien beteiligt. Sie erhalten pro Paar einen Stücklohn von 20 Rupien. Der Vorteil für die Beschäftigung der Arbeitslosen ist, dass sie nicht wie die selbständigen Handwerker das Material und das Werkzeug anschaffen und den Verkauf abwarten, also die Vorratshaltung vorfinanzieren müssen.

Savita Mehra hatte sich anscheinend in den Kopf gesetzt, ein solches Paar Sandalen weitgehend selbständig herzustellen. Sicherlich für die unmittelbar Beteiligte ein reizvolles Unterfangen. Der Rest der Gruppe musste jedoch geschlagene zwei Stunden auf sie warten. Dr. Patel und Usha Gokali waren von diesem Eigensinn nicht weniger überrascht als wir. Ich nutzte schließlich die freie Zeit im kühlen Wartezimmer, um ein Gespräch über die Gandhi-Rezeption in Deutschland zu beginnen. Georg Meusel berichtete von seiner Vermittlung des Gedankenguts Gandhis und Martin Luther Kings auf dem Weg der Briefmarkenausstellung, Friedemann Gehrt von der Karriere des Aufklebers "Schwerter zu Pflugscharen" in der DDR. Daniela und ich übersetzten abwechselnd. Das klappte sehr gut, und Frau Gokali und Dr. Patel bedankten sich für das Nutzen der Wartezeit.

Savita Mehra kommentierte ihr eigenes Verhalten nach vollendeter Schusterei mit keinem Wort, sondern fuhr sogleich fort, uns herumzukommandieren. Wir hatten jedoch unsere Lektion gelernt und waren entschlossen, von nun an die Gestaltung der Gespräche mit den Gastgebern auch selbständig zu betreiben. Mit Frau Gokali hatten wir uns sehr gut

verstanden. Sie ist eine weltoffene Frau, die von purem Traditionalismus wenig hält. Ihr gefallen schöne Kleider und Schmuck, und sie mag nicht einsehen, warum sie als Enkelin Gandhis ihr Leben lang im simplen Khadi herumlaufen und nie einen Lippenstift benutzen soll. Ihr ist es viel wichtiger, dass der von ihr neuerdings geleitete Ashram effizient gemanagt wird, und darin weiß sie Dr. Patel auf ihrer Seite. Wir hatten sie auch nach Erinnerungen an ihren Großvater gefragt, und sie erzählte dann eine Anekdote, die auch wieder signalisierte, dass sie vom Mahatma-Kult nicht angetan ist und auch eine kritische Auseinandersetzung mit Gandhi für angebracht hält.

Ihre ältere Schwester, ein sehr hübsches Mädchen, mit langen schwarzen Haaren, habe ihrem Großvater versprochen, dass sie ihm zum Geburtstag jeden Wunsch erfülle, den er äußern sollte. Und dieser Bapu kam auf die abgeschmackte Idee, das Kind, um es von eventuell vorhandener, aber keineswegs eklatanter Eitelkeit gewissermaßen prophylaktisch zur kurieren, doch wahrhaftig zu bitten, sich ein Glatze scheren zu lassen. Und das Mädchen tat dies, statt sich an Kasturba, die Oma, zu wenden, damit diese dem alten Knaben klar mache, er solle gefälligst die Finger von der Pädagogik lassen und sich um die Engländer kümmern.

Frau Gokali und Dr. Patel verabschiedeten sich von uns im Takkar Bapu Ashram, und wir fuhren in einem Kleinbus über Land nach Karadi zum Gandhi Smriti Ashram, wo uns Indra Singh Rawat und seine Familie erwarteten.

Auf seiner Visitenkarte wird I. S. Rawat als "Convenor Barativa Shanti Sena (Guj.)" bezeichnet, aber ich kam bis zur Abreise nicht dahinter, was dies im Moment praktisch bedeutete. Er soll bei dem Shanti Sena Einsatz zur Reintegration der Räuber (Dacoits) mitgewirkt haben. Er ist ein großgewachsener, gut gebauter Mittsechziger im weißen Khadi-Look.

Wir haben nach dem Mittagessen, bei dem wir freundlicherweise auf Stühlen sitzen durften, eine gute Stunde Pause, die ich zu meiner Art der Meditation am Notebook nutze. Das selbstgemachte Eis, das es als Nachtschiff gab, haben Ruth und ich vorsichtshalber nicht gegessen.

Am Nachmittag haben wir wieder ein Savita-Problem. Sie hatte uns mitgeteilt, dass sie bei der Diskussion mit den versammelten Notabeln von Karadi "nicht zur Verfügung stehe". Wir hatten dies dahingehend ausgelegt, dass sie an der Diskussion nicht teilnehmen wolle. Wir hatten uns darauf eingestellt, den Nachmittag in eigener Regie zu gestalten und uns auch selbst vorzustellen. Als wir ihr dies sagten, war es wieder ganz anders. Sie werde teilnehmen, aber uns nichts übersetzen. Wir dachten: Rutsch uns den Buckel runter, wir werden schon eine vernünftige Vorstellung zustande bringen.

Dann wurde sie aber von den Gastgebern in den Senkel gestellt. Die meisten Dorfsprecher verstanden kein Englisch. Es hätte dann statt ihrer Mr. Rawat übersetzen müssen. So erfolgte dann die gesamte Zeremonie, bei der uns Khadi-Stränge um den Hals gelegt wurden, doch unter Frau Mehras Mitwirkung. "Freedom-fighters", wie die Teilnehmer des Unabhängigkeitskampfes von Herrn Rawat genannt wurden, nahmen diese Ehrung vor.

So ganz wohl war uns nicht dabei, weil wir - und wahrscheinlich auch unsere Gastgeber - nicht so recht wussten, womit wir dies verdient hatten. Es blieb auch kaum Zeit, aus unserem Leben und von der Friedensarbeit in Deutschland zu berichten. Wahrscheinlich freuten sich alle, dass wir überhaupt gekommen waren. Karadi wird selten besucht.

Dabei befanden wir uns an einem historischen Ort. Wenige Schritte vor unserem Versammlungsplatz steht die Hütte aus Palmblättern, man könnte im Wortsinne von einer Laube sprechen, in der Gandhi im Jahre 1930 22 Tage lang darauf gewartet hatte, nun endlich wegen Zivilen Ungehorsams gegen das indische Salzgesetz festgenommen zu werden. Als die Übertretung der Salzgesetze immer weiter um sich griff, mussten die englischen Kolonialherren dies fast widerwillig tun. Der legendäre Salzmarsch hatte von Ahmedabad bis an die Küste von Dandi geführt, wo Gandhi dann - illegalerweise - ein paar Salzkörner aufgehoben hatte. Karadi liegt nur wenige Kilometer von Dandi entfernt im Landesinnern an einem großen, von hohen Bäumen umstandenen Teich, in dem sich Büffel kühlen.

Die Laube aus Palmblättern - in der Form eines deutschen Brotlaibes - ist natürlich inzwischen immer wieder erneuert worden. In ihr steht nur ein kleines Schreibpult und bei diesem dürfte es sich auch nicht um das Original handeln. Authentisch ist es in seiner Schlichtheit allemal. Vor der Hütte ein hoher Strauch der Bougainvillea mit ihren violett-rosa Blättern, die Blüten zu sein scheinen.

Man blickte also auf eine Idylle. Und doch führte von dieser Hütte aus der Weg für viele Tausende in die Gefängnisse der Kolonialherren, bis diese dann bereit waren, mit dem halbnackten Fakir zu verhandeln und ihn zur Round Table Conference nach London einzuladen.

Doch unserem Versammlungsgebäude selbst fehlte der aufmüpfige Charme, mit dem Gandhi seine Feldzüge gegen die Kolonialherrschaft geleitet hatte. Wir saßen auf der breiten überdachten Terrasse unter einem gestelzten Stahlbetonklotz, dem ich keinerlei architektonischen Reiz abzugewinnen vermochte und über dessen merkwürdige Form ich mich nur wundern konnte. Eine Erklärung für die geschweifte Form des Klotzes erhielten wir jedoch, als wir ihn über Außentreppen zu einer Ausstellung von Gandhi-Fotos bestiegen. Das Gebäude habe die Form des Gandhi-Schiffchens, das der Mahatma auf dem Kopf zu tragen pflegte, wurde uns erklärt. Eine Gandhi-Mütze aus Stahlbeton in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Palmblätterlaube! Welcher Knallkopf von Architekt sich das bloß ausgedacht hat?

Am Abend fahren wir mit vier Rikscha-Taxis nach Dandi, wo Gandhi 1930 am Ende des berühmten Salzmarsches den englischen Kolonialherren auf seine Weise einerseits den Krieg erklärt und andererseits wie schon zehn Jahre zuvor ein glaubwürdiges Freundschaftsangebot "An alle Engländer in Indien" gemacht hatte.

Unterwegs steigen wir kurz aus, um in der marmorierten Villa eines reichen, meist in England lebenden Inders empfangen zu werden. Er hat für die Wasserversorgung Karadis eine Million Rupien gespendet. Dafür kann er nun vor seinem Haus auch kurzgeschorenen englischen Rasen und Blumenrabatten präsentieren, während ringsum mehr die braun-

gelben Töne das weite Feld bestimmen. Der Wohltäter Karadis führt uns durch das ganze Haus. Die Einrichtung ist eine Mischung aus englischem und indischem Edelkitsch. Auf dem Dach eine riesige Schüsselantenne für Satellitenempfang. "Jetzt käme in Deutschland gerade das Mittagmagazin", sagt einer. Da wird uns erst bewusst, dass wir seit einer Woche keinerlei Nachrichten aus Deutschland haben. Hätte einer von uns einen Weltempfänger mitnehmen sollen?

Vom Dach hat man einen weiten Blick über die trockene Ebene. Wir haben Frühjahr. Erstaunlicherweise blühen auch außerhalb des bewässerten Gartens einige Büsche und Bäume, obgleich es hier seit Monaten nicht geregnet hat. Am auffallendsten sind die großen rosa Becher einer langstieligen Pflanze, die unserer Malve ähnelt. Leider haben wir zur indischen Pflanzenwelt noch keine Informationen erhalten.

Wir werden von der Gastgeberin unseres Zwischenstopps mit einem Glas Orangenlimonade freundlich verabschiedet und halten dann auf der Riksha-Fahrt noch einmal an bei einer Heldengedenksäule der Quit-India-Kampagne. Drei junge Demonstranten, welche die künftige indische Fahne gehisst hatten, waren an diesem Platz von der englisch kommandierten Polizei (oder auch dem Militär) erschossen worden. Die Bronzetafel hat die Szene festgehalten. Man sieht die Schützen hinter dem riesigen Baum stehen, der heute noch dem Gedenk- und Versammlungsplatz seinen Schatten spendet.

In Dandi, wo also Gandhi im Jahre 1930 mit dem Aufheben von ein wenig Salzkruste am Meer - und ich frage mich, ob diese hier einfach so herumgelegt hat - das englische Gesetz brach, werden wir vom Bürgermeister des Ortes empfangen. Für jeden von uns ein kleines Blumengebinde und noch einen Khadi-Strang als Halskette. Dandi ist ein ganz unbedeutender Ort mit nur tausend Einwohnern. Und vielleicht macht dieser Umstand auch uns Vertreter des Fußvolks der deutschen Friedensbewegung zu VIPs. Wir genießen dies auch ein bisschen. Ich musste nach der Vorstellung der Gruppe durch Savita Mehra dem Bürgermeister antworten und versuchte dies mit einer kurzen Ansprache, welche Gandhis Bedeutung für die deutsche Politik zu erläutern suchte. Ein in England praktizierender Arzt aus dem Ort übersetzte mich in die Landessprache.

Leider haben wir nicht erfahren, warum Gandhi 1930 gerade diesen Ort als Endpunkt seines Marsches ausgewählt hatte. Und auch die Frage, warum denn am Strand von Dandi Salz herumgelegt habe - und ob da nicht das Passende präpariert worden sei - konnte ich nicht mehr stellen. Zum Fragen blieb einfach keine Zeit, weil wir schließlich den Sonnenuntergang am Meer erleben wollten.

Der Arzt, der mich übersetzt hatte, begleitete Ruth und mich zu Fuß auch noch zur Küste, wo wir beim letzten roten Streifen am Horizont eintrafen. Im übrigen natürlich normaler Sand, kein Körnchen Salz als Souvenir. Georg Meusel bringt in Erfahrung, dass es sich hier nicht mehr um die Strandlinie des Jahres 1930 handelt. Inzwischen sei die Bucht von Dandi eingedeicht worden. Vielleicht erklärt dies auch, dass sich Salz nicht mehr in austrocknenden Lachen auskristallisieren kann.

Auf dem Rückweg vom Strand zum Bus rät der Arzt uns dringend, noch heute mit der Einnahme von Lariam als Malaria-Prophylaxe zu beginnen. Die Nebenwirkungen von

Lariam seien harmlos im Vergleich zu dem hohen Fieber eines Malaria-Anfalls. Das klang überzeugend, und wir hielten uns daran, hatten wir das teure Medikament doch für alle Fälle im Reisegepäck. Gemüse und Reis bildeten die Grundlage für das Einnehmen der Tablette, das nach einer Mahlzeit erfolgen soll.

In der Gruppe leiden mittlerweile drei Männer und zwei Frauen an Dünnpfiff. Ruth und ich verspüren noch keine Anzeichen eines solchen Malheures. Aber es ist ziemlich schwierig, die selbstgesetzten Essensregeln einzuhalten, weil man ständig etwas angeboten bekommt. Und was nutzt das Abkochen des Wassers, wenn das Geschirr mit unabgekochtem Wasser gespült wurde? Wir müssen uns wohl allesamt - trotz aller Vorsicht - auf Durchfall gefasst machen. Mich ängstigt diese Vorstellung, weil meine beiden Brüder Manfred und Hans-Martin, beides Ärzte, auf ihren mehrwöchigen Indienreisen, die sie selbst organisiert hatten, an Brechdurchfall ziemlich schwer erkrankt waren und Hans-Martin nach der Rückkehr wochenlang seine Arbeit nicht wieder aufnehmen konnte. Er hatte den Rest seiner Reise durch Indien und Nepal nur noch dadurch überstanden, dass er sich ausschließlich von abgekochtem Wasser, Milchpulver und einer Art Haferschleim ernährte. Ruth meint, ich sei überängstlich.

Karadi - Vedchhi, 2.3.1997

Wie taubstumme und behinderte Kinder uns empfangen, und von unseren Zweifeln am gandhistischen Charakter eines Meditationszentrums. Das erste Gespräch mit Narayan Desai, dem langjährigen Leiter der gewaltfreien Einsatzgruppe Shanti Sena in blutigen, kommunalen Konflikten.

Eine ruhige, erholsame Nacht. Ich konnte tatsächlich und endlich einmal von 22 Uhr bis 6.30 Uhr schlafen. Savita Mehra war wieder mal um 3.30 Uhr aufgestanden, was ich nur so nebenbei bemerkt hatte, und war dann, was wir später erfuhren, mit dem Leiter des Instituts auf dem Motorroller noch einmal zum Strand von Dandi, von dem wir gestern fast nichts mehr gesehen hatten, gefahren. Es ist ja wohl auch die Hauptsache, dass wenigstens sie, die große Leiterin der Exkursion, diesen historischen Ort bei Tageslicht besichtigen konnte. Ich habe dies aber nicht kommentiert.

Vor der Abfahrt pflanzt Savita Mehra noch einen Baum. "Pure Show", sagt Georg zu mir. "In der Trockenzeit wächst er doch nicht an."

Unsere erste Station ist heute eine Schule für 250 taubstumme und 50 behinderte Kinder. Der erste Eindruck überrascht uns: Rasensprenger bewässern einen üppigen Blumengarten, Springbrunnen und blühende Bäume und in dem Teich vor dem Eingang der Schule eine Schar schnatternder Gänse. Ich erkundige mich bei Mahesh Kothari, dem etwa 70jährigen Direktor dieser Einrichtung (Manav Kalyan Trust, Dandi Road, Vijalpore), die von seiner Mutter gestiftet wurde, nach seinem Motiv, hier solch tropische Üppigkeit hervorzurufen, wo doch ringsum alles dürr und gelb sei. Meine Frage nach dem fast paradiesischen Eindruck des Eingangs zum Schulgelände beantwortet Kathari damit, dass die Szenerie ein

Versuch sei, den Kindern, die häufig Schlimmes durchgemacht hätten, Lebensfreude und Menschenwürde zurückzugeben und ihre Sinne anzuregen. Das klingt sehr schön.

Mit seiner kugelrunden Figur und seinem gleichfalls sich um das Gesicht rundenden Backenbart wirkt Kathari sehr großväterlich, auch als sich die Kinder an ihn schmiegen. Doch angetreten wird auch hier. Für uns gibt es wieder einen roten Punkt auf die Stirn. Dann gehen wir durch die Spalier stehenden Kinder. Erst mal Gruppenfoto und dann noch Besichtigung der Werkstätten. Gefertigt werden nach Mustern Glückwunschkarten und Votivbilder. Die Schule kümmert sich um Arbeitsplätze für ihre Absolventen. Spenden und Beziehungen zu Wohltätern machen hier anscheinend vieles möglich.

Auch die nächste Station der morgendlichen Ausfahrt versucht auf ihre Weise darzustellen, dass paradiesisches Glück mitten in den Mühen des Alltags möglich sei. Das Meditationszentrum, durch dessen großen Andachtsraum uns Indra Singh Rawat führt, wird geleitet von einer stattlichen Vierzigerin im weißen Sari, die einen sehr gepflegten und auch gebildeten Eindruck macht, aber anscheinend doch kein Englisch spricht.

In der Mitte des großen Andachtsraums, in dem wahrscheinlich gleichzeitig 50 Menschen beten oder meditieren könnten, liegt eine große, leicht gepolsterte Matte. Ringsums werden in glasbedeckten, 2.50 x 2 m großen Schreinen in Figuren und Bildern die synkretistischen Vorstellungen dieser Meditationsvereinigung "Oh Shanti" dargestellt. Sie hat Ableger in aller Welt, so auch in Frankfurt a.M. Ich bin nicht entzückt. Die Bildersprache erinnert mich an die Prospekte der Zeugen Jehovas bzw. an den Klassiker unter den Plakaten christlicher Volkserziehung "Der breite und der schmale Weg". Auf gut deutsch: Superkitsch im Goldflitter. Rawat spricht von der Allbeseelung durch God Father Shiva, und der Kern der Überzeugung der "Oh Shanti"-Vereinigung sei: "Self transformation will bring world transformation." Wie kann man nur Gandhis sozialreformerisches Sarvodaya-Konzept auf eine solch individualistische, ganz und gar unpolitische Formel reduzieren?! Rawat ist ein solcher Strahlemann, dass ich es als aussichtslos empfinde, ihm diese Frage zu stellen. Auch die anderen Deutschen schweigen höflich und denken sich ihr Teil. Wir bekommen noch Spruchweisheiten in Broschürenform mit auf den Weg. Ich werde sie bei nächster Gelegenheit in einen Papierkorb platzieren und mich nur des gleichfalls mit einem Strahlenkranz versehenen "Oh Shanti"-Kugelschreibers beim Tagebuch bedienen.

Um die Mittagszeit treffen wir in Vedchhi ein. Das ist ein bei den Indienfahrern der International Fellowship of Reconciliation, insbesondere aber seines deutschen Zweiges bekannter Ashram, weil in ihm Narayan Desai, der langjährige Koordinator der indischen Shanti Sena und Uma, seine Tochter leben. Uma ist Ärztin, die sich in ihren Aktivitäten vor allem auf den Widerstand gegen die Atomindustrie konzentriert und auch die Bildungs- und Begegnungstätte in Wustrow bereits besucht hat. Auch ihr Mann ist Arzt und in der Friedensbewegung aktiv, doch zur Zeit verreist.

Das alles wusste ich aber noch gar nicht, als wir in Vedchhi eintrafen. Ich wusste überhaupt nicht, wo ich war und kannte zunächst niemanden. Ich ahnte auch nicht, dass ich hier Narayan Desai wiedersehen würde, den ich in Deutschland bereits mehrfach getroffen hatte. Wir hatten von Frau Mehra keinerlei Vorausinformation erhalten. Der Ashram war im Programm auch nicht genannt worden. Er kam nur im Adressenverzeichnis vor. Da wir nicht

empfangen wurden und uns im Ashram ergingen, während Frau Mehra und Herr Rawat verhandelten, hatte ich das Gefühl, dass wir nicht erwartet worden waren.

Später habe ich dann von Narayan Desai erfahren, dass seine Tochter und er bei der ersten Anfrage aus Deutschland unser Reiseprogramm ganz unrealistisch gefunden hatten mit seiner Fülle von Anlauforten und den bisweilen riesigen Distanzen zwischen den einzelnen Stationen. Narayan sagte später zu mir: "Diese Frau hat keine Ahnung von der hiesigen Geographie. Das ist mit öffentlichen Bussen in der vorgesehenen Zeit nicht zu schaffen."

Aus Vedchhi hatte man Frau Mehra auf ihre Anfrage hin zu verstehen gegeben, dass man im Ashram an einer solchen Stippvisite nicht interessiert, sondern es gewohnt sei, dass europäische Besucher wenigstens eine Woche im Ashram mitarbeiteten. Das wusste ich auch von meinen Freunden im Versöhnungsbund, die schon hier gewesen waren, aber ich hatte eben keine Ahnung, dass unsere Reisegruppe hierherkommen, und ich hier Narayan Desai wiedersehen würde.

Narayan wusste während der jetzigen mündlichen Verhandlungen seiner Tochter Uma mit Frau Mehra auch nicht, dass ich mich in der Reisegruppe befand. Und wir hatten von Frau Mehra nur gehört, dass es hier einen alten Gandhisten gäbe, der aber eigentlich schonungsbedürftig sei und keine Gäste mehr empfangen.

Irgendwie obsiegte dann entweder die Gastfreundschaft der Ashrambewohner oder die Penetranz von Savita Mehra, jedenfalls konnten wir nach einer halben Stunde unser Gepäck ausladen. Wir wurden dann auch kurzfristig zum Mittagessen eingeladen. Uma war offensichtlich eine ganz patente Frau, die zu improvisieren vermochte.

Zum Übernachten gab es einen Raum für die Frauen, ein Einzelzimmer für Savita Mehra und einen Raum für uns fünf Männer. Letzterer war anscheinend eine beliebte Unterkunft für europäische Friedensfreunde, wovon gewisse Überbleibsel, darunter auch Farben und Papier zeugten. Von diesen Peaceniks war jedoch offensichtlich keiner auf die Idee gekommen, das Prinzip der Selbstversorgung mit einem autonomen Reinigungsauftrag zu verbinden. Meine Lagerstatt war eine Holzkiste ohne alles. Das erwies sich in der Nacht als Vorteil, denn ich wurde oberhalb meiner Thermorest-Matte nur von einigen der Tierchen angebohrt und angeknabbert, die sich in den Rissen der Holzkiste verborgen hatten, während den anderen Männern die Bewohner ihrer Polsterauflagen übel zusetzten. Sven war am anderen Morgen an gewissen Körperpartien rot gepunktelt.

Atmosphärisch empfanden wir Vedchhi jedoch als sehr angenehm. Wir spürten: Hier wird nicht kommandiert, sondern wie bei den Quäkern diskutiert bis zum Konsens. Man durfte sich aus den Essenstöpfen schöpfen oder nehmen, was und soviel man wollte. Auch das Geschirr spülte man selbst. Scheuermittel ist Asche. Sehr wirksam und auch hygienisch, weil durch das Feuer bakterienfrei. Teewasser aus einem großen Sonnenkocher mit einem auffächerbaren Alurefektor.

Hier sollten wir nun also - zu unserer Überraschung - zwei Tage bleiben. Angesichts der hohen Bäume und einiger blühender Büsche eine angenehme Aussicht. Wir brauchten die zweimalige Übernachtung aber auch, weil wir Wäsche waschen und auch ein wenig Ruhe

finden mussten. Dazu kam, dass der Durchfall einigen nun doch schwer zu schaffen bzw. in sehr kurzen Abständen Beine machte. Man musste immer zu einem separaten Klohäuschen eilen - und das war nachts nicht so einfach.

Am Nachmittag hielt uns Narayan Desai einen spannenden Vortrag über die Shanti Sena, die er über längere Zeit geleitet hatte. Wir beide waren verduzt über unser Wiedersehen. Ich konnte es zunächst gar nicht glauben, aber er erkannte mich sofort wieder. Ich übernahm die Übersetzung, weil ich mit der einschlägigen Terminologie besser vertraut war als die anderen. Ich konnte darum aber nicht mitschreiben. Frau Mehra nahm den Vortrag auf Band auf. Ich meine, dass sie das Gerät während meiner Übersetzung aber immer wieder abgeschaltet hat, vielleicht um Band und Batterien zu sparen. Das wunderte mich, denn bisweilen hatte meine Übersetzung auch etwas erläuternden Charakter. Schließlich war dies mein Spezialgebiet als Friedensforscher. Wie dem auch sei, ich denke, dass Ruth alle Punkte der systematischen Argumentation notiert hat. (Es folgen ihre Aufzeichnungen, die ich an einigen Stellen auch noch ergänzt habe.)

Narayan Desai: Die Shanti Sena (Netzwerk gewaltfreier Aktionsgruppen) als politisches Vermächtnis Gandhis

Desai erkundigt sich zuerst nach der politischen Herkunft und den aktuellen Interessengebieten der deutschen Gäste. Er erinnert sich an zwei Zusammentreffen mit Theodor Ebert, der Anfang der 60er Jahre in Stuttgart mit der "Gewaltfreien Zivilarmee" etwas der indischen Shanti Sena Vergleichbares aufzubauen versucht hatte. Ähnliche Pläne waren damals im Freundschaftsheim in Bückeberg von Nikolaus Koch und Bodo Manstein in der Schrift "Die Freiwilligen" entwickelt worden.

Shanti Sena heiße wörtlich übersetzt Peace Army. Im Stadium des Aufbaus spreche man besser und bescheidener von Friedensbrigaden. Sehe man in der Shanti Sena eine flächendeckende Organisation sei "Netzwerk gewaltfreier Aktionsgruppen" heutzutage wahrscheinlich die treffendste Bezeichnung. Dabei sei aber darauf zu achten, dass dieses Netzwerk doch eine Leitung und Koordinierungsstelle haben sollte.

Desai erläutert zunächst Gandhis Vorstellungen von Satyagraha. Dieses Kunstwort Gandhis sei bei der Übertragung ins Englische und ins rein Politische in seiner Bedeutung verkürzt und eben nur mit "nonviolent resistance", also mit gewaltfreier Widerstand, übersetzt worden. So auch der Titel des amerikanischen Sammelbandes, der in Indien den Titel "Satyagraha" trägt. Gewaltfreier Widerstand könne in der Tat die Konsequenz einer auf Satyagraha gestützten Haltung sein. Genau übersetzt bedeutet Satyagraha jedoch: Seine Existenz auf Wahrheit und Güte gründen bzw. ernsthaft zu gründen suchen.

Ein Satyagrahi leiste dann aber nicht nur Widerstand gegen das Unrecht, sondern er setze sich auch mit Hilfe eines konstruktiven Programms für neue Formen des Zusammenlebens und der sozialen Gerechtigkeit ein. Experimentierstätten für die Satyagrahis seien die Ashrams gewesen. Persönlicher Nichtbesitz habe zu den Grundregeln gehört. Das konstruktive Programm habe Gandhi im Sinne der Futurologie als visionäres Experimentieren für eine künftige Welt verstanden.

Es sei Gandhi vor allem um die Dezentralisierung von Macht und um die Selbständigkeit des einzelnen bzw. der Gruppen und kleinen Betriebe gegangen. Er habe sich jedoch auf kein festes Programm festgelegt, sondern dieses musste sich aus den Gegebenheiten heraus entwickeln und konnte auch inhaltlich fortentwickelt werden. Daraus sei auch zu schließen, dass eine traditionalistische bloße Nachahmung von Gandhis konstruktiven Vorgaben nicht in dessen Sinne sei.

Erst nach dieser Vorrede kam er dann auf das spezielle Thema, das von den deutschen Gästen auch an ihn herangetragen worden war, zu sprechen. Das Shanti Sena Konzept habe sich bei Gandhi über Jahrzehnte entwickelt und in seiner letzten Ausformung könne es als sein politisches Testament betrachtet werden. Einen Monat, bevor es zu der von ihm selbst betriebenen nationalen Konferenz über den Aufbau einer Shanti Sena kommen konnte, wurde er in Delhi erschossen. Vinoba Bhave habe dann mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung in den fünfziger Jahren das Programm wieder aufzugreifen und in die Tat umzusetzen versucht. Gandhi selbst hätte eher an eine Leiterin gedacht, da er der Meinung war, dass die Frauen im Unterschied zu den Männern eine natürliche Neigung zur gewaltfreien Konfliktbearbeitung hätten. Zumindest werde von Ihnen nicht erwartet, dass sie, um ihre Tapferkeit zu beweisen, zu einer Waffe griffen.

Die Grundüberlegung bei dem Aufbau von Friedensbrigaden bzw. einer vernetzten Struktur solcher Brigaden sei die Vorstellung gewesen, dass die Shanti Sainiks die Region aus eigener Lebenserfahrung kennen sollten, in der sie die Konflikte zu bearbeiten suchen. Orts- und Personalkenntnisse würde auch die Kommunikation mit der anderen Seite, handele es sich hier nun um Unruhestifter oder um Polizisten, erleichtern.

Desai meinte, dass eine Shanti Sena auch eines Leiters bedürfe, aber an den Diskussionen über Mittel und Ziele alle gleichberechtigt teilnehmen sollten. In gefährlichen, unvorhersehbaren Situationen sei es nötig, dass ein Leiter schleunigst Anweisungen, sogar Befehle gebe und dass die Gruppe dann auch geschlossen handle. Solidarisches Handeln einer Gruppe sei wirkungsvoller als widersprüchliche, gut gemeinte Aktionen einzelner.

Die Shanti Sena sei auch als Informationsträger zu verstehen. Sie könnte auf Flugblättern Gerüchten entgegenwirken, aber sie könne sich auch des Fernsehens bedienen, um wichtige Informationen massenwirksam zu verbreiten. Auch Wandzeitungen und Plakate hätten sich bei kommunalen Konflikten zwischen Hindus und Moslems bewährt.

Desai berichtete von der Unterteilung der Shanti Sena in spezielle Einheiten. Er nannte zum Beispiel Sanitätsgruppen, die sich um die Verletzten aller Parteien kümmerten und die gerade durch diese unparteiische Hilfe auch Voraussetzungen für die Vermittlung in Konfliktsituationen geschaffen hätten. Auch die Hilfe für Flüchtlinge - wiederum aus allen Parteien - habe sich bewährt. Die Shanti Sena habe Zelte für Obdachlose errichtet.

An diesen detaillierten Informationen merkte man deutlich, dass Desai aus eigener Erfahrung sprach. Tatsächlich hatte er die gesamtindische Koordination der Shanti Sena Gruppen für einige Jahre inne gehabt.

Es sei unter seiner Leitung auch zu einem auswärtigen Einsatz von Shanti Sainiks gekommen. Auf Zypern hätten Inder in Zusammenarbeit mit Freiwilligen aus anderen Nationen damit begonnen gehabt, Häuser von Türken, die von Griechen zerstört worden waren, wieder aufzubauen. Leider habe der Ausbruch eines regelrechten Krieges zwischen griechischen und türkischen Zyprioten den Fortgang der erfolversprechenden Arbeiten verhindert, aber im Ansatz habe sich auch in Zypern ein Verfahren bewährt, das man in Indien häufig angewandt habe. Man gehe von Haus zu Haus, um sich nach den Beschwerden der Bewohner und nach ihren Lösungsvorschlägen zu erkundigen. Bei den ersten Malen müsse man immer mit Beschimpfungen rechnen. Es komme darauf an, den Beschwerdeführern geduldig zuzuhören, dann ergebe sich mit der Zeit auch die Chance, Fragen zu stellen und neue Vorstellungen zu vermitteln. Im Laufe solcher Gespräche würden auch die härtesten Parteiläufer nach einiger Zeit von alleine merken, dass der Konflikt der gesamten Gemeinschaft schade und nicht nur einer Partei.

Im übrigen hatte Desai dieselben Erfahrungen gemacht wie viele deutsche Friedensaktivisten: Die Presse ist sensationsgierig und meint, dass nur Berichte über Gewaltausbrüche es wert seien, verbreitet zu werden. Um die Interpretation bestimmter Vorgänge sei es schon zu harten Auseinandersetzungen zwischen Journalisten und Shanti Sena Gruppen gekommen. Shanti Sainiks würden Pressemeldungen kritisch überprüfen und sie würden auch politischen Druck anwenden, um eventuell sogar mit Hilfe der Regierung Richtigstellungen zu erreichen. Desai nannte ein besonders blutrünstiges Beispiel für eine solche Fehlmeldung. Eine große Zeitung habe berichtet, dass Moslems Hindu Frauen die Brüste abgeschnitten hätten. Die Shanti Sainiks seien zum Chefredakteur der betreffenden Zeitung gegangen und hätten diesem mitgeteilt, dass Ärzte und Krankenschwestern aus den Reihen der Shanti Sena den verletzten Frauen helfen wollten und man möge ihnen doch die Adressen der Verstümmelten geben. Bei diesem konstruktiven Angebot zeigte es sich, dass die Greuelnachrichten frei erfunden waren. Dabei hatte gerade diese Nachricht wesentlich dazu beigetragen, dass es zwischen Hindus und Moslems zu Mord und Totschlag gekommen war.

Am Abend noch ein Lichtbildervortrag von Desais Tochter Uma über den Widerstand gegen den Bau und Betrieb von Atomkraftwerken in Indien. Die Sicherheitsstandards sind miserabel und die Strahlung in der Nähe von Kraftwerken so hoch, dass die wenigen Ärzte, die sich dagegen wenden, mit den einfachen Mitteln der Statistik, die ihnen zur Verfügung stehen, doch zweifelsfrei nachweisen können, dass die Krebserkrankungen - insbesondere auch Hautkrebs - in einem gewissen Umkreis um die Atomkraftwerke mindestens 5 mal so zahlreich sind wie in anderen Teilen des Landes.

Ich bewundere die Ausdauer und die Einsatzbereitschaft von Ärzten wie Uma. Für ihren Widerstand bedienen sie sich nicht nur moderner Untersuchungsmethoden, sie verwenden für die Herstellung ihrer englischsprachigen Widerstandszeitung "Anamukti. A Journal Devoted to Non-Nuclear India", die im 11. Jahr erscheint, auch einen Computer. Das spart Zeit und Kosten. Für andere Gandhisten sind Computer ein Hightechprodukt und darum von vornherein des Teufels. Das sieht man im "Institute for Total Revolution", wie sich der hiesige Ashram nennt, ganz anders. Nur Narayan Desai hat sich einen gewissen nostalgischen Hang bewahrt. Während er seinen Vortrag hielt und die Übersetzungspausen zum Nach- und Vordenken nutzte, bediente er auch seine Charka und spann seinen Faden.

Unsere Fotografen schätzten dies, und er gönnte ihnen - verschmitzt lächelnd und die Lippen spitzend - den Spaß.

Die Bezeichnung "Institute for Total Revolution" klingt in deutschen Ohren, besonders wenn man auch noch die Totalitarismus-Theorien im Kopf hat, doch etwas seltsam. Tatsächlich steht dieses Institut in der Tradition der amerikanischen Quäker und der amerikanischen Idee der grass root revolution. Gemeint ist, dass es dem Erfolg der gewaltfreien Aktion förderlich ist, wenn man sie nicht sektoral verengt, sondern sie auf viele, möglichst alle Bereiche des Lebens anwendet. In diesem Sinne könnte man auch die Bergpredigt ein Konzept der totalen Revolution nennen.

Vedchhi, 3.3.1997

Vom Backen in der Sonne, dem Fingerspitzengefühl bei der Dosierung von Medikamenten und vom zweiten Gespräch mit N. Desai über den Stand der gandhi-stischen Bewegung. Warum vier unsere Reisegruppe verließen, und die Verbliebenen doch die Motive der Scheidenden gut verstehen konnten.

Georg Meusel leidet sehr unter dem seit zwei Tagen anhaltenden Durchfall. Gestern musste er achtmal auf das Hockeklo, und heute Nacht um 3 Uhr kam es zur Katastrophe. Die grünbraune Sauce lief in den Schlafsack. Er tut mir so leid. Er trägt es, ohne zu klagen. Mich ärgert nur, dass ihm und den anderen dies alles wahrscheinlich erspart geblieben, wenn beim Essen eine strikte Regie eingehalten worden wäre.

Meine Sturheit haben Ruth und mich bis jetzt vor dem Durchfall bewahrt. Auch in dieser Hinsicht war das Verhalten von Savita Mehra unverantwortlich. Sie lässt sich alles schmecken und macht mir Vorwürfe, weil sie sich im Kasturba-Ashram von Valsad wegen meiner Frage nach einem Doppelzimmer einmal neben dem Klo reinigen musste. Und wir Deutschen können nun die Scheiße aus den Schlafsäcken waschen, weil sie den Gastgebern unsere Essenswünsche und Verdauungsschwierigkeiten nicht klar und deutlich mitgeteilt hat. Was nützt es, wenn das Gemüse gekocht, aber hinterher rohe Petersilie darauf gestreut wird? Da müsste man dann schon konsequent sein! Ich habe den Eindruck, dass unsere Gastgeber für unseren Verzicht auf gewisse Speisen Verständnis gehabt hätten, wenn er ihnen nur eindeutig und auch mit den erforderlichen Details - siehe Petersilie - im voraus mitgeteilt worden wäre. Natürlich war es den meisten in unserer Gruppe peinlich gewesen, die immer wieder reihum angebotenen Speisen zurückzuweisen.

Und dann hat Frau Mehra uns auch noch die Anweisung gegeben, dass wir den Teller leer essen müssten. Das verstand sich eigentlich von selbst. Wer im Nachkriegsdeutschland aufgewachsen ist, kann keine Lebensmittel wegwerfen. Doch die befehlshaberische Anweisung hatte zur Folge, dass manche auch Unabgekochtes, das sie nicht auf den ersten Blick als solches identifiziert hatten, dann nicht zurückgelassen, sondern mit den mittlerweile erkennbaren Folgen aufgegessen hatten.

Da ich um 10 Uhr noch ein Gespräch mit Narayan Desai führen konnte, beteiligte ich mich nicht an der Exkursion des Vormittags zu einer Bäckerei und zu Werkstätten für landwirtschaftliche Geräte, sondern blieb im Ashram zurück.

Ruth hat mir anschließend von dieser Exkursion ausführlich berichtet. Ich zitiere aus ihrem Tagebuch:

Frauenstärke

Auf einem viertelstündigen Fußweg erreichten wir eine Bäckereigenossenschaft. Shri Mahila Griha Udyog Lijjat Papad, ein von der Khadi and Village Industries anerkannter Betrieb. Vor dem Eingang eine große Tafel. Eine Hand hält eine Blüte empor und rings um das Emblem auf Englisch "Symbol der Frauenstärke". Auf dem Ärmel unterhalb der Hand und zweier Armreifen steht "Lijjat Papad". Ich nehme an, dass letzteres der Name der Genossenschaft ist. Was wir nicht lesen konnten, wurde uns leider auch nur selten übersetzt, und so konnte ich Kannitverstan nur einiges abschreiben, das ich für eine Hindi-Variante hielt.

Vor dem Betriebsgebäude standen die Frauen in mehreren Schlangen an. Sie trugen hochrandige Chromargangefäße oder auch Aludosen mit Deckeln unterm Arm. Ich dachte zunächst: Das ist wohl eine Molkerei, und die Frauen warten auf Milch.

Doch innerhalb des Betriebes lag Mehlstaub in der Luft. Die Frauen benutzten Deckelgefäße, um darin große Teigklöße nach Hause zu transportieren. Wir konnten die Herstellung verschiedener Teigarten beobachten: für Brot, für süßes oder salziges Gebäck und auch für Suppeneinlagen. Neben verschiedenen Getreidesorten wurden auch Hülsenfrüchte, vor allem Linsen gemahlen.

Je nachdem, welches Backwerk entstehen soll, werden unter das Mehl pflanzliche Gewürze wie z.B. Chili, Ingwer oder Pfeffer gemischt und Salz, Natron und Wasser zugegeben. In einem Bottich mit Knethaken wird alles gut durchgemischt.

In einem anderen Raum sahen wir, wie der Biskuitteig entsteht. Auf Metalltischen verrührten sowohl Männer als auch Frauen mit ihren flachen Händen Mehl, Öl und Gewürze. Sie taten dies sehr flink, in einem beschwingten Rhythmus und faszinierend geschickt.

Sobald der Teig gleichmäßig sämig und geschmeidig war, wurde er in eine neben dem Tisch, auf dem Boden stehende große Schüssel geschoben und zur Backstube des Betriebes gebracht.

Für eine andere mittelfeste Teigart aus Bohnenmehl, grünen Chili, Salz und Ingwer war ein Backofen nicht erforderlich. In Schüsseln wurde der Teig von Frauen auf dem Kopf über eine Treppe auf das Dach des Betriebes getragen. Das Dach war mit Plastikbahnen bedeckt, die am Rand mit einigen Steinen beschwert waren. Es wehte aber auch kein Lüftchen. Die Hitze stand auf dem Dach.

Mit einem Reisigbesen fegten die Frauen noch rasch die Blätter weg, die von den nahestehenden Bäumen herabgefallen waren. Dann gingen sie in ihren weiten Gewändern in die Hocke, nahmen einen Teigkloß in die rechte Hand, die sie wie einen Trichter pressten und schnipsten und pflanzten dann mit dem Zeigefinger zack-zack, in einem enormen Tempo und verblüffend geschickt kleine Klößchen auf die Folien. Die Sonne ersetzt den Backofen vollkommen. Man verwendet diese sonnengebackenen Klößchen als Suppeneinlagen. Kostproben hatten wir uns eingekauft.

Der festere, maschinell geknetete Teig wird in Klumpen zur Ausgabetheke gebracht, wo die Frauen Schlange stehen. Der Teig wird abgewogen, und in einer Liste wird vermerkt, wieviel Teig die einzelnen Frauen mit nach Hause nehmen. Die Frauen verfahren ähnlich, wie wir es bereits auf dem Dach des Betriebes gesehen haben: Sie formen je nach Teigart den Teig aus - meist zu flachen sehr dünnen, runden oder rechteckigen Platten, die sie von der Sonne zu einer Art Knäckebrot dörren lassen.

Für fünf Kilogramm verarbeiteten Teig erhalten die Frauen bei Ablieferung des fertigen Gebäckes fünf bis neun Rupien. Der von uns besichtigte Betrieb verschaffte achthundert Frauen aus den umliegenden Dörfern Arbeit. Es soll 52 Zweigstellen von Bäckereigenossenschaften dieser Art geben.

Ich war von Ruths Bericht fasziniert, weil ich hier ein in Gandhis Sinn ganz handfestes Beschäftigungsprogramm mit breiter Streuung zu erkennen meinte. Unsere Gruppe besuchte dann noch einen zweiten Betrieb, der Forschung und Produktion zu verbinden suchte. Er nannte sich Agricultural Tools Research Center. [Ich verzichte hier auf einen Bericht Ruths, weil ich Ähnliches dann noch selbst in Wardha in einem etwas größeren Forschungsinstitut zu sehen bekam. Siehe unten die Aufzeichnungen zum 22.3.1997.]

Während Ruth also mit der Gruppe die genossenschaftlichen Betriebe in und um Vedchhi besuchte, begleitete ich zunächst den vom Dünnpfiff geplagten Georg als Dolmetscher zu Uma, unserer Ärztin, die ihn gründlich befragte und untersuchte. Er hatte zwar die richtigen Medikamente eingenommen, aber viel zu viel Salz in seinen Tee getan. Das Wasser dürfe nicht salziger schmecken als eine Träne, also die natürliche Körperflüssigkeit, erklärte ihm Uma. Zu den wenigen Körnchen Salz, die gerade mal zwischen zwei Fingerspitzen gehen, solle dann ein Esslöffel Zucker kommen. Man merkte es auch an ihrer Sprache und ihren Gesten: Das ist Barfußmedizin mit Fingerspitzengefühl bester Qualität für Leute auf dem Lande. Ein Honorar wollte sie nicht. Das Leben im Ashram mache ihr dies möglich; seit acht Jahren könne sie ohne Honorar in den Dörfern arbeiten.

So elend Georg auch dran war, er machte nach der Konsultation doch eine Entdeckung, die ihn aufzuheitern vermochte. In Indien wird alles verwertet, und man könnte meinen, nichts Wertvolles entgeht den aufmerksamen Augen der einheimischen ragpickers. Und doch machte Georg einen Fund: Auf dem Müllhaufen des Ashram lagen alte Briefumschläge herum, unverdorben, denn es hatte seit langem nicht mehr geregnet. Und was konnte einem Sammler postalischer Dokumente Fabelhafteres passieren, als dass er aus aller Welt Briefe an Narayan Desai findet, adressiert an das Institute for Total Revolution? Ich freute mich mit ihm über diese Entdeckung.

Narayan und ich trafen uns unter dem großen Mimosenbaum in der Mitte des langgestreckten Ashrams. Ihm war in Erinnerung, dass ich eine Einladung zu einer internationalen Konferenz abgelehnt hatte mit der Begründung, dass ich ein Mensch der lokalen Arbeit sei und mir von kurzen internationalen Treffen, zu denen man von allen Seiten angejettet käme, um sich der gemeinsamen Prinzipien zu versichern, nichts hielte. Ich berichtete ihm von meiner Arbeit an der Universität und in einigen Bürgerinitiativen und vom Bund für Soziale Verteidigung.

Danach fragte ich ihn nach dem aktuellen Stand der Shanti Sena. "Als Gesamtorganisation funktioniert sie nicht mehr. Wenn es jedoch zu lokalen Unruhen kommt, wird spontan so gehandelt, wie es das Shanti Sena Konzept vorsieht. Bei den Unruhen im Zusammenhang mit der umstrittenen Moschee in Alodja wurden in Surat im Januar 1993 sofort Volksüberwachungsräume eingerichtet. Das heißt, wir, das Volk hatten ein wachsames Auge auf die Entwicklung. Die Volksüberwachungsräume waren in erster Linie Anlaufstellen für telefonische Kontaktaufnahme und das Festhalten von Informationen und damit auch für die Korrektur von Gerüchten." Er selbst sei in Surat zwei Monate lang tätig gewesen.

Wie er denn den Stand der Gandhistischen Bewegung in Indien einschätze. "Da bin ich als Inder doch etwas befangen. Am treffendsten ist wohl die Einschätzung des englischen Beobachters Geoffrey Ostergaard in dem Buch >Gentle Anarchist<. Dieser unterscheidet drei Formen.

Da gibt es zunächst einmal den offiziösen Gandhismus, der Gandhi als Nationalheiligen verehrt. Diese Herrschaften tun aber das Gegenteil dessen, was Gandhi vorgeschlagen hat. Bereits 1942 haben sich Gandhi und Nehru in der politischen Programmatik getrennt.

Dem offiziösen Gandhismus stehen auch diejenigen Institutionen nahe, welche das Andenken an Gandhi in bestimmten Einrichtungen, vor allem den Gedenkstätten, und mit finanzieller Unterstützung der Regierung aufrecht erhalten. Von dort sind keine neuen oder gar kritischen Impulse zu erwarten.

Die dritte Form des Gandhismus ist der revolutionäre Gandhismus. Dessen bekannteste Vertreter waren Vinoba Bhave und Jayaprakash Narayan. Das lebendigste Experiment des revolutionären Gandhismus ist zur Zeit auf Dorfebene Gram Swaraj."

Diese Dorfgorganisation von unten, zu der man viele Bürgermeister erst mühsam überreden müsse, sei jedoch unterschiedlich organisiert. In einigen Fällen würde darauf Wert gelegt, alle Berufsgruppen zu repräsentieren, in anderen - und diese hielt er für sehr realistisch - käme es darauf an, alle Kasten, natürlich inklusive der Kastenlosen - zu repräsentieren. Bei der dritten Spielart - und dies sei die neueste Variante - würden sich diejenigen zusammentun, die mit alternativen Energiequellen experimentieren.

Meine letzte Frage war, welches denn der richtige Ausdruck für die vormalig "Unberührbaren" heute sei. Mir sei zu Ohren gekommen, dass diese selbst jene von Gandhi propagierte Bezeichnung als "Harijans", also Kinder Gottes, nicht akzeptierten.

Desai bestätigte dies. Ob es denn auch Kinder des Satans gebe, laute gewöhnlich die indignierte Gegenfrage. Harijans seien wir doch alle. Werde der Ausdruck "Harijans" nur auf die Unberührbaren angewandt, sei er auch in seiner positiven Wendung diskriminierend, wenn auch auf gönnerhafte Weise. Von den Betroffenen anerkannt werde nur die Bezeichnung "scheduled cast". Ich meine dies frei übersetzen zu können mit "die vom Gesetzgeber durch positive Diskriminierung berücksichtigte Kaste".

Unser Gespräch dauerte etwa eine Stunde, dann kam der angekündigte Besuch bengalischer Gäste. Zu unserer Gandhi-Reise meinte er, dass sie doch sehr stark mit touristischen Elementen durchsetzt, und das Programm insgesamt überladen sei. Außerdem scheinere Savita Mehra sich über die Lage der einzelnen Orte und die jeweiligen Distanzen nicht im klaren zu sein. "Sie kann nicht logistisch denken", sprach der alte General. Ich lachte. "Aber wir müssen es ausbaden."

Georg Meusel setzte noch einen drauf. "Frau Mehra hat keine brauchbare Karte Indiens oder gar des Staates, durch den wir gerade reisten, dabei. Meine Indienkarte im Maßstab 1:1.500.000, die ich in Werdau gekauft habe, ist die größte, die wir dabei haben." Es ist wirklich grotesk: Wir sollen selbständig im Linienbus durchs Land reisen und haben keine brauchbare Karte! Frau Mehra hat anscheinend die Vorstellung, dass sie sich hier durchfragen bzw. von den Gastgebern jeweils die günstigen Verbindungen zu den nächsten Stationen heraussuchen lassen kann. Doch sie müsste doch zumindest eine bezifferbare Vorstellung von den zurückzulegenden Distanzen haben!

Doch gerade daran hapert es bei ihr gewaltig. Um 15 Uhr nachmittags kommt sie plötzlich mit der schroffen Anweisung auf uns zu, dass wir in einer Stunde aufbrechen, um an einen - wie ich dann feststelle - mehrere hundert Kilometer entfernten Ort zu fahren, weil wir dort von einem alten Herren erwartet würden, den sie auch zu interviewen gedenke.

Wir weigerten uns allesamt, auf diese Vorstellung einzugehen. Ruths anhaltendes Nasenbluten, das sie mit einem ganzen Paket Tempotaschentüchern vergeblich aufzufangen versucht hatte, war gerade mit Naturheilmitteln wie Zwiebelringen und Eiswürfeln gestillt worden. Sicher, Nasenbluten ist nichts Schlimmes, aber doch ein Indiz, dass nun auch Ruth durch das Reisen in der Hitze belastet ist und etwas Ruhe bräuchte. Ich war gerade beim Wäschewaschen. Das hätte sich unterbrechen lassen, und ich hätte auch nasse Wäsche einpacken können. Weitaus gravierender als Nasenbluten und nasse Wäsche war jedoch, dass eine aufmerksame und einfühlsame Reiseleiterin hätte erkennen müssen, dass unsere Durchfallkandidaten nicht reisefähig waren oder doch dringend eine Erholungspause brauchten. Ich habe ihr dann doch sehr plastisch und drastisch klar gemacht, was Georg Meusel in der Nacht passiert war und dass wir ihn hier nicht allein oder in Begleitung zurücklassen würden, zumal sie uns doch bisher gesagt hatte, dass wir in Vedchhi ein zweites Mal übernachten würden.

Ihr Mangel an Rücksicht auf die elementaren Interessen der Reisegruppe und auch ihre geringe Bereitschaft, bei Besuchen und Besichtigungen ihre Informationen an uns weiterzugeben und vom Hindi ins Deutsche zu übersetzen, hatten inzwischen bei drei weiteren den Entschluss reifen lassen, sich zusammen mit Manfred Kunz von Frau Mehra zu trennen

und die Reise, so gut es eben ging, alleine fortzusetzen. Die drei neuen Aussteiger waren Monika Walther, Daniela Kempkens und Sven Merbeth.⁽¹⁹⁾

Ruth hatte mir berichtet, dass vormittags die Besichtigung der Bäckerei und einer Werkstatt für landwirtschaftliche Geräte so verlaufen sei, dass Frau Mehra mit einem Begleiter aus unserem Ashram fast nur Hindi gesprochen, sich ausführlich Notizen gemacht, aber die deutsche Reisegruppe nicht einbezogen und informiert hätte. Nur Ruth hatte durch einige gezielte Nachfragen wenigstens ein paar Auskünfte erhalten. In der Regel hätten die Deutschen nur rumgestanden, bis dann Frau Mehra endlich mit ihren Aufzeichnungen fertig geworden sei. Wurde sie anschließend nach deren Inhalt gefragt, erfolgten nur sehr knappe, ruppige Antworten.

Ruth meinte, dass Frau Mehra die sonst bei Führungen übliche Praxis, die Informationen sofort zu übersetzen, damit man das Beobachtete auch verstehen könne, anscheinend nicht kenne. Die Hauptsache schein ihr zu sein, selbst alles zu verstehen und auf Tonband festzuhalten. Mein Kommentar: "Diese Frau degradiert die Reisegruppe zur Staffage ihrer persönlichen Forschungsreise."

Dieses egozentrische Verhalten hat die Reisegruppe mittlerweile nachhaltig verstimmt. Was hatten wir denn von dieser Reise noch an Informationen zu erwarten, wenn Frau Mehra weiter so verfahren würde? Und wir hatten uns doch bereits beklagt, ohne dass sich etwas geändert hätte! Sie schien nicht einmal durch die Ankündigung des Ausstiegs von vier Reiseteilnehmern in ihrem Selbstverständnis erschüttert zu sein. Ohne erkennbare Gemütsbewegung erklärte sie sich bereit, die Aussteiger auszubezahlen. Eine Summe nannte sie nicht.

Für uns andere war diese Ausstiegsankündigung, so gut wir sie auch nachempfinden konnten, ein harter Schlag, und wir verlangten von Frau Mehra eine Gruppensprache. Diese kam auch zustande und dauerte bis in die Dämmerung. Ich kritisierte vor allem, dass sie uns infolge ihrer unzulänglichen Planung überfordere. Wenn sie für morgen eine Fahrt von etwa 14 Stunden Dauer in öffentlichen Bussen "plane", dann müsse ich dies als unzumutbar und im Blick auf den Gesundheitszustand einiger Reiseteilnehmer als katastrophenträchtige Fehlleistung bezeichnen. Sie missachte die Warnung von zwei Ärztinnen und gefährde die Gesundheit der Reisegruppe in fahrlässiger Weise. Ihre von mir - im Stillen - als reichlich frech eingeschätzte Antwort war, dass ich doch bereits in Deutschland auf der Karte hätte die Distanzen kontrollieren und mir ein Bild der

¹⁹ Ich habe die Entwicklung dieses Konfliktes und die Versuche, ihn in Gruppengesprächen zu bearbeiten, in meinem ursprünglichen Tagebuch ausführlich geschildert, aber diese Passagen auf Anraten mehrerer Freunde gestrichen, weil ich den gandhistischen Gehalt unserer Reise damit nicht überlagern wollte. Ich erwähne diesen Umstand hier, damit der Eindruck vermieden wird, dass dieser Entschluss unserer vier Reisegefährten überraschend zustande gekommen wäre und dass es zuvor keine intensiven Versuche der Verständigung gegeben hätte. Ich werde auch im folgenden die Versuche, diesen Konflikt zu bearbeiten, nur punktuell wiedergeben und zwar dann, wenn dieser Konflikt in der Wahrnehmung unseres Erkundungsziels einschränkte oder behinderte. Tatsächlich hat mich dieser Konflikt mit der Reiseleiterin während der Reise psychisch sehr belastet und bei denjenigen, die ihm während der Reise immer wieder ausgewichen sind wie Ruth, hatte dies dann fast traumatische Nachwirkungen, die bei mir ausblieben. Es kann sein, dass dies auch daran lag, dass ich meinem Ärger gelegentlich Luft gemacht habe.

Anforderungen hätte machen können. Ich hätte mich angemeldet und damit auch mit ihren Planungen einverstanden erklärt.

Auch wenn ich dies gewollt hätte, wäre es auf der Basis der kleinen Skizze auf dem Reiseprospekt und aufgrund der Ortsangaben auf dem Reiseplan gar nicht möglich gewesen, die Realisierbarkeit ihres Plans in Deutschland zu überprüfen.

Ruth ist immer noch geneigt, Frau Mehra mit Verständnis zu begegnen, weil sie ja nun selbst Klassenreisen geplant und in Bayern auch den Wanderleiterschein erworben hat. Dass Frau Mehra mir jedoch vorhält, ich hätte in Deutschland bereits die außerordentlichen Probleme dieser Reise erkennen können, ist ihr nun doch zu bunt. Wie solle denn ein Deutscher, der noch nie in Indien war, abschätzen können, wieviel Zeit ein Linienbus in Indien für bestimmte Distanzen benötige? Wie solle er wissen, dass tagsüber Busse überfüllt sind und Gruppen mit Gepäck nicht mehr aufzunehmen vermögen, so dass man zu nachtschlafender Zeit aufbrechen müsse? Ein Deutscher hätte für eine vergleichbare Reise durchs Land Abfahrts- und Ankunftszeiten im voraus erkundet und Fahrkarten und Sitzplätze bestellt. Erst die Erfahrungen der vergangenen Woche hätten uns gelehrt, dass einerseits vieles bei Antritt der Reise noch ungeklärt war und dass wir andererseits, wo die Gastgeber für uns geplant hätten, uns ganz und gar in diese Pläne zu fügen hätten.

Ich hatte allerdings den Eindruck gewonnen, dass die Gastgeber vernünftig planten, aber Frau Mehra nicht bereit war, auf deren Vorschläge einzugehen, wenn diese die Kosten von Linienbussen überschritten. Einerseits erwartet Frau Mehra, dass wir - falls wir Zweifel haben - schon in Deutschland genau nachmessen, andererseits fordert sie fast im selben Atemzug, dass wir ihr vertrauen. Wenn sie Vertrauen fordert, dann kommt das praktisch der blinden Unterwerfung unter ihre Pläne gleich, denn sie gibt uns keine zulänglichen Informationen. Sie hat ihrerseits kein Zutrauen zu unserer Bereitschaft, mit ihr gemeinsam die Planungen auf ihre Machbarkeit zu überprüfen und Lösungen mit menschlichem Gesicht zu finden. Sie fürchtet die Mitsprache und will diktieren, was sie sich ausgedacht oder zurechtgelegt hat.

Das Ärgerliche an diesen Diskussionen ist, dass wir in deren Verlauf zwar unser Problembewusstsein entwickeln und auch unseren und ihren Charakter immer besser verstehen, aber die Diskussionen selbst keinen Fortschritt bei der Planung des weiteren Verlaufs unserer Reise mit sich bringen. Wir wollten eigentlich erreichen, dass das ungemein dichte Programm etwas gelichtet wird. Wir wollten uns auch Pausen gönnen. Doch Frau Mehra will stur ihr Programm durchziehen und sie gibt keinen Fehler oder Mangel zu. Sie rechtfertigt sich ständig und beklagt, dass wir ihre Leistungen als Reiseleiterin nicht genügend anerkennen.

Wir können nur noch hoffen, dass unsere Kritik zumindest wie ein Schuss vor den Bug wirkt und sie davon abhält, ohne Überprüfung der Route und auf Kosten unseres Wohlbefindens ihren Kurs fortzusetzen.

Das denkt man sich so, und dann wird man durch den nächsten Satz aus ihrem Munde dermaßen überrascht, dass man momentan das Gefühl hat, es drehe sich einem der Magen um. So gab sie im Verlauf der Diskussion lange Zeit ihr unsinniges und ganz und gar nicht

machbares Vorhaben, noch heute loszufahren und bis in die tiefe Nacht im Bus unterwegs zu sein, nicht auf. Und dann plötzlich die Drohung: Wenn wir nicht heute noch die ausstehenden 300 km bis zum Treffen mit dem alten Mann zurücklegen würden, dann müssten wir eben morgen insgesamt 600 km in öffentlichen Bussen fahren. Das empfand ich als Erpressung und ich sprach dies auch aus. 600 km könnten wir an einem Tag in öffentlichen Bussen unmöglich zurücklegen, und dies sei ihr auch von den verkehrskundigen Leuten im Ashram deutlich gesagt worden.

Im übrigen ist auf ihre Aussagen wenig Verlass. Sie zog nach dieser Aussprache ihr Angebot, den vier Aussteigern die Reise- und Unterhaltskosten für die restlichen Wochen auszubezahlen wieder zurück, was die Betroffenen natürlich als Wortbruch empfanden und nun ein Protokoll ihrer Beschwerden aufzusetzen begannen. Dieses Protokoll kam auch zustande und es wurde von allen deutschen Reiset Teilnehmern unterzeichnet. Monika Walther kündigte auch an, dass sie vor Gericht auf Erstattung ihrer Reisekosten klagen würde.

Abschrift des Protokolls, das von allen neun deutschen Reiset Teilnehmern unterzeichnet wurde:

Vedchhi, den 3. März 1997

Gandhi Reise von 22.2. - 3. 4. 1997
gebucht über Lupe Reisen, Bonn

Von Beginn der Reise an gab es Probleme zwischen der Teilnehmergruppe und der Reiseleitung, Fr. Savita Mehra:

1. Unzumutbar langes und kompaktes Tagesprogramm.
2. Die Nachtruhe betrug häufig nur 3-5 Stunden.
3. Eigeninteressen der Reiseleitung standen im Vordergrund (Journalismus, Mikrofonaufnahmen, Interviews).
4. Autoritärer Charakter der Reiseleitung; entwürdigender Umgangston mit den Reiset Teilnehmern (Befehlston, kaum Diskussion zulassend).
5. Vorenthalten von Informationen, die für die Gruppe von Relevanz waren.
6. Häufig erfolgte keine Übersetzung von auch für die Gruppe interessanten Gesprächen.

Aus dieser zerrütteten Situation stellte die Reiseleitung, Fr. Savita Mehra, die einzelnen Gruppenmitglieder, nach einer Auseinandersetzung über die Grenzen des Zumutbaren (aktuell: 14-stündige Reisezeit in öffentlichen Verkehrsmitteln mit einem durch Krankheit geschwächten Gruppenmitglied am nächsten Tag) am 3. März 1997 vor die beiden Alternativen:

1. Angebot: Auszahlung des Restbetrages des Reisepreises bei Verlassen der Gruppe (Diskussion über Auszahlung in Rupien oder in Deutschland in DM)

oder

2. Angebot: weitere Reisetilnahme bei ausgedünntem Programm

Es folgen die Unterschriften, Namen und Adressen von Friedemann Gehrt, Theodor Ebert, Georg Meusel, Manfred Kunz, Daniela Kempkens, Monika Walther, Ursula Mertens, Ruth Ebert und Sven Merbeth.

Während wir noch die Lage erörterten, näherte sich unserer Gruppe ein großgewachsener, vornehm wirkender Inder, der an Frau Mehra eine Bitte zu richten schien, von ihr aber entschieden - und ohne uns über den Vorgang zu informieren - abgewiesen wurde. Der Mann entfernte sich schließlich - offensichtlich sehr enttäuscht. Sie gab uns überhaupt keine Information zu diesem Vorgang.

Erst am späteren Abend erfuhren wir, dass es der Rektor einer benachbarten Schule gewesen war, der uns mitteilen wollte, dass die Schüler uns zu Vorführungen und zum Abendessen erwarten. Frau Mehra hat dann nachträglich ihre Absage damit begründet, dass sie damit nur unseren Wünschen entsprochen habe. Wir hätten ihr doch gesagt, dass wir keinen Wert legten auf eine Abfolge offizieller Empfänge.

Das hatten wir zwar gesagt, aber erstens hätte sie uns fragen können, was wir von der Einladung hielten, und zweitens bestand nun doch - und das war Ruths Auffassung als Lehrerin - ein erheblicher Unterschied zwischen einem Empfang und einer Einladung von Schülern zum Abendessen. Wir hatten doch immer betont, dass uns unmittelbare Kontakte zu den Menschen in Indien wichtig seien. Wir hatten allmählich nur genug von den roten Punkten, den Rosen und den Ansprachen. Wir wollten nicht behandelt werden wie Staatsgäste, sondern wie Gandhi-Reisende, die etwas über sein Erbe zu erfahren suchen.

Die in unserem Namen, doch ohne unser Einverständnis erteilte Absage hatte insofern ein Nachspiel, als Uma uns Deutschen dann von dieser Einladung berichtete, und wir es dann auch nicht mehr für sinnvoll hielten, unser Angebot an Frau Mehra aufrecht zu erhalten, heute auf das Abendessen zu verzichten und unsere Obst- und Knabbervorräte zu einem frugalen Mahl zusammenzulegen. Als die Schüler, die vergeblich auf uns gewartet hatten, dann auch noch das Essen zu uns in den Speisesaal des Ashrams trugen und Uma und zwei Lehrer uns ganz direkt einluden, brachten wir es nicht übers Herz, uns zu weigern, dieser Einladung zu folgen. Frau Mehra nahm uns diese Eigenmächtigkeit übel und erschien auch selbst nicht zum Essen. Hier kollidierten unsere Vorstellungen von Höflichkeit mit ihrem Führungsanspruch.

Frau Mehra machte insbesondere Ruth heftige Vorwürfe, weil diese, ohne sie zu fragen, in den Speisesaal gegangen war. Ruth war spontan ihrem Gefühl gefolgt. Wenn Kinder sie zum Essen einladen und ihr dann das Essen auch noch nachtragen, könne sie die Kinder doch nicht stehen lassen, egal was Frau Mehra dazu meine.

Für mich war dieses Essen wichtig und dies hatte ich im voraus nicht geahnt, weil ich neben die morgendlichen Besucher Narayan Desais zu sitzen kam und diese sich mir nun ganz überraschend als Direktoren eines Friedensforschungsinstituts an der Universität Benares zu erkennen gaben. Am liebsten hätten sie mich vom Fleck weg - wie vor einigen Jahren auch Johan Galtung - für Gastvorlesungen engagiert. Für Unterkunft und Verpflegung würden sie schon sorgen. Ich müsse mir nur ein Flugticket über eines der parteinahen Bildungswerke beschaffen. Die überraschende Einladung war wohl eine Folge der Einschätzung meiner Person durch Narayan Desai. Doch im Moment kann ich mir noch nicht vorstellen, dass ich in meinem Leben noch einmal nach Indien reisen werde. Ich bin froh, wenn ich diese Reise erst mal überstanden habe.

Es ist dann doch Mitternacht, als wir schließlich nach einer weiteren schwierigen, doch ergebnislosen Aussprache mit Frau Mehra ins Bett kommen. Um 5 Uhr müssen wir bereits wieder aufstehen, um gegen 6 Uhr den Linienbus zu erreichen. Dessen Haltestelle liegt glücklicherweise dicht beim Ashram, so dass wir unser Gepäck selbst dorthin transportieren können.

Vedchhi - Surat - Anand - Bhavnagar, 4.3.1997

Schmerzliche Trennung am frühen Morgen. Von der Bedeutung der Kuh für die Emanzipation der Frau und dem Umsteigen der verkleinerten Reisegruppe in einen raschen Jeep.

Bedrückter, stummer Aufbruch in der Dunkelheit - zunächst noch ohne Frau Mehra, die uns erst an der Bushaltestelle einholt. Sie hatte noch Uma geweckt, und diese kam mit ihr zum Bus. Manfred, Sven, Daniela und Monika haben uns mit ihren Taschenlampen zur Bushaltestelle begleitet. Wir umarmen uns zum Abschied, sind wir uns doch bereits sehr nahe gekommen und haben Vertrauen zueinander gefasst. Der Gebrauch der Vornamen war uns selbstverständlich geworden. Wir hinterlassen den Vieren - spontan im Dunkeln in unseren Gürteltaschen kramend - das Doppelte der bei anderen Institutionen üblichen Spendensumme. Mit Frau Mehra haben wir dies nicht mehr besprechen können. Auch diese Eigenmächtigkeit, genau so wie unsere Bereitschaft, gestern abend die Einladung zum Abendessen anzunehmen, hat sie uns später vorgeworfen.

Wir fahren in die Dunkelheit hinein. Georg sagt zu mir: "Das ist ein schwerer Verlust. Ich fühle mich elend. Ich kann mich auf Englisch kaum verständlich machen. Und wir lassen hier zurück: eine Ärztin, eine fließend englisch sprechende Medizinstudentin, einen erfahrenen Indienreisenden und einen Indologiestudenten mit Grundkenntnissen in Sanskrit und Hindi. Und wir sind unterwegs mit einer angeblichen Reiseleiterin, welche diese Gegend nicht kennt und eine Gruppe nicht leiten kann."

Doch die Busfahrt geht glatt. Wir haben zu den ersten Fahrgästen gehört. Unser Gepäck ließ sich gut verstauen, bevor der Bus sich mit Einheimischen und Früchtekörben füllte. Wir kommen durch die Provinzstadt Surat, von deren hindu-moslemischen Konflikten und dem Einsatz der Shanti Sena uns Narayan Desai berichtet hatte. Von solchen latenten Kon-

flikte ist beim Blick aus dem Bus und bei Pinkelpausen auf den Stationen nicht zu merken. Friedlicher Alltag. Moslems und Hindus sind äußerlich ohnehin nicht zu unterscheiden.

Um die Mittagszeit erreichen wir in Anand unser Zwischenziel, die Großmolkerei der AMUL-Genossenschaft. Man spürt in der großen Anlage mit eigenem Gästehaus sofort die regelmäßigen Auslandskontakte, insbesondere auch nach Europa. Ein Pressesprecher mit Managementenerfahrung nimmt uns in Empfang. Wir können uns duschen und erhalten nach dem Rundgang durch den Betrieb auch ein Mittagessen, das uns mundet, weil die allerschärfsten Gewürze weggelassen wurden. Man hatte uns sogar gefragt, wie wir die Speisen gewürzt haben möchten. Sonst hatten wir häufig das Gefühl, dass in Mund und Speiseröhre die Geschmacksnerven bis zur Unempfindlichkeit verbrannt werden, der leidige Effekt des reichlichen Gebrauchs von Chili.

Die Großmolkerei ist groß. Sie gleicht europäischen Einrichtungen dieses Aufgabenbereichs. Vor wenigen Wochen hatte Ruth das Thema Milch und Käse im Unterricht am Rotekreuzinstitut in Kladow behandelt und dazu einen Film vorgeführt. Ich hatte ihre Unterrichtsvorbereitungen verfolgt, war also mit den Arbeitsabläufen in einer Großmolkerei im Schema bereits vertraut. Hier nun der Anschauungsunterricht: großindustrielle Anlagen zum Pasteurisieren, Trocknen und Verpacken. Doch um dies zu sehen, hätten wir nicht nach Indien reisen müssen. Narayan und Uma hatten sich gewundert. Wo denn bei AMUL der Geist Gandhis wehen solle?

Das hofften wir von Shri Moraji Desai, dem Gründer der Milchgenossenschaft, zu erfahren. Ein schlicht gekleideter, massiger, jovialer Mann in den Sechzigern. Er versuchte tatsächlich uns das Gandhi-Gemäße an diesem Großunternehmen in einem 45-minütigen Vortrag deutlich zu machen, wahrscheinlich eine seltene Herausforderung für diesen erfolgreichen Manager, der wohl ganz klein angefangen und sich mit Gandhis Idealen an die Arbeit gemacht hat.

Es war faszinierend, wie er sich auf unsere mutmaßlichen Erwartungen einzustellen verstand. Es war, als ob er uns zeigen wolle, dass er immer noch ein Gandhianer sei. Wir europäischen Adepten Gandhis saßen um den großen Tisch im klimatisierten Konferenzzimmer wie die Geister seiner Vergangenheit, und so sprach er auch mit uns. Er war hier zu Hause in diesem Industriebetrieb und doch hielt er einen Vortrag wie in einer Gandhi-Akademie. Er legitimierte das Unternehmen geradezu klassisch-gandhistisch. Auf mich wirkte dies wie der Versuch, in einen Stahl-Skelett-Bau von Mies van der Rohe eine Stuckdecke im Jugendstil einzuziehen.

Durch die genossenschaftliche Milchproduktion erhielten vor allem die Frauen im Dorf etwas Geld auf die Hand. Frauen könnten damit auch verantwortlich umgehen; Männer hingegen würden das Geld häufig nur verrauchen oder vertrinken. Um der Milchproduktion willen würden die Frauen auch zur Hygiene angehalten und auf dem Wege der Aufklärung über die künstliche Insamiation von Kühen würden sie lernen, sich über ihren eigenen Körper und die Familienplanung aufgeklärte Gedanken zu machen.

Das klang fabelhaft plausibel. An einer Stelle fragte ich nach. Er hatte die durchschnittliche Milchleistung einer indischen Kuh mit etwas weniger als einem Liter pro Tag angegeben.

Er erklärte mir dies damit, dass Kühe in Indien eben nur das zu fressen bekämen, was der menschliche Magen nicht zu verdauen vermöchte. AMUL würde den Genossenschaftsbauern 600.000 Tonnen solcher Futtermittel (Abfälle der Ölproduktion und Kleie) liefern. Das Ackerland sei viel zu schade für den Anbau von Viehfutter.

Das klang ökogrün, doch ich blieb skeptisch. Er hatte von phantastischen Steigerungsraten bei der indischen Milchproduktion berichtet; mittlerweile könne Indien Trockenmilch exportieren. Ich fragte mich: Würden die Bauern tatsächlich der Versuchung widerstehen, die Milchproduktion durch das Verfüttern von Kraftfutter um das Zehn- bis Zwanzigfache zu steigern? Zeichnete er für uns ein Idealbild, das der Realität nicht mehr oder nicht allerorten entsprach? Um dies zu erkunden, hätten wir über die Dörfer fahren und uns die Viehhaltung ansehen müssen. Savita Mehra hatte dies auch noch im Sinne gehabt, aber dazu reichte die Zeit nicht mehr. Ich hatte das Gefühl, dass man uns bei AMUL schnell wieder los sein wollte, nachdem man gemerkt hatte, welch seltsame Vögel wir waren und wie wenig wir mit den üblichen Besuchern aus der Europäischen Union gemein und dort zu vermelden hatten.

Auch die Führung durch die Anlage war im Geschwindmarsch erfolgt, wogegen nichts einzuwenden gewesen war. Das einzig Indische am ganzen Betrieb war das Personal und der Umstand, dass die Milchpulversäcke nicht mit dem Gabelstapler verladen, sondern von Menschen geschultert und geschleppt wurden. Innerhalb der Gebäude war das Fotografieren nicht erlaubt. No problem! Es gab für uns nichts Aufregendes zu sehen. Es war eben eine moderne industrielle Anlage mit ein wenig Handbetrieb und vielleicht auch ein paar nicht hundertprozentig keimfreien Partien. Doch man gab sich durch das Tragen von Mundschutz und die Verglasung der einzelnen Arbeitsbereiche durchaus Mühe oder zumindest den Anschein, sich der Aluglanzhygiene deutscher Molkereien anzugleichen. Für die Maschinen selbst interessierte ich mich wenig. Ich hätte allenfalls die Menschen an diesen Maschinen fotografieren mögen - gewissermaßen als Kontrastprogramm zu den Khadi-Spinnern.

Der Öffentlichkeitsmanager war uns behilflich, einen Kleinbus mit zwei Fahrern aufzutreiben, der uns die restlichen 300 km nach Bhavnagar transportieren sollte. Er scheint Frau Mehra auch erfolgreich klar gemacht zu haben, dass wir diese Strecke in öffentlichen Bussen bis zum späten Abend nie und nimmer zurücklegen könnten.

Im Kleinbus schafften wir es bis 21 Uhr. Die schnelle Fahrt hebt unsere Stimmung. Ich sage zu Frau Mehra: "Das hat doch vorzüglich geklappt." - "Ich freue mich, dass Sie auch mal etwas anerkennen." Als ob ich immer nur herummeckern würde. Doch ich sage nichts weiter. Wer weiß, was sie uns zugemutet hätte, wenn wir noch zu zehnt wären?

Die lange Fahrt durch die Dunkelheit hatte uns Georg Meusel verkürzt durch einen anschaulichen Bericht von seinen Versuchen, eine Postkarte in der DDR drucken zu lassen, welche ein von den Vereinten Nationen preisgekröntes Emblem zur globalen Abrüstung zeigte. Es war ihm gelungen, über seine Briefmarkenfreunde eine Druckerlaubnis zu erhalten und beim zweiten Anlauf die Karten - doch außerhalb Werdaus - drucken zu lassen. Doch dann nahm die Stasi die Spur auf und versuchte, mit allen Mitteln der 2.000 Karten habhaft zu werden, bevor sie auf dem Friedensseminar in Königswalde zur Verteilung

gelangen könnten. Georg wurde Tag und Nacht überwacht, schließlich festgenommen und verhört. Seine Frau begleitete ihn und ließ sich nicht abweisen. Doch Georg hatte vorgesorgt und die fertigen Karten einer kirchlichen Stelle zur Aufbewahrung übergeben. Der Druck der Stasi steigerte sich. Bischof Hempel konnte dann letzten Endes, bevor die Karten herausgerückt wurden, noch erreichen, dass Georg Meusel nicht weiter verfolgt wurde. Nur ganz wenige Karten hatte Georg im Treppenhaus zu seiner Wohnung unter einem Blumentopf versteckt.

Er holte eines dieser seltenen Stücke aus seiner Brieftasche: Über einem abzurüstenden Globus das zerbrochene Gewehr der War Resisters International. Die Stasi hatte befürchtet, dass dieses Emblem, das von einem DDR-Künstler stammte und von den Vereinten Nationen preisgekrönt worden war, nach "Schwerter zu Pflugscharen" zum neuen Symbol der SED-unabhängigen Friedensgruppen werden könnte.

Das war eine lange, spannende Geschichte, und ich wünschte mir, dass Georg sie bald einmal aufschreiben oder in meinem Seminar wenigstens zu Protokoll geben könnte. Ich wunderte mich, dass Frau Mehra Georg nicht zugehört hatte, aber wahrscheinlich war sie nun auch müde.

In der Gandhi-Stätte in Bhavnagar, die aus einem Museum und einer großen Vertriebsstätte für Alternativprodukte mit dem Gandhi-Touch besteht, wurden wir alle zusammen in einem großen Saal untergebracht, der üblicherweise den Angestellten des Hauses als Ruheraum in der Mittagspause dient. Entsprechend speckig und dreckig waren Betten und Bäder, aber nach einer Beschwerde unserer Reiseleiterin wurde dann Bettwäsche nachgereicht und das Bad geputzt. Immerhin funktionierten die Ventilatoren, und es gelang uns auch, die Moskitonetze aufzuhängen, indem wir quer durch den weiten Raum Strippen zogen. Wir bekamen noch etwas zu essen und schliefen dann todmüde ein. Auch der Lärm aus den Lautsprechern, der aus der Stadt durch die offenen Fenster hereindrang, konnte uns den Schlaf nicht rauben. Es war das erste Mal, dass wir noch gegen Mitternacht einen solchen Lärm hörten. Man hatte uns davor gewarnt. Wir hatten weitaus Schlimmeres befürchtet und in Berlin Ohrenstöpsel gekauft.

Begrüßt hatte uns in Bhavnagar Pai Metha, was soviel heißt wie Bruder Metha. Er ist ein schmaler Mann von etwas mehr als siebzig Jahren. Er war früher Abgeordneter im Parlament in Delhi und ist nun der geistige Leiter der ganzen Anlage - selbstverständlich im hellen Khadi-Gewand aus Naturbaumwolle, wie sich das hier gehört.

Bhavnagar, 5.3.1997

Von den Schwierigkeiten, die größte Fotosammlung über Gandhi zollfrei nach Indien zurückzubringen. Eine traditionelle und eine aktuelle Erklärung der Arbeit am Spinnrad und vom Gespräch mit einer Tanzlehrerin über die Bedeutung der Lebensfreude und der Schönheit in der Lehre Gandhis.

Wir nehmen teil am Morgengebete im Khadi-Laden des Gandhi-Zentrums. Savita Mehra stellt uns vor und benennt die Motive unserer Reise und unsere Zielpunkte. Dass vier angemeldete Reiseteilnehmer fehlen, erklärt sie mit deren Erkrankung. Wir Deutschen schweigen. Ich kaufe mir im Khadi-Laden als zünftige Kopfbedeckung ein Gandhi-Schiffchen für 60 Pfennig.

Wir besuchen das Gandhi-Museum und die Gandhi-Bibliothek, die umfangreich, aber nicht auf dem neuesten Stand ist. Zum Beispiel fehlen Gene Sharps Schriften, insbesondere das dreibändige Hauptwerk *The Politics of Nonviolent Action*, ohne das Forschung auf dem Felde der gewaltfreien Aktion kaum vorstellbar ist. Andererseits weiß Peter Rühle, der Gründer des Gandhi Information Zentrums in Berlin und Berater des Vithalbhai Jhaveri Collection Trusts, zu berichten, dass in Bhavnagar im Gandhi Museum die umfangreichste Sammlung von Fotos und anderen Medien über Gandhi aufgebaut wird.⁽²⁰⁾ V. Jhaveri hatte Richard Attenborough, den Regisseur des wichtigsten Spielfilms über Gandhi, noch beraten, war dann aber 1985 gestorben. Peter Rühle hatte 9.000 Fotos der Sammlung V. Jhaveris nach Deutschland geholt, konservatorisch behandeln lassen und sie 1994 wieder zurückgebracht.

So verdienstvoll diese Aktion Rühes auch war, so borniert hatte doch der indische Zoll reagiert. Rühle musste sich an die Presse von Bombay wenden und gewissermaßen Schlagzeilen machen, bevor der Zoll Einsicht zeigte, die - glücklicherweise sorgsam verpackten Fotos - aus der feuchten Lagerhalle holte und ihrer nationalen Bestimmung zuführte.

Leider haben wir es versäumt, uns nach dieser wichtigen Sammlung zu erkundigen. Wir waren aber auch so von der vorgefundenen Fotosammlung des Gandhi-Museums sehr angetan, zumal wir ein Heftchen mit der englischen Übersetzung der Beschriftungen, ob nun in Hindi oder Gujarati konnte ich nicht feststellen, erhielten. Am meisten amüsierte ich mich über eine Immatrikulationsseite der hiesigen Schule, die der junge Gandhi - mit mäßigem Erfolg - besucht hatte. Gandhi wird häufig falsch geschrieben. Das H wird hinter dem G platziert. In Bhavnagar sagte man sich wohl: Doppelt gemobbelt passt am besten, und so wurde der kleine Mohandas als Ghandhi eingeschrieben.

Um 16 Uhr ein Vortrag von Pai Metha über Gandhis Gründe, Khadi im Kampf gegen das englische Kolonialregime einzusetzen. Man kann in unserer Sprache die Quintessenz seines Vortrages zusammenfassen: Das Khadi-Spinnen war und ist eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme in großem Stil. Pai Metha meinte, dass homespun auch heute noch sinnvoll sei: Produktion durch die Massen statt Massenproduktion durch Maschinen. Mir ist seine Argumentation aber doch zu holzschnitthaft. Dieses Prinzip ließe sich auch auf andere Produkte anwenden, z.B. auf die Produktion von Sonnenkochern und überhaupt auf die Verwendung von Sonnenenergie anstelle von Atom- oder Staudammstrom. Doch solche Überlegungen scheinen Metha fern zu liegen. Er beruft sich auf einschlägige Literatur, die er als Beweismittel vorlegt: *Richard Gregg: The Economics of Khaddar* und *Amritanuma Das: Foundation of Gandhian Economy, Delhi 1979*.

²⁰ Peter Rühle und Susanne Valentin: Auf den Spuren von Mahatma Gandhi in Indien. Ein - etwas anderer - Reise-, Erlebnis- und Arbeitsbericht, unveröffentlichtes Manuskript, o.J. (1995)

Verschönt wird der Vortrag durch die Anwesenheit einer Tanzlehrerin aus Bengalen, die einen gandhistischen Dozenten der hiesigen Univesität geheiratet hat. Wir fragen sie, wie sie eigentlich den Gandhismus empfinde, wo dieser doch eher auf Enthaltbarkeit denn auf Lebensfreude und das Wahrnehmen von Schönheit ausgerichtet sei. Sie hatte sich aber mit diesen Grundsatzfragen noch nicht befasst, schien blindlings "ingeheiratet" zu haben.

Ich nahm dies als ein gutes Zeichen. Meine Vermutung: Gandhi hatte Platon gelesen, kannte dessen Verbindung von schön und gut (kalos k'agatos) und war der Schönheit also nicht prinzipiell abhold. Er wollte sich bei seinen Auseinandersetzungen mit dem Unrecht aber von den Annehmlichkeiten, die mit dem Kult der Schönheit verbunden sind, nicht abhängig machen. Doch diese pragmatische Überlegung, die sich auf die Einschränkungen einer Kampfzeit bezog, scheint in seiner Nachfolge allzu prinzipiell aufgefasst worden zu sein. Gandhi war auch der Freund Tagores und Förderer der Kunsthochschule in Satiniketan. Mein Fazit: Die reine Möncherei hemmt die Ausbreitung der gewaltfreien Konfliktbearbeitung und der konstruktiven Aktion.

So bedauerte ich es, dass wir die schöne Tanzlehrerin nicht auch in ihrer Kunst bewundern durften. Sie schien sich aber über Savita Mehras Ausflugspläne und deren unterentwickelten Sinn für Distanzen geärgert zu haben. Sie verabschiedete sich abrupt, und ich fragte mich, warum sie überhaupt gekommen war. Genau genommen hatte sie - wenn man von meiner Frage absieht - nur dekorativ am Tisch gesessen, und das schien nicht ihre Art zu sein. Bei allem Ebenmaß ihrer Gesichtszüge, ließen mich diese einen starken Willen und Vorstellungskraft vermuten.

Zwei Stunden vor Einbruch der Dunkelheit kam es dann noch zu einer verhetzten Fahrt im Rikscha-Taxi zu einer Produktionsstätte für Seifen, einem Zulieferbetrieb des Gandhi-Zentrums. Eigentlich hatten wir das Verfahren der Seifenherstellung im Thakkar Bapu Ashram bereits kennen gelernt, aber in diesem Falle hatten wir nichts dagegen, uns Savita Mehra anzuschließen. Zu sehen gab es nicht viel. Gemahlene Muscheln wurden als Scheuermittel der blauen Waschseife zugesetzt. Waschen wollte ich mich damit nicht, aber für Europäer wären diese blauen Brocken ein probater Weg zu 'shell washed jeans'.

Ich nutzte die Zeit, um auf dem Hof mit einem Schwarm Schulkinder über deren Englisch-Unterricht zu sprechen. Sie zeigten mir ihre Schulbücher. Ich staunte über hanebüchene Druckfehler. "Sircus" anstelle von "circus". Die Kinder kommen in der Schule mit den Fremdsprachen nur sehr langsam voran und sind am Ende der Schulzeit sicher nicht in der Lage, auf Englisch ein Gespräch über einen Sachgegenstand, wie man dies in Wirtschaft und Politik braucht, zu führen. An Lerneifer fehlt es den Kindern nicht.

Es ist verflixt: Am späteren Abend kommt es schon wieder zu einer Auseinandersetzung zwischen Savita Mehra und mir. Ich habe den Streit so satt und kann ihn doch nicht vermeiden. Sie hatte zunächst vorgehabt, am 7. März auf dem Weg zum Tempel von Somnath auch noch die Tempelanlage der Jains in Palitana zu besuchen. Die Gastgeber hatten ihr schließlich klar machen können, dass dies unmöglich sei. Der Tempelberg von Palitana sei kein Zwischenstop. Man dürfe sich Palitana und Somnath nicht für ein- und denselben Tag vornehmen. Wir müssten am Nachmittag des morgigen Tages nach Palitana

fahren und dort übernachten, um dann im Morgengrauen die vielen Stufen zur Tempelanlage zu bewältigen. Der Aufstieg dauere etwa 1 ½ Stunden.

Das musste sie einsehen. Soweit so gut und vernünftig, aber nun war Savita Mehra auf die Idee gekommen, dass wir sie morgen nachmittag auf dem Weg nach Palitana zu einer riesigen Schiffsverschrottungsanlage begleiten oder aber allein mit dem Linienbus nach dem 57 km entfernten Palitana fahren sollten.

Ich hatte das Gefühl, dass wir uns dagegen wehren müssten, und sagte ihr dann klar und deutlich, dass die Schiffsverschrottungsanlage kein Teil des angekündigten Reiseplans sei und mit der Gandhi-Reise rein gar nichts zu tun habe. An der Verschrottung von Schiffen sei einzig und allein sie selbst interessiert. Niemand in der Gruppe wolle diese Anlage unbedingt sehen. Nur Friedemann hatte sich nolens volens bereit erklärt, die Anlage mit ihr zu besuchen.

Ich erinnerte sie daran, dass es ihre vornehmste Pflicht als Reiseleiterin sei, uns sicher von einem Ort zum anderen zu führen und für unsere Unterkunft zu sorgen. In Vedchhi hätten wir ihr bereits deutlich gesagt, dass wir das ausgeschriebene Programm als überlastet empfänden und auch Erholungspausen und vor allem Schlaf benötigten, und nun wolle sie etwas völlig Neues in das Programm zwingen. Ich fände es auch nicht richtig, dass die Gastgeber dauernd mit ihren Wünschen unter Druck gesetzt würden und diese dann möglicherweise den Eindruck hätten, dass wir Deutschen solche Ansprüche stellten. Es sei auf einer Gandhi-Reise schon schlimm genug, wenn den Gastgebern erzählt würde, dass die Reisegruppe 'wegen Krankheit' vier ihrer Mitglieder verloren habe.

Mich schlauchen solche Auseinandersetzungen, aber einer von uns muss Tacheles reden, sonst kommen wir alle unter die Räder.

Bhavnagar - Palitana, 6.3.1997

In einer Webersiedlung. Von altgedienten Baumwollmaschinen und frisch gebackenen Kuhfladen. Das Sozialamt der grauen Kämpen und das merkwürdige Interesse der Ärmsten an Familienfotos aus Werdau in Sachsen.

Passable Nacht, unterbrochen durch trockenen Husten. Ich stelle mir für solche Anfälle etwas Pfefferminztee zurecht, von dem ich mit dem Tauchsieder einen Vorrat zu kochen pflege. Ansonsten keine Probleme im Magen- und Darmbereich. Auch Georg ist wieder gesund, nur durch den Gewichtsverlust geschwächt. Es fehlen Nachtruhe und Erholungspausen.

Aufstehen und Kofferpacken um 6 Uhr. 7 Uhr Frühstück. Tee und verschiedene Sorten Gebäck aus des Gandhi-Zentrums eigener Bäckerei. Damit sind wir zufrieden. Wir wollen um 11.30 Uhr den Linienbus nach Palitana erreichen. Savita Mehra lässt die Gastgeber noch verschiedene Obstsorten besorgen. Bananen und Apfelsinen sind leicht zu schälen und sorglos zu verzehren.

Verbunden mit dem Gandhi-Zentrum sind mehrere Heimwebereien und eine Spinnerei, in welcher die rohe Baumwolle maschinell aufgearbeitet wird. Die Maschinen stammen noch aus der Kolonialzeit. Für die eisernen Handspinnmaschinchen, die man uns der alte Arzt in Bombay vorgeführt hat, braucht man das Flyerband, das die großen, elektrisch betriebenen Baumwollmaschinen auf ihren Rechen herstellen können. Die reine Lehre gilt nur im Gandhi-Kultus; in der Homespun-Praxis gibt es intermediate technology. Vernünftigerweise!

Wir erreichen eine der Webersiedlungen, die mit dem Gandhi-Zentrum und dessen Kadhi-Vertrieb eng kooperieren, nach einem 20-minütigen Fußmarsch durch eine immer ärmlicher werdende Gegend. Am Straßenrand Schweine, Ziegen und magere Kühe. Schöne, junge Frauen formen Heizfladen aus Kuhmist und amüsieren sich köstlich darüber, dass wir sie bei diesem Gemansche fotografieren. Ruth hatte sich zunächst nicht getraut. Sie dachte, es sei den Frauen peinlich. Nicht die Bohne!

Die Weberkolonie besteht aus niedrigen, aber doch geräumigen Hütten, die um einen großen Innenhof gelagert sind, auf dem sich wieder Schweine und Hunde tummeln. Man erwartet bei so viel Viehzeug Gestank, aber die Luft ist nur staubig. Die Frauen sind auch hier farbenfroh gekleidet, und die kleinen Mädchen bekommen bei der Morgentoilette schon mal Lidschatten verpasst. Die Familien scheinen alle sehr kinderlieb zu sein. Wir werden freundlich und fröhlich empfangen. Alle wollen fotografiert werden, möglichst mit einem Sprössling auf dem Arm. Eine Frau, die die Baumwolle vom Strang auf Spulen wickelte, hatte zunächst den Schweif ihres Kleides über das Gesicht gehängt. Doch nach kurzer Zeit schlug auch sie das Tuch zurück und amüsierte sich mit den anderen über uns. Was an uns so komisch ist, weiß ich nicht. Lachen steckt an. Wir lassen ihnen das Vergnügen an unserer Erscheinung. Georg holt bei solchen Gelegenheiten seine Familienfotos aus Werdau aus dem Rucksack, und diese finden immer das größte Interesse. Doch reichen die Englischkenntnisse der Kinder nicht weiter als bis zu "What's your name?"

Die Webtechnik ist identisch mit der deutschen Handweberei alter Schule. Ruth wundert sich, dass sich Savita Mehra alles notiert, als ob es sich hier um etwas ganz besonders Indisches und Gandhistisches handeln würde. Das Weben hätte sie sich in jedem zweiten deutschen Heimatmuseum erklären lassen können. Zudem erkundigt sie sich in Hindi. Derweil erhält unsere ganze Gruppe keinerlei Informationen zum sozialen Hintergrund der Weberkolonie und zu den Einkommensverhältnissen. Wir stehen herum, versuchen uns in Gestensprache und very small talk und verbrauchen sehr viel Zeit.

Diese Zeit fehlte uns dann am späteren Vormittag beim Besuch des Museums zu Ehren Sardar V. Patels, des ersten indischen Vizepremiers. Der einführende Vortrag von Pai Metha war gewissermaßen elementar. Er verglich Sardar (Ehrentitel "großer Feldherr") mit Bismarck. Sein Vergleichspunkt: Beide hätten ein Reich aus Kleinstaaten zusammengefügt und geeint. Doch keine Spur politologischer Analyse. Es bleibt bei verehrenden Hinweisen. Indische Politik ist anscheinend per se und bis auf weiteres autoritär strukturiert. Immerhin, tüchtige Leute aus dem Volk können Karriere machen. Sardar V. Patel stammte aus einem Bauernhaus stattlicher Bauart.

Von dem Museumsbesuch haben wir wenig, weil die Fotos nur auf Gujarati erklärt sind und es nicht wie gestern im Gandhi-Museum ein Begleitheft in englischer Sprache gibt.

Gandhistischer als das Patel-Museum war ein Abstecher Pai Methas zu der Sozialarbeiter-Abteilung des Gandhi-Zentrums. Grauköpfe, Glatzköpfe und Weißhaarige sitzen in einem Großraumbüro hinter altertümlichen Schreibtischen mit zusätzlichen Besucherstühlen. Dies sei ein nichtstaatliches, doch offizielles Sozialamt, denn ein anderes existiere nicht. Die grauen Kämpen beraten die einfachen Leute in allen Lebenslagen; sie kümmern sich um Versicherungs- und Rentenangelegenheiten. Mit Straßenhändlern erörtern sie, wie sich diese gegen Schutzgelderpressungen gewaltfrei wehren können.

Da hätte ich gerne noch viel nachgefragt, da wäre ich gerne ins Detail gegangen. Abwehr von Schutzgelderpressungen. Das ist doch ein heißes Thema! Doch es fehlte die Zeit. Und die alten Herren hätten gerne berichtet. Alles geschieht ehrenamtlich und seit vielen Jahren. Nach der Pensionierung ist es im besten Sinne Ehrensache, sich für seine Mitmenschen einzusetzen. Sowas imponiert mir. Warum verzehren in Europa viele ihre Renten, ohne sich noch sozial zu engagieren? Da lassen sie sich auf 'Traumschiffen' um den Globus schippern und langweilen sich bei der Erörterung ihrer Zipperleins zu Tode. Diese grauen Engel im Gandhi-Zentrum finden es unterhaltend, gefragt zu sein und ihren noch amtierenden Kollegen in den Verwaltungen auf den Wecker zu gehen. Shareholder Values können ihnen derweil gestohlen bleiben.

Bei diesen faltigen, manchmal schon sehr alten Herren, von denen wir uns ihre Beratungstätigkeit erläutern ließen, schien es mir, dass keiner von ihnen daran dachte, im Leben etwas versäumt zu haben, das er nun in einer letzten Aufwallung von Alterskonsum unbedingt nachholen müsse. Diese Suggestion deutscher Rentnerwerbung schien diesen alten Indern fremd zu sein. Ist dies eine Folge religiöser Welterklärung? Doch eine allgemeinverbindliche Wirtschaftsethik gibt es in Indien wahrscheinlich genausowenig wie in Deutschland. Ich mag mich irren, aber ich habe das Gefühl, dass manche in Indien dazu neigen, im Berufsleben möglichst viel Geld zu verdienen, um dann im Ruhestand etwas gesellschaftspolitisch Nützliches zu tun. Diese Einstellung ist in Deutschland nicht weit verbreitet. Von alters her gibt es die Vorstellung, dass ein Christ seinen Beruf gottgefällig und verantwortlich auszuüben habe. Danach - und diese Spanne war zu Luthers Zeiten kaum der Rede wert - konnte man sich etwas Vergnügliches und Erholsames gönnen. Mittlerweile dauert die nachberufliche Spanne bereits Jahrzehnte und es wäre lohnend, sich über die grauen und die weißen Jahre Gedanken zu machen und von den Alten in Bhavnagar zu lernen.

Unsere Abfahrt zur Tempelstadt Palitana war für die Mittagszeit geplant gewesen. Entsprechend hatte Savita Mehra uns gehetzt. Wir hatten uns auf ein Mittagessen aus der Tüte eingelassen. Dann verlautete plötzlich, dass Miss Mehra noch ein Interview gewähren wolle. Weiß der Kuckuck wem und worüber! Und wir erhielten auch keine Auskunft über den weiteren Ablauf.

Ich beobachte an mir etwas Merkwürdiges. Mein Leben lang habe ich es noch nie verspürt. Ich bin dieser Frau noch vier Wochen lang ausgeliefert und das wurmt mich. Ich spüre, wie

in mir ein Wunsch aufkeimt, der 'gehässig' genannt zu werden verdient. Ich wünsche mir, dass demnächst ein Inder unsere Reiseleiterin richtiggehend auflaufen lässt und ihr gründlich heimgeigt, wenn sie mal wieder etwas Unzumutbares plant oder fordert. Sie kommandiert die Inder genau so herum wie uns - und ich fürchte unter Berufung auf uns. Warum lassen sich die Inder das nur von ihr gefallen? Wahrscheinlich in der Grundhaltung: Je schneller wir den anspruchsvollen Deutschen helfen, desto schneller sind wir sie wieder los. Also: Weg mit Schaden! Das ist der "gute Eindruck", den wir Deutschen dank Savita Mehra bei den Gastgebern hinterlassen!

Wir fuhren mit drei Rikschas, eine für das schwere Gepäck und zwei für sechs Personen mit Handgepäck zum Busbahnhof. Als der Linienbus für Palitana einfuhr, stürmten etwa 40 Inder den bereits stramm besetzten Bus. Aussichtslos! Wir alle blieben, ohne uns zu rühren, auf unseren Koffern sitzen. Was nun? Es stellte sich heraus, dass zwei Straßen weiter ein privater Bus auch Fahrgäste nach Palitana aufnahm. Er galt als Luxusbus, aber er war fast genau so ramponiert und genau so schmutzig wie der Linienbus, doch etwas teurer und darum nicht überfüllt.

Nach fast zwei Stunden Fahrt erreichten wir gegen 15 Uhr Palitana, eine berühmte Pilgerstätte der Jains. Der Bus hielt am Rande der Stadt an einer primitiven Autowerkstatt und direkt neben einem Slum, dessen Bewohner in 'Zelten' aus Zweigen und Plastikbahnen hausten. Es mag sein, dass es sich um Zigeuner gehandelt hat. Sie schienen jedenfalls als Gruppe oder gar Sippe zusammenzugehören. Savita Mehra musste telefonieren, aber sie sagt uns ja nie warum und mit welchem Ziel. Wir standen also neben unseren Koffern und waren so für eine Dreiviertelstunde eine willkommene Unterhaltung für die Zeltbewohner und vor allem für deren Kinder. Keine Spur von Aggressivität. Sie freuten sich, von uns fotografiert zu werden, und die Väter bemühten sich, die Kinder in ihren Lumpen in Positur zu bringen. Georg Meusel zeigte wieder Fotos aus Werdau und ging in all seiner Länge, wenn er sich zu den Kindern beugte, fast unter in der Menschentraube um ihn herum.

Mich wundert, dass diese Ärmsten der Armen ein Schmuckbedürfnis haben und merkwürdigerweise auch eine Lösung dafür finden. Ein etwa sechsjähriges Mädchen, das wirklich nur noch Kleiderfetzen anhat, trägt um die Unterarme helle, vielleicht zwei Zentimeter breite Reifen. Aus welchem Material waren diese wohl gefertigt? Ich betastete die Reifen. Wahrscheinlich das zersägte Horn einer Kuh, nachgeschliffen und poliert. Selbst ein weiblicher Nackedei trug noch eine Schmuckschnur mit Amulett über den Arschbäckchen. Es ist merkwürdig: Ich kann mich mittlerweile über diese Kinder amüsieren, ohne dauernd Mitleid empfinden zu müssen. Sie scheinen auch nicht unterernährt zu sein.

[Doch dieser optische Eindruck im warmen Sonnenschein dürfte täuschen. Ein paar Tage später hat in Rajkot eine Ärztin im Kuratorium der dortigen Mädchenschule Klartext gesprochen. Ich hatte sie nach ihren Erfahrungen mit Schul- und mit Slumkindern befragt. Sie klagte bewegt und hart über viele Mangel- und Infektionskrankheiten. Die Slumbewohnern hätten gravierende Bildungsmängel, die diesen freundlichen Kindern fast jede Chance nähmen, aus dem Slumleben herauszufinden. Also nur im Sonnenschein und mit dem primitiven Schmuck wirkt alles nicht so hoffnungslos, nicht so deprimierend. Günter und Ute Grass haben in Kalkutta während des Monsuns mit all seinem Schlamm einen

anderen Eindruck gewonnen, und ich denke, sie haben genauer hingesehen und mehr gewusst als wir.]

Wir fuhren mit einem Taxi nach Palitana hinein und zu unserer Unterkunft am Fuße des Tempelbergs. Sehr schnell, wild hupend fuhr das Taxi. Normaler, also hektischer Straßenverkehr. Kein Mensch fegt hier mit dem Besen Käfer von der Straße. Das sind Märlein über das gewaltfreie Leben der Jains, die man zwar in jedem Artikel über die Jains liest, die aber zum motorisierten Palitana nicht passen. Das Auto ist stärker als die Religion.

Unsere Unterkunft war eine geräumige Pilgerherberge mit sauberem Fliesenboden und recht akzeptablen sanitären Anlagen. Wir waren die einzigen Gäste und wir sechs konnten uns auf vier Zimmer verteilen. Ruth und ich freuten uns über das Doppelzimmer und die Möglichkeit problemlos zu duschen - nach der indischen Methode, an die wir uns inzwischen gewöhnt haben. Man lässt das lauwarme Wasser in einen großen Eimer laufen und kippt sich dann wieder und wieder das klare Nass über den heißen Körper. Wir wissen mittlerweile, welchen Luxus es darstellt, sich mit reinem Wasser begießen zu dürfen.

Zu Abend essen wir in einer Pilgermensa. Man gab sich große Mühe, es den seltenen europäischen Gästen recht zu machen. Der Wirt persönlich wollte uns immer noch einmal Extrafett über den Reis gießen, was ich glücklicherweise zu verhindern wusste. Ursula Mertens hingegen bekam die Wohltat ab und musste einen großen Teil der Mahlzeit stehen lassen. Alles triefte von Fett - einschließlich der Fladenbrote.

Die Inder trauten der Hygiene in dieser Mensa wohl auch nicht so ganz und holten sich schon mal ein Baumwolltuchlein heraus, um das Geschirr - eine große flache Metallschüssel mit 2,5 cm hohem senkrechtem Rand, einem Metallschälchen, einem Metallbecher und einem Löffel für die Suppe - nachzuwischen. Ich hatte mir wieder desinfizierende Sagrotan-Tücher eingesteckt.

Vor dem Wasser warnt uns Savita Mehra. Die indischen Pilger sitzen uns gegenüber und lassen es sich schmecken. Sie mischen die verschiedenen Speisen auf der Platte mit den Fingern und befördern sie dann auch mit diesen in den Mund. Einen Löffel brauchen sie nur für die Suppe, in die aber auch die Fladenbrote gestippt werden. Ich finde dieses Gemische und Gemampfe sehr lustig und auch irgendwie passend. Der deutsche Kult mit dem Tafeldecken kommt einem hier lächerlich vor. Gemeinsam haben die Jains mit uns allerdings das Tischgebet, und das ist gut so.

Frau Mehra hat mittlerweile ihren Plan, die Schiffsverschrottungsanlage im Alleingang zu besuchen, aufgegeben und bummelt mit uns zum Fuße der Treppen, die auf den Berg führen. Dessen Bebauung mit Hunderten von Tempeln ist von unten nicht zu erkennen. Auffallend viele Schweine und Ferkel tummeln sich um die Treppen. Wahrscheinlich sind sie bei den Jains vor einem Ende im Kochtopf einigermaßen sicher. Was also dem Gewürm und den Insekten nicht vergönnt ist, gilt hoffentlich für Schweine und Karnickel. An einem Stand für Getränke- und Süßigkeiten stecke eine Kuh ihre dicke Zunge in eine Schale mit Popkorn. Niemand außer uns beachtet sie.

Bei den Treppen setzen Ruth und ich uns noch zu Georg und Friedemann, um uns in der Pilgergaststätte eine Limca zu genehmigen. Sie wird sogar eisgekühlt serviert und kostet gerade mal fünfzig Pfennig. Der Junge, der uns bedient, öffnet mit elegantem Schwung den Kronenkorken - den Hoffnungsträger für bakterienfreien Genuss.

Hier können wir aus nächster Nähe beobachten, wie für indische Mägen ein Mixgetränk aus Zitrone, Zuckerrohrsafte und Eis hergestellt wird. Das Ausspülen der Gläser und das reinigende Bad für die Eisbrocken im immer gleichen Topf sind rein symbolische Handlungen. Man könnte meinen, dass bei den Jains insbesondere die Bakterien unter Artenschutz stehen. Dem widerspricht jedoch, dass die Pilger abgekochtes Wasser an einer bestimmten Stelle abholen können. Auch unser Hoteldiener füllte dort unsere Wasserflaschen. Ich habe sie mit Mikropur nachbehandelt.

Palitana - Strand von Diu - Somnath, 7.3.1997

Was mir den Aufstieg zur Tempelstadt der Jains verleidete. Bescheidenes Strandvergnügen und ein unverhofftes Wiedersehen.

Wir hatten alle Ventilatoren auf Hochtouren geschaltet, und doch war die Luft gestern abend in der Pilgerherberge stickig wie in einer Dose. Schon nach einer Stunde, um 22 Uhr verließ mich der Schlaf. Nassgeschwitzt. Um Mitternacht desgleichen. Wir übernachteten zum ersten Mal in Räumen mit verglasten und geschlossenen Fenstern. Das ist anscheinend die Methode der Jains, Mückenjagden auszuschließen. Moskitonetze brauchten wir jedenfalls nicht. Doch ich musste husten, konnte damit nicht aufhören. Ich aß eine Banane und trank dazu Pfefferminztee.

Ich hatte nun so genug von all dem Staub und Dreck und fragte mich: Was in aller Welt hast du morgen früh auf diesem Tempelberg der Jains verloren, zumal ohne Führung? Um 5 Uhr sollten wir abmarschieren, um bei Tagesanbruch oben zu sein. Wir würden einige Fotos schießen und dann hurtig wieder absteigen. Den anderthalbstündigen Aufstieg würde ich noch schaffen, aber was würde beim Abstieg geschehen, wenn meine 80 Kilo immer wieder auf das marode Hüftgelenk drücken würden? War es da nicht klüger, mich an meine Maxime zu halten: Kein unnötiges Risiko und immer wieder mal eine Pause! Doch grotesk war es schon: Nur wegen dieser, von unten unsichtbaren Tempelanlage war ich nach Palitana gereist und nun würde ich im Hotel bleiben. Doch egal, nach diesem Entschluss, morgen früh auszuschlafen, fühlte ich mich wohler, und auch Ruth verstand mich sofort und machte keinen Versuch, mich umzustimmen.

Ich hatte noch ein zusätzliches Motiv, wieder mal ein Mehra-Motiv, auf diesen Ausflug zu verzichten. Ich hatte mich gestern Abend bei ihr erkundigt, ob wir denn zu so früher Stunde im Tempelbereich einen Führer vorfinden würden und zur Antwort erhalten: "Ein Jain-Tempel versteht sich von selbst." Eine doofe, eine arrogante Antwort auf eine verständliche Frage.

"Das ist so, wie wenn ich einen Hindu in den Kölner Dom begleite und dann zu ihm sage: Gotische Kathedralen verstehen sich von selbst."

Ihre Reaktion: "Wenn ein Jain dies zu mir sagt, dann muss ich ihm das glauben."

"Zweifellos ist dies für Sie aber auch die bequemste und billigste Lösung des Führungsproblems."

Ich könnte mich über diese Frau grün ärgern. Sie versteht es wirklich immer wieder, mir jede Freude - auch auf die ganz harmlosen touristischen Attraktionen - zu vergällen.

Um 5 Uhr waren alle anderen mit ihren Taschenlampen abmarschbereit. Sie brauchten diese nicht mehr. Frau Mehra ließ eine Dreiviertelstunde auf sich warten. Der Tag graute bereits. Unsere Reiseleiterin hatte gestern, spät in der Nacht noch Georg gebeten - Friedemann schlief bereits fest -, sie zur Busstation zu begleiten. Sie wollte sich nach den Abfahrtszeiten erkundigen. Es gab keinen Linienbus nach Somnath, und ein Kleinbus in der Art desjenigen, den wir zur Fahrt nach Bhavnagar benutzt hatten, war ihr für die 240 km lange Strecke zu teuer. Er sollte DM 100 kosten.

Ich frage mich immer wieder, wie sie diese Reise kalkuliert hat. Bereits in Bombay hätte sie einen Kleinbus samt Fahrer für die ganze Fahrt bis Dwarka mieten sollen. Dann hätten wir ohne die Frühstarts und die ständigen Erkundigungen nach Busverbindungen die Strecke mit weitaus geringeren Mühen und weniger verdreht zurücklegen können. Dann wären wahrscheinlich auch die vier Verärgerten nicht abgesprungen. Vielleicht hätte das Chartern eines Kleinbusses die Reise um DM 250 verteuert. Das hätten wir aber doch gerne bezahlt, um uns die sinnlosen Strapazen zu ersparen, und wir hätten mehr zu sehen bekommen.

Gestern sind wir in Palitana von der Bushaltestelle zum Hotel in einem einzigen Jeep - samt Gepäck - gefahren. Friedemann lag im Gepäckstauraum oben auf den Koffern. Das war ja ganz lustig, aber hatten wir das wirklich nötig, zumal die Koffer mit einer braunen Staubschicht überzogen waren? Nach jeder Fahrt in einem Bus oder auch in einer Rikscha müsste ich ein neues Hemd anziehen.

Um 11 Uhr kam Ruth mit den anderen zurück. Nicht nur der Aufstieg, auch der Abstieg sei sehr anstrengend gewesen, und ohne zwei Träger, welche die dicken Inder auf einem Sessel an einer Bambusstange die vielen Stufen hochschleppten, hätte ich es sicher nicht geschafft. Sie berichtete von Mönchen und Nonnen in weißen Gewändern. Da gäbe es Jain-Mönche, die Auf- und Abstieg zwei Mal am Tage auf sich nähmen. Ruth hat den frühen Ausflug genossen und will mir mit Hilfe ihrer Fotos zu einem Nacherlebnis verhelfen. Frau Mehra habe sich um einen Führer bemüht, aber wirklich keinen finden können.

Unsere wertige Reiseleiterin hat nun doch gegen Zuzahlung von unserer Seite - ich meine, es waren DM 30 pro Person - für die nächsten Tage einen Kleinbus gechartert. Ein freundlicher, ruhiger Sikh mit rotem Turban ist Besitzer und Fahrer des Wagens. Alles sehr sauber. Die Sitze mit hellen Schonbezügen, an der Wand Kehrwisch und Schaufel. Unser

Anliegen hatte sich im Ort herumgesprachen, und so hatte der Kleinbusbesitzer uns seine Dienste angeboten.

Wir fahren über eine bergige Hochfläche und durch die Trockentäler von Flüssen, die nur in der Zeit des Monsuns Wasser führen. Im trockenen Flussbett wird fruchtbarer Schlamm abgestochen. Anbau von Baumwolle und Getreide. Spezielle, das ganze Jahr über bewässerte Flächen für Zwiebeln und anderes Gemüse. Die Gegend ist wohl sehr fruchtbar, denn die Häuser der Bauern sind stabil und geräumig, keine armseligen Hütten.

Bei der flotten Fahrt bessert sich unsere Stimmung. Während einer Teepause kauft sich Ursula Mertens mit Hilfe von Savita Mehra - und auch Ruth ist mit dabei - ein grünes Kleid mit Paletten und der typisch indischen Hose, die an den Knöcheln eng zusammenläuft und sehr weit um die Hüften ist. Nur DM 25. Zum erstsen Mal habe ich das Gefühl, wir sind eine reisende Gruppe von Freunden. Wir sprechen wie aus einem Bann gelöst, wie erlöst miteinander. Was so ein flottes Auto alles vermag. Savita Mehra erzählt vom rheinischen Karneval, von den Kamellewürfen und ihren Fängen. Und den Bus werden wir auch die nächsten Tagen benutzen und dann sehen wir weiter.

Und dann auch noch Badepause am Strand von Diu, einem winzigen Staat, der zu Goa gehört. Lächerlich, aber es gibt eine eigene Polizei, und an der Grenze werden von dieser irgendwelche Sporteln erhoben. Auf diese Idee kommt man nicht, wenn man sich die Karte Indiens ansieht. Aber hierzulande gelten auch die Führerscheine nicht für die ganze Republik, sondern nur für bestimmte Einzelstaaten.

Der palmenbekränzte Sandstrand von Diu ist sauber - bis auf etwas Plastikmüll. Männer baden in Bade- oder Unterhosen. Auch Georg beteiligt sich. Doch nirgends badet eine Frau. Wenn die Frauen sich die Hosen bis unters Knie hochkrepeln, ist dies bereits etwas Erkühnliches.

Die indischen Kinder sind mit dem kleinen Amusement, das Schaukeln und eine spiralenförmige Rutsche bieten, hochzufrieden. Georg und Ursula - nun bereits im grünen Kleid - wagen den Ritt auf einem Kamel. Savita Mehra und Friedemann machen einen langen Strandspaziergang und kehren erst bei Einbruch der Dunkelheit zurück. Ruth sucht am Sandstrand nach Muscheln und erkundet noch die sich anschließende felsige Küste. Ich setze mich auf eine Bank und beobachte den Badebetrieb.

Die Sonne geht unter. Wir haben uns am Strand zu viel Zeit gelassen. Noch liegen zweieinhalb Stunden Fahrt bis zum Tempel von Somnath vor uns, und wir haben auch Hunger, müssen also unterwegs irgendwo zu Abend essen.

Frau Mehra will sich, weil es nun sehr spät werden kann, vor dem Abendessen noch ihr Quartier in Somnath bestätigen lassen. Sie findet in ihren Unterlagen jedoch die Adresse des staatlichen Hotels nicht wieder. Ich bemerke dies, weil ich neben ihr sitze und sie in ihren Unterlagen blättern sehe. Dann bestellt sie von einem öffentlichen Telefon aus anscheinend ein neues Quartier. Doch eine klare Auskunft erhalten wir wieder nicht.

Als wir dann an einem Terrassenrestaurant am Strand aus unserem Kleinbus steigen, ruft plötzlich jemand von oben meinen Namen. Drei unserer vier Aussteiger sitzen auf der Terrasse beim Abendessen! Sven schläft schon. Herzliche Umarmung - bis auf Savita Mehra, die natürlich etwas süßsauer dreinblickt. Ich versuche ihr gegenüber Verständnis zu zeigen und sage nach einer solchen Umarmung etwas verlegen, dass diese freudige Wiederbegegnung für sie doch wohl etwas bitter sei. Sie antwortet nur mit der Gegenfrage, ob für mich denn an ihrer Stelle eine solche Wiederbegegnung bitter gewesen wäre. "Ich denke schon." Sie verspüre nichts dergleichen. Ich kenne mich in dieser Frau nicht aus.

Unsere nolens volens autonomen Freunde hatten in Vedchhi erst mal richtig ausgeschlafen und waren dann mit dem Linienbus nach Ahmedabad weitergefahren. Eine laute und sehr staubige Großstadt. Sie hätten die Gandhi-Stätten besucht, hätten Post aus Deutschland vorgefunden und seien nun zur Erholung an die Küste gekommen. Uma habe es beim Abschied in Vedchhi sehr bedauert, dass es gerade in ihrem Ashram zum Bruch mit der Reiseleitung gekommen war. Sie schien sich darüber im klaren zu sein, dass eine solche Trennung im Rahmen einer Reise, die sich auf den Spuren Gandhis bewegen soll, ein schlimmer Vorgang war, über den in Indien und in Deutschland in den jeweiligen Bezugsgruppen gewiss geredet werden würde.

Durch das unverhoffte Zusammentreffen und das Plaudern dauerte das Abendessen in dem Terrassenrestaurant länger als am Strand von Diu geplant. Und so wurde es sehr spät, bis wir schließlich in Somnath ankamen. Unser Quartier nannte sich Hotel. Das könnte es einstens auch mal gewesen sein. Die brüchige Spiegelkommode in unserem Doppelzimmer erinnerte an Komfort. Jetzt hingen Steckdosen und Kabel in gemeingefährlicher Weise an und von den Wänden. Alles staubig, manches dreckig. Aus dem Bad stank es. Tür zu! Aber wir sollten uns doch noch duschen! Das Schlimmste war jedoch der Blick unter das gleichfalls verschmutzte Bettuch. Flecken aller Art. Ursula sprach unumwunden von Pisspuren. Dieses Quartier sei schon eine Zumutung. Doch wir hatten nach Mitternacht keine Wahl und morgen würden wir ja in aller Frühe - und ohne hier zu frühstücken - das ungastliche Haus bereits wieder verlassen.

Ruth und ich holten unsere Schlafsäcke heraus, hingen die Moskitonetze auf und breiteten das schließlich neu gereichte Bettuch über die Spuren indischer Sittengeschichte - und wollten das Licht ausdrehen. Aber nein, Körperpflege musste noch sein! Trotz der vielen Mücken wollten wir uns den Schweiß und den Staub vom Körper waschen. Mit der einen Hand ließen wir das Handtuch um uns kreisen, um die Mücken abzuwehren, und mit der anderen überschütteten wir uns mit dem Duschwasser. Wir werden allmählich zu Überlebenskünstlern. Und als wir dann wirklich das Licht ausschalteten, war es 1.30 Uhr. Wir schliefen aber auch sofort ein.

Somnath - Porbandar, 8.3.1997

Von den Schwierigkeiten, indische Tempelbräuche zu verstehen, der Suche nach einem sauberen Badestrand und meinem Zorn über ein Täuschungsmanöver der Reiseleiterin.

Viereinhalb Stunden Schlaf. 6 Uhr Wecken. Um 7 Uhr Gottesdienst im Shiva-Tempel. In unserem Reiseprospekt steht, heute sei der Tag des Hindufestes "Maha Shivarati". Doch keiner von uns Deutschen weiß, was darunter zu verstehen ist, und wir erfahren auch nichts. Auf Socken geht's dann durch das Tor zum Shiva-Tempel. Man steht Schlange, um sich dem Allerheiligsten zu nähern, hält eine Kokosnuss und Reis in einem Beutel hoch. Wir nicht. Wir kennen uns nicht aus. Ein Blick ins Innere und schon wird man von Soldaten weitergewinkt. Die ganze Tempelanlage wird von Bewaffneten bewacht. Befürchtet man Attentate? Wir sind die einzigen Europäer auf dem Gelände. Ich meine einige misstrauische Blicke zu registrieren, doch Fanatiker kann ich nirgends erblicken.

Mit der gottesdienstlichen Zeremonie war mir vollkommen unverständlich. Ich vermisste Hinweise unserer Reiseleiterin. Und ich verspürte auch nicht das geringste Interesse den visuellen Eindruck in Worte zu kleiden. Schwachsinn! Nachdem wir Männer den Tempel wieder verlassen haben, stehen wir nur rum, schauen auf das Meer hinaus und warten, bis es weitergeht.

Ich greife zum englischsprachigen Reiseführer. Der Tempel hat eine lange Vorgeschichte, ist oftmals zerstört worden. Warum eigentlich? Im übrigen kommt dieser Baedeker zu dem Urteil, dass es sich bei dem hohen Bauwerk um eine "phantasielose Monstrosität" handle. Dem kann ich Ignorant zwar beipflichten, aber trotz meiner miesen Stimmung wundere ich mich doch über ein solches Werturteil aus der Feder eines Nicht-Inders. Dem Verfasser dieses Artikels ist wahrscheinlich morgens auch eine Laus über die Leder oder eine Assel übers Bettlaken gelaufen. Aber was sich wohl Inder bei phantasievollen Monstrositäten wie Neuschwanstein oder einigen neugotischen Kirchen in Berlin so alles denken?

Wie man's nimmt, eines hat der Tempel mit Neuschwanstein gemeinsam. Er hat eine wunderbare Lage - hier auf einer hohen, weiten Plattform am Meer. Für solches Platzieren der Tempel und Paläste haben die indischen Architekten mehr Sinn als manche Bauherren des europäischen Mittelalters, die ihre Kleinode zwischen enge Gassen zwängten oder zwängen mussten.

Ruth machte - und dies möchte sie gerne vermerkt sehen - im Tempel eine andere Erfahrung als ich. Frau Mehra hatte am Eingang des Tempels, wie dies anscheinend üblich ist, einige Blumenketten gekauft und eine dieser Ketten an Ruth weitergegeben. Ruth reichte ihre Kette dann, wie sie dies bei den anderen Frauen vor ihr beobachtet hatte - und es waren zwei nach Geschlechtern getrennte Schlangen gebildet worden - vor dem Altarraum einem jungen Priester. Dieser war vom Anblick der blonden Europäerin sichtlich überrascht, zeigte sich jedoch hochofren über deren Anteilnahme am Gottesdienst und segnete sie auf das zuvorkommendste.

Wir fahren nach einer guten Stunde weiter und suchen ein Speiselokal, in dem wir auch frühstücken können. Ich halte mich an Toast mit etwas rötlicher Chemie-Marmelade und trinke zwei Tassen Tee. Ursula und Georg bestellen einen Pfannkuchen mit Tomatenauf-
lage. Südindisch. Das sollte man sich merken!

Wir pausieren an einem Fischerdorf und gehen zum Strand. Doch dieser ist schlimm verschissen und es stinkt auch entsprechend. Ich fotografiere den Kadaver eines vertrockneten Hundes. Wir hätten sogleich weiterfahren sollen, aber Savita Mehra hat unseren Fahrer, ihren neuen Kuli, losgeschickt, um irgend eine Information über einen anderen Tempel einzuholen, über dessen Bedeutung wir jedoch nichts erfahren.

Als ich Strand und Meer zu fotografieren suche, passiert mir das Malheur: Ich latsche mit den Stollensohlen meiner luftdurchlässigen Turnschuhe voll rein in die Scheiße und verbringe dann die nächsten 20 Minuten mit dem Versuch, den stinkenden Kot - mit Hilfe der scharfen Kante einer Muschelschale - vollständig zu entfernen, was mir schließlich auch gelingt. Ich spüle mit Meerwasser nach und kann dann wieder in unseren sauberen Bus einsteigen. Fürwahr ein erhebender Zwischenstop! Wir geben jedoch nicht auf und finden später noch eine schöne Badestelle. Georg und ich schwimmen in der Unterhose und genießen es, die Wellen des Ozeans über uns zusammenschlagen zu lassen. Ursula Mertens sucht auch nach einem indisch-sittsamen Weg und badet in ihrem braunen, seidenen Schlafanzug, der bis zum Abend wieder trocknen kann. Ruth hat zuviel Respekt vor dem Kodex Mehra, will alles vermeiden, was diese Frau zusätzlich reizen könnte und begnügt sich mit dem Sammeln von Muscheln. Bei mir kommt Urlaubsstimmung auf, und ich freue mich auf jede neue Welle, die mich hochhebt oder mit Gischt überschüttet.

Unser heutiges Ziel ist die Geburtsstadt Gandhis. Bei der Ankunft in unserem Hotel in Porbandar, von dem es in der Reisebeschreibung geheißen hatte "zwei Nächte Tourist Bungalow im Doppelzimmer", teilt uns Frau Mehra kommentarlos mit, dass Ruth und Ursula Mertens in einem Doppelzimmer und wir drei Männer zusammen in einem weiteren Zimmer untergebracht wären. Ich folgerte, dass sie selbst und unser Fahrer dann jeweils ein Einzelzimmer haben mussten. Im Rückblick auf das gestrige Quartier forderte sie uns ziemlich harsch auf, die Qualität der Zimmer zu prüfen, was wir dann auch taten.

Ich stellte dabei fest, dass es in dem Hotel durchgängig nur Doppelzimmer gab. Auch in dem Zimmer für uns drei Männer standen nur zwei Betten. Es schienen auch noch weitere Zimmer frei zu sein. Für die zehn Mitglieder unserer ursprünglichen Reisegruppe mussten ohnehin fünf Doppelzimmer bestellt worden sein. Ich sah also nicht ein, warum ich mich von Ruth trennen lassen sollte, und stellte Frau Mehra zur Rede. Sie behauptete, es sei dem Hause nicht möglich, Ruth und mich in einem Doppelzimmer unterzubringen. "Dies haben Sie uns jedoch in der Reisebeschreibung versprochen, und es ist mir wichtig, dass ich dieses Doppelzimmer auch erhalte." Sie beharrte darauf, dass es nicht möglich sei. Ich wusste natürlich, dass Ursula Mertens und sie kein Zimmer teilen wollten, aber ich bestand auf meinem vertraglich zugesicherten Anspruch auf ein Doppelzimmer. Sie stellte sich stur. Das sei nicht möglich, und wenn ich es nicht glaubte, könne ich ja den Direktor des Hotels fragen.

Zu ihrer Überraschung tat ich dies - und es zeigte sich sogleich, dass ein weiteres Zimmer zur Verfügung stand. "No problem." Es hätte vielmehr umständlich ein drittes Bett in den für dreie gar nicht geschaffenen Raum transportiert werden müssen. Wahrscheinlich hätte Frau Mehra durch dieses Verfahren ein paar Mark gespart.

Ich kochte vor Zorn. Das Ungeheuerliche an diesem Vorgang war doch, dass eine Reiseleiterin, die mehrfach von uns Vertrauen verlangt hatte, mir fast zweifellos die Unwahrheit gesagt hatte, sich jedenfalls nicht die geringste Mühe gegeben hatte, meinem verständlichen Wunsch zu entsprechen. Und dies auf einer Gandhi-Reise! Hätte ich nicht aufbegehrt, wäre alles wieder nach ihrem Kommando gelaufen. Ruth hatte ihr Gepäck bereits in das Zimmer von Ursula Mertens geschafft. Ich vermochte mich kaum zu beruhigen. Wie kann ich dieser Frau ihr hanebüchenes, schäbiges, pfennigfuchserisches, verlogenes Verhalten eigentlich klar machen? Sie entschuldigte sich mit keinem Satz, sondern spielte noch die beleidigte Leberwurst.

Friedemann und sie hatten sich inzwischen nach den Möglichkeiten, zu Abend zu essen, umgesehen. Auf das Mittagessen hatten wir von uns aus verzichtet. Ich sagte ihr, dass ich mich außerstande sehe, an einem gemeinsamen Abendessen teilzunehmen, da ich den Eindruck gewonnen hätte, dass sie mir nicht die Wahrheit gesagt habe. Sie sagte nichts, und ihre Miene zeigte keine Regung. Kann diese Egozentrikerin denn alles wegstecken?

Da das Wasser in unserem Strandhotel ungenießbar war, weil es sehr salzig schmeckte, hatte sich zunächst und wieder einmal Friedemann bereit erklärt, das Wasser im Rucksack heranzutragen. Wir sagten ihm, er solle doch bitte nicht zu entgegenkommend sein. Diese Frau kommandiere alle Menschen herum und versuche, sie zu ihren Dienern zu machen. Er solle jetzt lieber erst mal duschen.

Ruth und Georg übernahmen dann das Wasserholen in der Stadt. Ich setzte mich mit ein paar Scheiben Knäckebrot aus Berlin an den Computer. Irgend eine Kleinigkeit musste ich essen, denn die Lariam-Tablette zur Malaria-Prophylaxe durfte nicht auf nüchternen Magen eingenommen werden. Vor einer Woche hatte ich die erste Tablette nach einer Mahlzeit Reis mit Gemüse recht gut vertragen, obwohl die Hinweise auf die Nebenwirkungen einen gruseln ließen - inklusive Schwindelgefühl und Sehstörungen.

Beim Ausfüllen der Meldebögen des Hotels vermisste ich meinen Pass. Alles Suchen im Gepäck bleibt vergeblich. Ich muss schließlich annehmen, dass ich ihn in Bombay auf der Fahrt zum Bahnhof verloren habe. Nur gut, dass ich Frau Mehras Empfehlung gefolgt bin und vor der Abreise alle Dokumente fotokopiert habe. Aus dieser Kopie gehen nun alle für die Anmeldung erforderlichen Daten hervor. Ich werde mich in Delhi bei der deutschen Botschaft um ein Ersatzpapier bemühen müssen. Den Personalausweis habe ich im Geldbeutel immer dabei, so dass meine Identität zweifelsfrei feststellbar sein wird.

Porbandar, 9.3.1997

Vom frühen Tod der Geschwister Gandhis, einem trickreichen Tempelbau, einem zauberhaften Garten und der Unterscheidung von Gut und Böse in Mädchenpensionaten.

Wie wichtig ist überhaupt der Besuch der Geburtsstätte eines großen Mannes für das Verständnis seiner Taten? Ist das Geburtshaus dafür nicht so belanglos wie der unauffind-

bare Stall in Bethlehem, der für uns nur in den Holzschnitten Albrecht Dürers eine - wie man so sagt - 'malerische' Kulisse bildet für das Ereignis der Geburt eines Menschen, dessen Bedeutung für die Geschichte der Menschheit sich erst Jahrzehnte nach seinem Tode abzuzeichnen begann?

Welche Motive bewegen denn mich? Ich sollte Porbandar nicht mit Bethlehem vergleichen. Gandhi ist kein Religionsstifter. Historisch bedeutsam ist er nur als Stratege der gewaltfreien Konfliktbearbeitung. Darin stimmen Gene Sharp und ich überein.⁽²¹⁾ Aber auch wenn man Gandhi vornehmlich als politischen Denker schätzt, wäre dies ein hinreichender Grund, an seinem Geburtsort auf die globale Bedeutung seiner Arbeit mit einer Forschungsstätte hinzuweisen. Marbach am Neckar kennen heute viele Deutsche in erster Linie als den Geburtsort Friedrich Schillers, und für die Germanisten aus aller Welt ist das Schiller National Museum dank seiner Manuskriptenschatze ein Anziehungspunkt wie Weimar. Könnte da Porbandar nicht zur Stätte der Erforschung der Geschichte des gewaltfreien Befreiungskampfes werden, zur Stätte der Dokumentation und Erkundung all der weltweiten Versuche, mit Gandhis Satyagraha-Methoden die Menschenrechte zu erstreiten? Im Reiseprospekt ist von einem Gandhi-Museum die Rede, von mehr jedoch nicht.

Ich sollte meine Erwartungen an Gandhis Geburtsstätte nicht zu hoch schrauben. Porbandar liegt am äußersten Rande Indiens. Da ist kein Geld im Stadtsäckel, und Delhi ist weit. Porbandar ist nur eine kleine Hafenstadt mit vielen Fischerbooten, die hier noch wie zu Zar- und Zimmermannszeiten aus Holz gebaut werden. Der Fischfang ist dem Anschein nach ergiebig. Zahlreiche und auch große Fische werden am Hafen feil geboten. Industrie bemerken wir prima facie nicht.

Ich freue mich naiv auf den Besuch von Gandhis Geburtshaus. Mich erfüllt ein Gefühl der Dankbarkeit. Ohne Gandhi wäre aus mir kein Politologe, kein Friedensforscher und auch nicht der Erfinder einer deutschen Version der Shanti Sena geworden. Gandhi ließ mich den Zusammenhang zwischen Mitteln und Zielen erkennen und erklärte mir, warum es in der Vergangenheit zur Perversion so mancher großen und kleinen Revolution gekommen ist. Auf längere Sicht waren Gewaltmethoden dem Erfolg abträglich. Man musste sie radikal ausscheiden. Gandhi sprach von "nonviolence of the brave". Ich habe das mit Gewaltfreiheit ins Deutsche übertragen, weil ich die Gewalttätigen nicht als Schwächlinge diskriminieren wollte. Es genügte zu sagen: Auf Gewalt verzichtet man nicht, davon macht man sich frei.

In Sigrid Grabners Gandhi-Biographie, der Pflichtlektüre unserer Reisegruppe, hatte ich eine ausführliche Beschreibung des Geburtshauses gefunden. Ich konnte eigentlich nicht mehr überrascht werden.

Das Elternhaus Gandhis liegt in der Innenstadt an einer engen Straße, etwa 50 Meter von einem runden Platz entfernt, der von zweistöckigen Häusern mit Holzgitterveranden umgeben ist. Zwei dieser Häuser sind über Torbogen, die auf diesen runden Platz führen,

²¹ Gene Sharp: Gandhi as a Political Strategist with Essays on Ethics and Politics, Boston 1979.

In diesem Sinne gab ich meinem Gandhi-Seminar an der Freien Universität im Wintersemester 1993/94 auch den Titel "Gandhi als politischer Stratege".

gebaut. Auch das Haus von Gandhis künftiger Frau Kasturba stand in Sichtweite seiner Geburtsstätte. Es waren nur hundert Schritte vom einen Haus zum anderen.

Einige der Häuser, die an das Elternhaus Gandhis grenzten, mussten inzwischen abgerissen worden sein, um einer Art Mahatma-Tempel aus Marmor Platz zu machen. Ein indischer Kaufmann, der in Afrika viel Geld verdient hatte und der sich auf einer Tafel würdigen ließ, hatte sich diese Heiligenanstalt ausgedacht. Wie in einem Schrein sind Mohandas und Kasturba als überlebensgroße Gemälde unter einer Marmorkuppel aufgestellt. Angeblich hatte der reiche Kaufmann sich dafür sogar Gandhis Zustimmung eingeholt. Das kann ich mir nicht vorstellen, wo Gandhi den Mahatmaismus doch ablehnte. Da würde mich schon mal interessieren, was Gandhi tatsächlich zu dem Kaufmann gesagt hat. Armer Gandhi! Wie sagte doch Jesus; "Wer Ohren hat zu hören, der höre." Doch das Hören war auch der Christen stärkste Seite nicht.

Doch manches zu verstehen suchen, heißt nicht alles verzeihen: Dieser Mahatma-Kult passt zu Gandhis Lebensstil wie der Berliner Dom zum Leben des Jesus von Nazareth. Doch anscheinend gab es in Porbandar keine Angehörigen oder Freunde Gandhis, die sich erfolgreich gegen diesen bombastischen Unfug zu wehren vermocht hätten. Martin Luther King ist es in den USA ähnlich ergangen. Allerorten fatale Parallelen. An die Stelle des Experimentierens mit der Wahrheit, an die Stelle der praktischen Nachfolge im Experiment tritt der Sakralbau und die Heiligenverehrung. Man kennt das zur Genüge, und doch bin ich immer wieder entsetzt: Solchen Gandhi-Kult und so viel Gandhi-Kitsch hätte ich im aufgeklärten 20. Jahrhundert doch nicht für möglich gehalten! Reagiere ich europäisch-überheblich? Man stelle sich vor: Jesus und seine Jünger würden aus Pasolinis Evangelien-Film steigen und durch das heutige Europa reisen und ihre Kultstätten besuchen. Würden sie uns nicht fragen: "Seid ihr eigentlich meschugge, uns und euch dies anzutun?"

Das Wohnhaus der Gandhis macht einen gut erhaltenen Eindruck. An den Wänden noch Muster auf dem Kalkputz, die aus Gandhis Zeiten stammen. Darunter auch eine hindukultische Wandzeichnung, die Gandhis Vater angebracht haben soll. Doch ich traue den Aussagen des Führers nicht. Mit dem Anschein der Sachinformation befriedigt er vielleicht nur das Verehrungsbedürfnis der Besucher. Diese Annahme bestätigt sich, als er praktisch das ganze zweite Stockwerk als Gandhis Studienräume ausweist und erzählt, dass Gandhi in diesem Haus bis zu seinem 25. Lebensjahr gelebt habe. Dabei ist Gandhi in Rajkot und Bhavnagar zur Schule gegangen und mit 19 Jahren zum Studium nach London gereist. In Sigrid Grabners Gandhi-Biographie wird berichtet, dass im ersten und zweiten Stockwerk die Familien von zwei Onkeln Gandhis gelebt hätten und 24 Kinder durch das Haus gewimmelt wären. Als ich angesichts der so üppig dem lieben Mohandas zugeordneten Räume im zweiten Stock, die alle dem Mahatma, dem Vater der Nation, für seine Studien zur Verfügung gestanden haben sollten - und das Auge der Besucher sah ihn wohl im Schaukelstuhl umgeben von Büchern -, mich nach den Räumen für die Geschwister Gandhis erkundigte, werde ich von unserem überraschten Führer mit der Antwort beschieden, dass Gandhi das einzige Kind seiner Eltern gewesen und alle seine Geschwister bei der Geburt verstorben seien. Das ist doch sagenhafter Quatsch! Gandhi hatte nun mal zwei Brüder und eine Schwester und er war der Jüngste. Da wird einfach die Topographie an die Legende angepasst.

Als ich Frau Mehra darauf hinweise, dass diese Führung eine Märchenstunde sei, verbittet sie sich dies. Ich müsse erst beweisen, dass das vom Führer Berichtete nicht stimme. Bis dahin sei ihm Glauben zu schenken.

Für mich ist aber das eigentlich Interessante an dieser Führung, dass wir anscheinend die ersten sind, die merken, dass der Führer keine Ahnung hat. Offenbar weiß auch die Leitung dieser Anlage nicht, dass ihr offizieller Führer nur ein einfallsreicher Fabulierer ist.

Wie lässt sich diese Erfahrung mit der lebhaften Teilnahme von jährlich 4000 Schülern an der Beantwortung der Fragen zum Leben und Wirken Gandhis vereinbaren, von dem uns Pai Metha in Bhavnagar berichtet hat? Die günstigste Erklärung wäre noch: Die Verantwortlichen für diesen Gandhi-Test wissen, dass es mit den tatsächlichen Gandhi-Kenntnissen in Indien nicht weit her ist, und dass man die Durchschnittsbevölkerung mit Legenden und ein paar Zitaten aus Gandhis Schriften abspeisen kann. Die Inder scheinen mit Gandhi umzugehen, als ob er ein Gott oder einer seiner Apostel wäre, dem man seine Reverenz erweist. Als ich das Geburtshaus verließ, kniete wahrhaftig eine Frau mittleren Alters auf dem Boden und küsste das Hakenkreuz, das dort unter einem Gandhi-Gemälde, das ihn am Spinnrad zeigt, in den Boden eingelassen ist. Und was hätte Gandhi dazu gesagt? "Worse than useless". Schlimmer als nutzlos!

Immerhin das Geburtshaus als solches war original, und ich fotografierte auch manches Detail. Vielleicht ließe sich daraus - unter Heranziehen der Literatur - doch noch einiges über die frühe Kindheit Gandhis lernen. Man ist mit solchen festen Anhaltspunkten bei Gandhi doch noch weit besser dran als mit all den Erinnerungsstätten an das Leben Jesu und seiner Jünger, die ich in Israel besucht habe. Das einzig Originale war dort der Blick über den See Genezareth, den Jesu bei der sogenannten Bergpredigt vor Augen gehabt haben dürfte. Doch ansonsten? Von der Geburts- bis zur Grabeskirche: Kult und Legenden und nicht einmal Spurenelemente aus dem Leben des wirklichen Jesus.

In der Marmor-Gedenkstätte waren wir nur ganz kurz und konnten uns gar nicht mehr umsehen. Wo war das Gandhi-Museum, das in der Ortsbeschreibung genannt worden war? Ich kam gar nicht mehr zum Nachfragen. Ich wurde von Frau Mehra bereits zur Eile gemahnt, als ich auch nur noch ein paar Postkarten anschaute und rasch kaufte, weil sie abbildeten, was mir im Halbdunkel zu fotografieren möglicherweise nicht gelungen war. Zur Durchsicht der ohnehin nur spärlich angebotenen Gandhi-Literatur fehlte die Zeit.

Dafür besuchen wir dann im Anschluß vier Stunden lang eine Mädchenschule und ein Bodenrelief Indiens. Letzteres befindet sich in der Mitte einer schrecklich kitschigen Säulenhalle. Auf den Säulen und in diese eingearbeitet große Männer - in Farbe versteht sich - und darüber in Kartuschen indische Sehenswürdigkeiten aus allen Staaten im Margarinebilderlook. Man könnte sagen, eine Geschmacksverirrung, aber sie kommt offensichtlich naiven Bedürfnissen entgegen. Immerhin, man ist tolerant. Alle Religionsstifter scheinen ihre Säule erhalten zu haben. Jesus trägt das verlorene Schaf und auch der Mahatma bildet selbstverständlich eine Säule mit schwarzer Brille und Khadi-Umhang über dem marmornen Leib. Aus der Sicht europäischer Ästhetik ist es zum Davonlaufen, aber wenn man es als Bilderbuch begreift, gibt es viel anzugucken. Auch Savita Mehra kann sich von diesen Sehenswürdigkeiten so schnell nicht losreißen und

notiert und fotografiert, als ob sie die Schatzkammer Tut ench Amuns zum ersten Mal betreten würde.

Wir bekamen in der Mädchenschule auch die entsprechenden Produkte des hiesigen Kunstunterrichts gezeigt. Heile dörfliche Welt in bunten Farben. Ich führte meinerseits den Direktor vor das einzige Bild, das von diesem Schema abwich und dafür auch Mängel im Formalen riskierte. Der flotte PKW war viel kleiner als das dreirädrige Rikscha-Taxi, und die Großbuchstaben der Werbeslogans an den Mauern waren ungelentk. Doch diese Schülerin hatte als einzige ihre Umwelt wahrgenommen und eigenständig nach einem bildnerischen Ausdruck gesucht. Ich sagte dies dem Direktor. Er war sichtlich überrascht von meiner Beobachtung, aber zumindest aus Höflichkeit gab er mir dann recht.

Solche Schulbesuche sind nur dann informativ, wenn man nicht nur bewundert, was einem gezeigt wird, sondern (sich) fragt, warum es einem gezeigt wird. Im Eingangsbereich wird mit einem üppigen Blumengarten die große Show abgezogen. Potentielle Wohltäter der Anstalt werden in Stimmung gebracht. Wir waren natürlich nur Gäste, aber als Ausländer doch etwas Besonderes. Der Direktor, der uns mit energischem und wiederholtem "Welcome" von einer Attraktion zur anderen geleitete, ließ sofort vom Gärtner für jeden von uns eine Seerose pflücken und uns überreichen. Wie kann er nur? In dieser Sonnenglut! Eine Seerose! Es hätte doch genügt, uns die Blumen zu zeigen! "Sah ein Direktor ein Röslein stehen, sah's mit vielen Freuden..."

Ruth rügt meinen muffeligen Kommentar zum Blumengeschenk. "Sei nicht so giftig! Eine Blume überreicht zu bekommen, ist in Indien nun mal eine besonders herzliche Form der Begrüßung." - "Aber bitte keine Seerose! Das ist wie ein Frosch im Sandkasten!" - Ich mag diesen Direktor nicht. Ich gebe nach kurzer Zeit meine Seerose, bevor sie anfängt, den Kopf hängen zu lassen, an eine Schülerin weiter, und deute mit den Händen an, dass sie dieses Wunder der Natur doch bitte in eine Schale legen möge, was sie mir auch freundlich nickend zusagt.

Ich traue der Augenweide dieser Blumengärten nicht. Potemkin lässt grüßen. Hinter den einladenden Gärten mit den zu Tiergebilden zurechtgestutzten Hecken liegt doch der riesige, bis auf vereinzelte Bäume kahle, durchglutete Kasernenhof, in dessen Zentrum ein spitzer Gebetstempel sich erhebt und in dessen Mitte steht dann wieder ein Bronzebecken für das Verbrennen von Räucherstäbchen. Alles ist Pflicht, auch das Beten. Und diese Mädchenschule hat bezeichnenderweise auch einen Mann zum Direktor, dessen Lieblingsbegriff Disziplin und dessen Leitsatz in der Pädagogik ist, dass bei aller Lektüre auf die Unterscheidung des Bösen und des Guten zu achten sei. Mich stört sein indoktrinierender Predigerton. Solch ein Mensch duldet keinen Widerspruch, rundum der Typus "Alles hört auf mein Kommando".

Im Festsaal der Schule - für insgesamt 1.100 Schülerinnen aller Schulstufen - werden vor allem traditionelle Stücke aufgeführt. Ich fragte den Direktor nach der Rezeption moderner Theaterstücke. Dazu fiel ihm nichts ein. Und wie es denn mit Shakespeare stünde. Doch ja, in den Englisch-Klassen würden auch Hamlet und Othello gelesen. Auch Romeo und Julia? Er verneinte es nicht, verwies aber wieder auf das Primat des Moralischen. Die Mädchen können einem leid tun!

Auch Savita Mehra spürte wohl den extrem autoritären Charakter dieser Erziehungsanstalt und suchte das Gespräch mit den besonders aufgeschlossenen Schülerinnen, denen sie imponierte, weil sie allein nach Deutschland gegangen und dort eine akademische Laufbahn eingeschlagen hatte. Der Direktor wollte die Mädchengruppe einholen, um mitzuhören, was da gesprochen wurde, was ich aber wiederum zu verhindern wusste, indem ich stehen blieb und ihn fragte, wo denn der Computer-Unterricht stattfindet.

Die Schülerinnen waren sehr wissbegierig und wollten von uns einen Kurzvortrag über die deutsche Literatur hören. Mich amüsierte und ermunterte ihr Vertrauen in unsere Fähigkeit zur Präsentation deutschen Geisteslebens. Ich legte los bei der Bibelübersetzung Martin Luthers und gelangte rasch in großen Sprüngen über Goethe und Schiller zu Fontanes realistischen bürgerlichen Romanen mit ihren weiblichen Heldinnen und schließlich hin zu Böll und Grass, der ein halbes Jahr in Kalkutta gelebt und darüber das Buch "Zunge zeigen" geschrieben habe. Ich wollte den Titel mit "Being ashamed" übersetzen, doch da griff Savita Mehra ein. Grass sei zwar ein berühmter deutscher Nachkriegsautor, aber sein Roman "Die Blechtrommel" doch eklig und als Lektüre für indische Mädchen nicht geeignet.

Doch wer weiß, vielleicht gibt es auch unter diesen Mädchen in Uniform einige besonders Pfiffige, die an eine größere Bibliothek heranzukommen wissen und die sich - einmal gewarnt und neugierig gemacht - auch vor den ekligen Stellen nicht fürchten.

Diese Schülerinnen luden uns im Park hinter dem Indienrelief unter großen Bäumen, in denen unsichtbare Vögel kreischten, zum Mittagessen ein. Scharf gewürztes Kartoffelgemüse mit Tschapatti-Fladenbrot, im Freien auf Kuhfladen gebacken. Es war ein zum Verweilen schönes Bild, und auch den jungen Frauen gefiel diese Zeit mit uns. Sie breiteten ein großes lila Tuch aus und tanzten darauf elegant im Kreise schreitend.

Eines der besonders wissbegierigen Mädchen, das sich für deutsche Literatur interessiert hatte, trug Gedichte vor. Wir verstanden sie nicht. Die Strophen klangen traurig und träumerisch, so wie der Ausdruck der Gesichter auf dem einen oder anderen Mädchenbild in der Kunstgalerie der Schule. Sie hatten sich manchmal einsam, wartend, auf dem Rücken liegend unter solch großen Bäumen gezeichnet. Warten auf den Märchenprinzen? Was motiviert Eltern in Übersee, ihre schönen Töchter ausgerechnet in diese wahrscheinlich auch für indische Verhältnisse stockkonservative Schule nach Porbandar, in dieses Provinznest zu schicken? Wahrscheinlich wollen sie ihre Töchter vor dem Bösen bewahren und hoffen mit dem Direktor, dass das Gute - so man es nur rhythmisch besinge - sich dann auch den Herzen einpräge und die reinen Seelen allezeit bewahre.

Diese konservative Erziehungsvorstellung scheint es - unabhängig von der Religion, auf die sie sich jeweils beruft - weltweit zu geben, und da gibt es in der Grundstruktur wahrscheinlich keinen kardinalen Unterschied zwischen einem hinduistischen und einem katholischen Mädchenpensionat alter Nonnenschule. Mir geht das so an die Nieren, weil ich mich an einige Erzählungen Ruths aus dem evangelischen Neuendettelsau erinnert fühle, obwohl die dortige Heimerziehung noch vergleichsweise gemäßigt war und es eben auch einige herzensgute und tolerante Lehrerinnen gab, die auch einen Spaß verstanden und

wussten, dass man Heranwachsende nicht mit dem Moskitonetz einer Anstaltsmoral vor Infektionen schützen kann.

Porbandar - Dwarka, 10.3.1997

Der Streit um die Forderung nach der Entlassung des Führers in Gandhis Geburtshaus und die Beinahe-Konversion unserer Gruppe zum Hinduismus vor dem Besuch des Krishna-Tempels.

Der Tag hatte wieder mit einer Auseinandersetzung zwischen Frau Mehra und mir begonnen. Sie wollte zu einem Gespräch enteilen und uns für 11 Uhr auf den Marktplatz von Porbandar bestellen. Ich hatte in der Nacht wieder nassgeschwitzt mehrere Stunden wachgelegen und nach dem Wechseln des Schlafanzugs mir überlegt, dass es eigentlich ein Unding war, ins ferne Porbandar als dem Geburtsort Gandhis zu reisen, um dann an Ort und Stelle mit einer ganz unzulänglichen Kurzführung abgespeist zu werden.

Ich machte Frau Mehra den Vorwurf, dass es eine Unverschämtheit gewesen sei, uns vor Reiseantritt mit ihren Gandhi-Fragebögen zu belämmern, jedoch selbst keine Ahnung von Gandhis Kindheit zu haben, ja nicht einmal das Foto mit seinem Bruder Lakshmidas zu kennen, das diesen im Alter von 14 Jahren zeige und das in der Biographie Sigrid Grabners, die sie uns doch selbst zugesandt habe, zu finden sei. Ruth bemerkte, auch im Gandhi-Museum in Bhavnagar sei dieses Foto zu sehen gewesen. Frau Mehra verteidigte sich damit, dass sie sich nicht für Gandhis Geschwister und die Kindheit Gandhis, sondern eben vor allem für dessen konstruktives Programm interessiere. Das ließ ich so nicht gelten. Wer das Handeln eines Menschen verstehen wolle, müsse auch seine familiären Sozialisationsbedingungen kennen. Das sei ein Gemeinplatz unter Sozialwissenschaftlern. Wie sie denn glaube, dass ihre Kompetenz als Leiterin einer Gandhi-Reise in der Deutsch-Indischen Gesellschaft und unter den Kollegen an der Universität eingeschätzt würde, wenn man dort unsere Berichte über den Besuch von Gandhis Geburtsstätte in Porbandar lesen sollte.

Und nun gab es eine Überraschung. Sie habe heute Nacht die greifbaren Unterlagen zwei Stunden lang studiert. Meines Erachtens wäre in Grabners Biographie alles Erforderliche in 10 Minuten zu finden gewesen, aber das sagte ich nicht, um den Konflikt nicht weiter zu verschärfen. Und dann kam heraus, was sie bis 11 Uhr eigentlich vorhatte: Sie werde jetzt zu der Gandhistätte gehen und sich beschweren. Sie wolle die Presse einschalten und die Entlassung des Führers im Geburtshaus Gandhis verlangen. Wir staunten. Mich hatte sie gestern noch abblitzen lassen, als ich die Aussagen des Führers kritisierte, und heute will sie sich an die Presse wenden! Und das war alles nur herausgekommen, weil ich aggressiv auf den Busch geklopft hatte. Nun fragte sie sogar, ob ich mitkommen wolle.

Ich zögerte zunächst, weil ich das Gefühl hatte, dass es wenig bringt, auf den kleinen, wenig gebildeten Leuten herumzuhacken und den gestrigen Führer zur Minna zu machen. Doch gewiss, so weitermachen durfte er nicht mehr. Ich erklärte mich also bereit mitzukommen, machte aber den Fehler, nicht sofort hinzuzufügen, dass ich die Forderung nach der Entlassung des Führers nicht unterstützen könne. Ich bat sie jedoch, wo immer

dies möglich sei, Englisch zu sprechen, damit ich den Verlauf der Gespräche verfolgen könne. Dies versprach sie.

An der marmornen Gandhi-Stätte zeigte es sich, dass wir es gestern nicht mit dem Direktor der Einrichtung, sondern - wie von mir vermutet - mit einem kleinen Angestellten zu tun gehabt hatten, der im Hause die Aufsicht führt und sich um den Verkauf von Gandhis Büchern (auf Gujarati) kümmert. Gandhis Autobiographie war übrigens das einzige englischsprachige Buch im Angebot. Doch alles wird hier mit Gandhi-Zitaten gewürzt, auch das Devotionalienangebot. Auf dem Verkaufstisch steht folgende Der-Kunde-ist-König-Weisheit: "The customer is not dependent on you - you are dependent on him." (M.K. Gandhi) Und dann noch etwas spezifischer: "Mit einem Kunden streitet man nicht und man versucht auch nicht, ihm seine Dummheit nachzuweisen. Er kommt zu dir, weil er Bedürfnisse hat und du mußt dich anstrengen, diese Bedürfnisse wahrzunehmen und auf sie einzugehen. Er kommt dann auch wieder, weil er das Gefühl hat, dass er von einem freundlichen Mitmenschen aufgenommen wird und dass dieser sich Mühe geben wird, ihm behilflich zu sein." (M. K. Gandhi) Man merkt, dass Gandhi aus der Kaufmannskaste kam. Wäre dies nicht auch ein schöner Denkspruch für Reiseleiterinnen, die als Brahmaninnen meinen, sie bräuchten sich um derlei Lebensweisheiten und ihre Kunden nicht zu scheren?

Bei den Telefonaten erfuhr Frau Mehra nun, dass die von dem reichen Metha gestiftete (marmorne) Gedenkstätte, die auch über einen musealen Teil verfügt, von dem wir gestern gar nichts erfahren hatten, organisatorisch mit dem Geburtshaus nichts zu tun hatte. Das bedeutete: Die Mitarbeiter der Marmor-Gedenkstätte waren für die Qualität der Führung im Geburtshaus nicht verantwortlich. Diese sei eine staatliche Einrichtung, und in Porbandar selbst gebe es keine zuständige Stelle. Bitte alles schriftlich nach Delhi. Na bitte! Mich hatte gestern bereits gewundert, dass der angebliche Direktor, der ohnehin kaum Englisch sprach, uns nicht selbst durch das Geburtshaus geführt hatte.

Frau Mehra und ich gingen nun zusammen über den gleichfalls mit Marmorplatten belegten Hof der Gedenkstätte zum angrenzenden Geburtshaus. Wir trafen dort auch unseren gestrigen Führer wieder. Savita Mehra knöpfte sich diesen vor. Von der Debatte zwischen ihr und ihm habe ich nichts verstanden, da sie in Hindi geführt wurde. Ich hatte gestern bereits den Eindruck, dass er nur über mittelmäßige Englischkenntnisse verfügte. In dieser Fremdsprache war er jedenfalls nicht konfliktfähig. Frau Mehra redete sehr scharf. Er gestikulierte immer wilder. Sie zeigte ihm sowohl das Bild der beiden Brüder Lakshmidas und Mohandas aus dem Buch von Frau Grabner als auch eine Passage in Gandhis Autobiographie (auf Englisch und Gujarati). Er schien alles zu bestreiten. Ich fotografierte auf Frau Mehras Wunsch das wilde Gestikulieren.

Wir kehrten dann zurück zu der Gandhi-Gedenkstätte und betrachteten uns die Exponate, unter denen sich übrigens auch wieder ein Foto der beiden Brüder, wenn auch aus etwas späterer Zeit fand. Konzepte einer Museumspädagogik scheinen in den Gedenkstätten zu fehlen. Auch hier wieder nur Fotos aus dem Leben Gandhis und insbesondere seinen Begegnungen mit anderen berühmten Leuten, darunter natürlich auch dem Stifter der Gedenkstätte.

Ich erkundige mich nochmals nach der Legitimation dieses Gandhi-Tempels. Ja, wiederholt man, der Stifter habe 1947 Gandhis Zustimmung für die Errichtung der Gedenkstätte erhalten. Doch - und dies halte ich nun wirklich für bemerkenswert: Gandhi kannte seine Pappenheimer und verwahrte sich ausdrücklich gegen einen Tempel. Sein Leben sei ein offenes Buch. Er meinte damit, dass sein Wirken in der Öffentlichkeit das eigentliche Studienobjekt sei und selbstverständlich auch kritisch untersucht werden müsse. Aber dann ist er eben im Januar 1948 erschossen worden, und er konnte seinem Gönner nicht mehr auf die Finger schauen. Doch was macht ein großspuriger Geschäftsmann aus Gandhis Wunsch nach mit seinem Namen verbundener kritischer Aufklärung und Werbung für die gewaltfreie Konfliktaustragung: Es ist grotesk! Man müsste ihn dafür - nach dem Vorbild des Schiller-National-Museums - zum Bau einer Forschungsstätte für gewaltfreien Widerstand verurteilen: Er gestaltet die Ganzkörperportraits von Ba und Bapu als zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches. Soll man darüber lachen oder weinen? Kein Zweifel: Dieses indische Cleverle namens Metha hat den skeptischen Gandhi genial ausgetrickst und schließlich doch noch seinen Gandhi-Tempel mit Heiligenbild errichtet. Trau, schau wem!

Während wir uns noch die Ausstellung, die auch als Fotoschau nichts wesentlich Neues enthielt, ansahen, erreichte uns der Anruf des für das Marmor-Museum zuständigen städtischen Verwaltungsbeamten. Wir brachen auf und erreichten zu Fuß das nahegelegene große Verwaltungsgebäude, über dessen Funktion zu Gandhis Jugendzeit ich gerne etwas gehört hätte. Doch dafür war jetzt keine Zeit.

Ashok M. Sharma, Deputy Collector & Sub. Divisional Magistrate und - wie aus der Oberfläche des Schreibtischs und der Polsterung der Besuchersessel und auch aus der Tiefe der Bücklinge des Personals zu schließen - ein hohes Tier in der Stadtverwaltung, empfing uns. Mein Professorentitel gab der Begegnung etwas Renommierliches. Er klärte zunächst noch einmal die Zuständigkeiten. Das Geburtshaus falle in den Aufgabenbereich der Zentralregierung in Delhi. Seine Verantwortung erstreckte sich nur auf das 1950 erbaute Gandhi-Museum. Ob ich mich denn bei der Zentralregierung beschweren wolle?

Ich antwortete, mir ginge es in erster Linie um eine baldige Verbesserung der Qualität der Führungen im Geburtshaus und darauf ließe sich doch wahrscheinlich auch ohne unmittelbare Zuständigkeit ein gewisser Einfluß ausüben. Der Führer sei mittleren Alters, mache einen intelligenten Eindruck und sei wahrscheinlich lernfähig, wenn er entsprechend motiviert werde.

Frau Mehra schien von mir etwas anderes erwartet zu haben. Sie erhob dezidiert zwei Vorwürfe: 1. Inkompetenz und 2. Korruption. Das letztere wurde damit begründet, dass der Führer uns gegenüber behauptet hatte, dass im Geburtshaus nicht fotografiert werden dürfe, sich aber nach der Entgegennahme einiger Rupien, die wir als Kleingeld zusammenkramten, eines anderen besonnen hatte und uns knipsen ließ. Da wir ihm ohnehin einige Rupien für die Führung zukommen lassen wollten, hatten wir die Andeutung, dass fotografieren eigentlich nicht erlaubt sei, nicht so ernst genommen, zumal wir nicht erst in den oberen Stockwerken, sondern sofort im Eingangsbereich - ohne seinen Einspruch - mit dem Fotografieren begonnen hatten. Savita Mehra hatte uns aber nachher gesagt, dass Fotografieren so lange erlaubt sei, als es nicht ausdrücklich durch ein amtliches Schild verboten werde. Sie sah in dem Verhalten des Führers einen Fall von Korruption, ein

Grundübel der indischen Politik, das man entschieden bekämpfen müsse, wo immer man es antreffe. Touristen würden mit ihrer Großzügigkeit nur der Korruption Vorschub leisten. Ich hatte das Gefühl, dass sie die Angelegenheit etwas zu hoch hing, wo unser Führer doch ein kleines Würstchen war - verglichen mit den Bossen, die sich bei staatlichen Bauvorhaben die Taschen füllen ließen. An dem Spielchen "Die Kleinen hängt man, die Großen lässt man laufen" wollte ich mich nicht beteiligen.

Savita Mehra schien auf Entlassung des Mannes zu drängen. Das ging mir entschieden zu weit, und darum betonte ich schließlich, dass mir an der Verbesserung der Qualität der Führungen gelegen sei, aber die Forderung einer Bestrafung nicht mit meinen gandhistischen Prinzipien vereinbar sei. Der Mann solle Gelegenheit erhalten, sich fortzubilden.

Mir war nun auch klar, warum der Führer heute früh so wild gestikuliert hatte. Savita Mehra hatte ihm wohl damit gedroht, dass sie ihn anzeigen und auf seine Entlassung drängen werde.

Frau Mehra bat mich nun, fünf Minuten draußen auf sie zu warten, während sie mit dem Beamten noch weiter sprechen wollte. Ich tat es, aber ich kapierte eigentlich nicht, wozu das gut sein sollte. Sie erklärte mir dies später damit, dass der Beamte in Anwesenheit eines Ausländers über bestimmte heikle Fragen nicht mit ihr sprechen wollte. Angeblich hatte er etwas Entsprechendes gesagt. Ich hatte davon nichts gehört. Wie dem auch sei, wahrscheinlich ging es in meiner Abwesenheit um das Problem der Korruption. Sie wunderte sich, dass ich die Angelegenheit nicht weiter verfolgen wollte und auch kein starkes Interesse daran zeigte, die Adresse der Beschwerdeinstanz in Delhi zu erfahren. Ich hatte das Gefühl, dass dem Mann ein ausreichender Schrecken eingejagt worden war. Ich wollte jedenfalls einen Familienvater nicht um Lohn und Brot bringen, auch wenn sicherlich andere den Posten gerne übernommen hätten.

Während der Fahrt nach Dwarka diskutieren wir dann im Auto das Problem in größerer Runde weiter. Gehört zur Strategie der gewaltfreien Aktion grundsätzlich das Ausscheiden der Drohung mit Strafen? Ausgangspunkt war noch einmal die Frage gewesen, ob ich wegen der unqualifizierten Führung durch das Geburtshaus an die Regierung schreiben wolle. Aus meiner Sicht bestand die Gefahr, dass ein Beschwerdebrief tatsächlich zur Entlassung des Mannes führen konnte. Wahrscheinlich habe er heute früh nur darum so aggressiv und scheinbar arrogant reagiert, weil er sich bedroht gefühlt und Angst um seine Stellung bekommen habe. Dem Geiste Gandhis würde es doch wohl entsprechen, dass man ihn nachdrücklich auf die Mängel seiner Führung und sein sonstiges Fehlverhalten aufmerksam macht, ihm dann aber auch die Chance gibt, sich zu qualifizieren. Unsere Schwierigkeit bestünde nun darin - und vergleichbare widrige Umstände kämen immer wieder vor und seien fast immer Teil einer Konfliktkonstellation - , dass wir keine Zeit und Gelegenheit hätten, unsere Aufforderung an den Führer zu wiederholen. Wären wir eine Friedensgruppe in Porbandar, könnten wir unsere Besuche im Geburtshaus und auch unsere Kritik an der Führung so lange wiederholen, bis er sich gebessert hätte. Das wäre die sanfteste Form der Bearbeitung dieses Konflikts. Den Erfolg hielt ich für sehr wahrscheinlich, sofern nur diejenigen, die sich beschwerten, die erforderliche Geduld aufbringen würden.

Durch einen Brief an die Vorgesetzten würden wir aufhören, den weiteren Konfliktverlauf zu bestimmen. Vorgesetzte würden sich im besten Falle im Sinne der geltenden Disziplinarordnung und der Gesetze, aber wahrscheinlich eben nicht im Geist der Gewaltfreiheit und im Sinne Gandhis verhalten.

Wer eine gandhistische Strategie verfolge, tue dies eben immer unter Rahmenbedingungen, auf die er häufig keinen oder nur einen unzulänglichen Einfluß habe. Der Rechtsstaat und seine zivilrechtlichen und strafrechtlichen Bestimmungen gehörten zu diesen Rahmenbedingungen. Wolle man also die gandhistischen Prinzipien nicht verletzen - also z.B. gewaltsame Sanktionen gegen Straftäter ausschließen - stünde man gar nicht so selten vor der Frage, ob man nicht tunlichst auf Strafanzeigen und das Einschalten staatlicher Behörden und insbesondere der Polizei überhaupt verzichten müsse. Das empfände ich als eine sehr schwierige Frage, weil man als einzelner in der Regel nur durch das Einschalten der Polizei auf Unrecht hinweisen, die Polizei und die Justiz aber dann zu den ihnen eigenen Mitteln greifen würden. Auch Versicherungen würden erwarten, dass Geschädigte Anzeige erstatten.

Ich versuchte das Problem am Beispiel der Pistolenkugel klar zu machen, die an Silvester das Fenster unseres Gewächshauses durchschlagen hatte. Ich hätte gehofft, dass es der Polizei gelingen würde, den gemeingefährlichen Schützen zu fassen und die Waffe aus dem Verkehr zu ziehen. Die Anzeige hätte nicht die erwartete Wirkung gehabt, und ich hätte dann doch selbst in der Nachbarschaft herumgefragt. Doch ich sei nicht sicher, dass ich ohne eine vorherige Anzeige bei der Polizei meine Nachbarn so leicht hätte ansprechen können.

Frau Mehra wunderte sich, dass ich gegenüber der Polizei nicht auf einer weiteren Verfolgung dieser Straftat bestanden und auch die eigenen Nachforschungen nach einiger Zeit aufgegeben hatte. Die Bedrohung bestünde doch weiterhin.

"Die Argumente der Kriminalbeamten haben mich überzeugt. Diese hatten keine Anhaltspunkte für eine zügige Strafverfolgung. Auch ich hätte an der Stelle der Kriminalpolizei die Ermittlungen eingestellt. Es hat keinen Sinn, sich auf eine einzelne Waffe zu kaprizieren. Man darf auch die eigene Person nicht zu sehr in den Mittelpunkt rücken. Das Problem besteht generell darin, dass zu viele sogenannte Selbstverteidigungswaffen im Umlauf sind, und die Menschen daran glauben, sich mit Waffen schützen zu können. Diese Einstellungen müssen wir verändern, und dazu bedarf es anderer Maßnahmen als das Aufspüren einer ganz bestimmten Waffe und eines bestimmten Straftäters. Grundsätzlich sind wir alle von all den Waffen, die sich in den Händen unserer Mitbürger befinden, bedroht."

Und ich berichtete dann von der Auseinandersetzung mit dem AStA der Freien Universität, der ausländische Studentinnen mit Selbstschutzwaffen hatte ausstatten wollen, und von meiner diesbezüglichen Presseerklärung. "Wenn wir dies nun auf unseren Fall der Führung in der Geburtsstätte Gandhis übertragen, dann bedeutet dies, dass wir uns generell um eine sachlichere Information über das Leben Gandhis bemühen müssten. Der Führer hat mit seinen Märchen auch auf die kultischen Bedürfnisse der Geführten reagiert. Das ist zwar verantwortungslos, aber wenn man eine solche Erfahrung nun selbstkritisch wendet, dann

bedeutet dies, dass wir den Mahatma-Kult grundsätzlich in Frage stellen und einen anderen Umgang mit der Erinnerung an Gandhi anstreben müssten. Die Lösung des Problems ist wahrscheinlich ein erneutes Nachdenken über Museumsdidaktik und Forschung in Sachen Gandhi. Die Märchenstunde des Führers war der extreme Ausdruck eines weitverbreiteten Übels, nämlich die kultähnliche Verehrung Gandhis. Der Mahatma-Kult muss ausgenüchert, der Weihrauch muß weggeblasen werden. Dann gibt es wieder neue Experimente mit der Wahrheit, vorher nicht, jedenfalls nicht in Indien."

Auf der Fahrt nach Dwarka, die der meist unsichtbaren Küste entlangführte, passierten wir eine große Anlage mit vielen Windrädern, die aber nicht so groß und hoch waren wie diejenigen, die ich aus dem Urlaub in Dänemark kannte. Ich habe die Windräder, die über ein großes, meistens steiniges und ausgedörrtes Küstenareal verteilt waren, nicht gezählt. Es waren aber sicher Dutzende. Die Anlage nannte sich Wind Farm Lamba Site und hatte eine Kapazität von 2,1 Megawatt. So stand es auf einem großen Schild.

Am späteren Nachmittag erreichten wir die Tempelstadt Dwarka. Quartier war für uns wie in Porbandar in Touristenbungalows reserviert. Wir hätten auch in einem großen Sammelquartier für Pilger in der unmittelbaren Nachbarschaft des Tempels unterkommen können. Dort war es uns dann aber doch zu laut und zu eng. Wir blieben darum am Rande der Stadt in den Bungalows, obwohl diese auch primitiv eingerichtet, und die Moskitonetze über unseren Betten löcherig waren wie Schweizer Käse.

Um 18 Uhr besuchten wir den etwa 500 Jahre alten Krishna-Tempel. Dort verabschiedeten wir uns von unserem Fahrer, der seine Sache gut gemacht, nun aber noch 8 bis 10 Stunden Fahrt bis Palitana vor sich hatte. Doch der kluge Mann baut vor. Unser Fahrer hatte für alle Fälle auch einen Schlafsack im Stauraum dabei. Beim freundlichen Abschied dachten viele dasselbe: Die eigentlich strapaziöse Strecke mit den langen Schlafwagenfahrten und den Sammelunterkünften in den Gandhi-Stätten steht uns nun bevor!

Unsere Reiseleiterin hatte für unsere fünfköpfige Gruppe mit dem Öffentlichkeitsreferenten des Tempels, einem etwa vierzigjährigen, verheirateten Mann eine kurze Führung und ein gemeinsames Abendessen mit anderen Pilgern verabredet. Unser Führer hatte Sanskrit studiert, sprach aber leider kein Englisch.

Doch unser Besuch des Tempels wäre trotz unseres fachkundigen und vertrauenserweckenden Führers beinahe von vornherein an der Tempelwache gescheitert. Ein Polizist trat uns fünf Europäern am Tempeltor mit einer altertümlichen, abgewetzten Maschinenpistole freundlich, aber bestimmt entgegen und verlangte, dass wir eine Erklärung unterzeichneten, die unseren Hindu-Status belegen sollte. Du lieber Himmel! Wie dies? Frau Mehra wollte uns eine solche Erklärung nicht zumuten, wusste sie doch, dass mehrere von uns in Deutschland kirchliche Ämter bekleideten. Unsere beiden sächsischen Mitreisenden stammten aus Pfarrhäusern und hatten in der DDR wegen der Ablehnung der Jugendweihe und wegen ihrer Kriegsdienstverweigerung manche Nachteile ertragen. Unsere Reiseleiterin debattierte die Problematik ausführlich auf Hindi mit dem Polizisten. Doch dieser bleib unerbittlich. Vorschrift ist Vorschrift.

Ich las mir dann die englischsprachige Erklärung, die wir unterzeichnen sollten, nochmals durch. Auf den ersten Blick sah es zwar so aus, als ob unser Bekenntnis zum Hinduismus erforderlich sei. Doch bei näherer Betrachtung ging es nach meiner Einschätzung hier nicht um den status confessionis. Das war gar keine Bekenntnis-, sondern eine bloße Sicherheitsfrage! Ich unterzeichnete kurzerhand das Formular, und die anderen folgten meinem Beispiel. Wir erklärten schließlich nur, dass wir für Lord Krishna Verehrung und Respekt empfänden. Das war kaum mehr als die selbstverständliche Versicherung, dass wir uns anständig benehmen, uns im Tempel an die Regeln halten und die Gläubigen achten würden.

Die Sorge um die Sicherheit im Tempel und auch das Interesse an einer demonstrativen Respektsbekundung schien mir plausibel. Das ist ein Akt der Toleranz und der Achtung der Landessitten. Da sollte man mitmachen. Meines Erachtens haben die Christen in ihrer Geschichte in solchen kulturellen Angelegenheit manchen Fehler gemacht und sind sogar unnötig zu Märtyrern geworden. Die ersten Christen hätten getrost ihre Weihrauchkörner auf die kaiserlichen Altäre streuen dürfen. Die Kaiser glaubten doch selbst nicht an ihren Götterstatus. Die Weihrauchkörner waren etwas ähnliches wie der Beamteneid von unsereinem. Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist! Ich habe diese Einschätzung aus dem klugen Buch "Christenverfolgung im Römischen Reich" (Düsseldorf 1982) von Hans Dieter Stöver, einem laizistischen Historiker aus dem Rheinland. Daran dachte ich, als ich meine Unterschrift unter die Erklärung setzte. Der Polizist war happy und spießte das Papier auf einen Stapel. Der Öffentlichkeitsreferent des Tempels war sich selbstverständlich auch darüber im klaren, dass er es mit Christen aus Deutschland zu tun hatte. Auch für ihn war das Ausfüllen der Erklärung eine reine Polizeiangelegenheit, die ihn geistlich nicht tangierte.

Der Tempel war alt, imposant und in seinen Sandsteinarbeiten, die immer wieder Erneuerung forderten, auch ein Kunstwerk; doch den Krishna-Kult als solchen empfand ich als wenig erhehend. Das lag sicher nicht zuletzt daran, dass ich ihn auch gar nicht verstand. Man stand Schlange vor einem flitterigen Kultraum, in dem hinter vorgezogenem Vorhang Lord Krishna zu regelmäßigen Zeiten gespeist wurde. Darauf warteten die Gläubigen und sangen dazu bestimmte Formeln. Diese Wortkaskaden gewannen gelegentlich an Tempo und Lautstärke. Ich hatte fast schon das Gefühl, da könnte so etwas wie religiöse Begeisterung und fanatische Stimmung aufkommen. Doch wenn ich mir dann die potentiellen Fanatiker aus der Nähe ansah, konnte ich feststellen, dass sie im einen Moment total dabei zu sein schienen und im nächsten Moment aus der Reihe traten und brotnüchtern weiter-spazierten.

Auf dem Gelände wurde grüppchenweise religiöse Weisung erteilt. Um einen Lehrer setzten sich für eine gute halbe Stunde etwa zwanzig Personen und hörten zu. Meistenteils aber saßen die Gläubigen - Frauen und Männer - nur herum und schwatzten, und die Kinder spielten fröhlich so etwas wie "Hasch mich, ich bin der kleine Krishna". Ich fühlte mich jedenfalls behaglich und saß ganz und gar unbelästigt auf meinem heiligen Mäuerchen, von dem aus ich das Treiben beobachtete, bis einer der Tempellausbuben mich ausmachte und mir partout den Kugelschreiber abschwatzen wollte, mit dem ich Impressionen in mein Tagebuch schrieb.

Mit den Informationen unseres Führers hatten wir wenig anzufangen gewusst. Es ging dabei vor allem um die Frauen von Lord Krishna, eine schöner und molliger als die andere, aber mir fehlte gewissermaßen der Durch- und Überblick. Mir wurde auch der Status von Lord Krishna nicht so ganz klar. War dies nun eine mythologische oder eine historische Persönlichkeit, war dies ein Gott oder Halbgott? Es gab auch Kinderbilder Lord Krishnas - gewissermaßen als rosa Wonneproppen. Das Respektgebietende und Verehrungswürdige wurde mir nicht so recht deutlich - trotz ehrlicher, dem Polizisten bekundeter Absichten. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich den Text der Bhagavad Gita nicht im Ohr, sondern nur wieder die kitschigen Heiligenbildchen in den Vitrinen vor Augen hatte.

Gandhi hat sicher gewußt, warum er der Bhagavad Gita solch große Verehrung entgegengebracht hat. Mir war vor allem in Erinnerung, dass er den Kampfgeist der Gita im gewaltfreien Sinne sehr geschickt umgedeutet hat. So wie Karl Marx den lieben Hegel vom Kopf auf die Füße stellte, so hat Gandhi den Helden der Gita gewissermaßen die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet.

In der Pilgerstätte herrschte eine sehr freundliche Atmosphäre, und für die Pilger wurde auch gekocht. Das hat mir gefallen: Der Respekt für Lord Krishna geht auch durch den Magen. In mancher Hinsicht ist die Religiosität der Hindus sehr menschlich und erdhaft. Auch wir wurden einfach, doch gut gepflegt, wie üblich: Fladenbrote und Linsen scharf gewürzt. Wir saßen auf dem Boden mit anderen Pilgern und suchten und fanden dann zu Fuß den Heimweg zu unseren Bungalows. Unterwegs kauften wir noch Wasser und Zwieback für alle Fälle.

Dwarka - Rajkot, 11.3.1997

Vom Frühstück im Krishna-Tempel, von bettelnden Kindern und der Geistesverwandtschaft zwischen Gandhi und Meister Proper.

Nach drei Stunden Schlaf werde ich wieder wach. Das über einen Alugestänge gespannte Moskitonetz des Hotels taugt nichts. Es hinderte mich nur am Aufhängen des eigenen. Die Mücken haben ihren Weg durch die zahlreichen Löcher im Netz gefunden, meine Hände sind zerstoßen, und im Inneren des Netzes sitzen mindestens ein halbes Dutzend Mücken. Ich mache Jagd auf sie. Ein aussichtsloses Unterfangen. Für jede Erlegte würde eine Neue eindringen. Ich stehe auf und reibe Gesicht und Hände mit Zanzarin ein. Es brennt auf der Stirn, aber die Mücken halten sich nun fern. Ich trinke Wasser mit einer Multivitamin-tablette aus der Plastikflasche und schalte das Notebook an, um schreibend den Morgen zu erwarten. Vielleicht kann ich nach Tagesanbruch dann doch noch eine Stunde schlafen.

Ich schrieb zwei Stunden. Als ich dabei bemerkte, dass die Mücken sich mir zwar näherten, mich sogar anstießen, aber sich wegen des Zanzarins doch nicht auf mir niederließen, schaltete ich das Notebook ab, klappte das Mückennetz zur Seite, brachte den Ventilator über meinem Bett auf Hochtouren, kroch in den Jugendherbergsschlafsack und deckte diesen nicht nur über die Hände, sondern auch über das Gesicht. So schlief ich unbehelligt bis 7.30 Uhr, erwachte erfrischt und war zufrieden mit der von mir entwickelten neuen Indien-

Überlebenstechnik. Nun erwartete ich die bevorstehenden Schlafwagenfahrten sogenannter 2. Klasse etwas gelassener.

Wir werden im Krishna-Tempel zum Frühstück erwartet. Es gibt mit Linsen gefüllte Chapattis und süßen schwarzen Tee mit Milch. Wir bekommen die Erlaubnis, vom Dach der Küche aus den Tempel zu fotografieren, wovon wir ausgiebig Gebrauch machen. Während der Speisungen Krishnas und der Unterweisungen auf dem Tempelgelände durften wir gestern abend nicht fotografieren, was wir auch gut verstanden. Wir haben es in Deutschland auch nicht gerne und untersagen es bisweilen sogar strikt, dass während der Gottesdienste fotografiert wird und die Täuflinge nach einer sanften Tupftaufe plötzlich in ein Blitzlichtgewitter geraten. Von hier oben hat man nun einen guten Blick auf den Innenhof des Tempels und die Unterweisungsstätten.

Noch einen Vorteil bietet unser Aussichtspunkt. Von hier oben hat man einen weiten Blick über das nahezu baumlose, flache, gelbgraue Land und auf einen schiffbaren Kanal, der ins Meer mündet.

Die Priester des Tempels zeigten uns noch ihre Schlaf-, Wohn- und Studienräume. Sauber und bescheiden. Mit Fernsehgerät und Bücherregal. Sie hängten uns zum Abschied gelbe Tücher mit Segenswünschen um. "Shanti" verstanden wir bereits. Shanti heißt Frieden. Das ist die Hauptsache. Man war eben nett zueinander. Und Kekse gaben sie uns auch noch mit auf die Reise. Wir warteten unter den hohen Bäumen im Vorhof des Tempels auf unsere Rikscha-Taxis, die jungen und die alten Priester winkten uns, und dann knatterten wir los in Richtung Bahnhof. Dort gab es eine angenehme Überraschung: Unser Schlafwagenabteil 2. Klasse ist halb leer und bleibt es auch während der Fahrt nach Rajkot. Dort ist Gandhi zur Schule gegangen und dort werden wir heute Nachmittag in einem gandhistischen Zentrum für Baumwollspinnerei erwartet.

Ich hätte ein Fernglas mitnehmen müssen, denn während der Zugfahrt lassen sich viele Wasservögel beobachten, wie sie auf Stelzen durch die verunrateten Tümpel waten und mit ihren langen Schnäbeln darin stochern. Keiner hat ein Vogelbestimmungsbuch bei sich. Die indische Fauna ist in dieser Region auch keine Attraktion an sich. Grob gesprochen sind Tiere hier vor allem Reste- und Müllverwerter. Das Müllschwein, gewissermaßen die indische Version des europäischen Wildschweins, und die Kühe und die Ziegen fressen wirklich fast alles. Einen Hund habe ich in Palitana frischen Kuhmist von der Straße lecken und an vertrocknetem nagen sehen. Doch es gibt in den hohen Bäumen auch wunderschöne grüne Papageien, und der Pfau gilt zurecht als der königliche Vogel Indiens. Auch prachtvolle, knallbunte Schmetterlinge und Schwärmer habe ich gesichtet. Und possierlich sind die kleinen Streifenhörnchen, halb so groß wie unsere Eichhörnchen, aber sehr viel zutraulicher, das heißt, sie mopsen Essensreste, wo immer sie rankommen - und sie kommen ran.

Im Zug betteln Kinder. Sie fegen den Kehrricht unter den Sitzen zusammen oder deuten mit zum Mund geführten Fingern an, dass sie Hunger haben. Savita Mehra rät uns, den Kindern kein Geld zu geben. Dieses würde ihnen wieder abgenommen. Lebensmittel, z.B. Bananen oder Gebäck könnten sie an Ort und Stelle verzehren. Das klingt vernünftig, und wir haben fast immer etwas Essbares dabei. Im Zug habe ich mich an ihren Rat gehalten, aber im

Straßenverkehr und besonders alten Frauen schon auch Münzen weggegeben. Es sind nur Pfennige und man wird nicht arm, wenn man das Kleingeld nachlässig verteilt. Aggressiv ist die Bettelei nicht. Man kann sie auch ignorieren. Am penetrantesten war gestern der Bengel im Krishna-Tempel, der schließlich unbedingt zumindest meinen Ersatz-Kugelschreiber, den er in der Außentasche meiner Hose erspäht hatte, haben wollte. Doch dieses Bürschlein ließ ich eine halbe Stunde lang genau so hartnäckig abblitzen. Das war sicher ein intelligenter Junge, der seine Zeit für etwas Sinnvolleres als das Betteln verwenden konnte. Aber sagen konnte ich ihm dies nicht, und so schied er schließlich säuerlich von mir.

Ruth genießt die Zufahrt und notiert ihre Eindrücke in einem Brief an unseren Sohn Christian, der in einer Woche seinen 26. Geburtstag feiern wird.

"Wir haben eine fünfstündige Zugfahrt vor uns, zunächst ein Stück parallel zur Küste und dann wieder zurück ins Landesinnere. Der Waggon schaukelt zwar erheblich, doch wir haben in dem vorbestellten Abteil genügend und sogar reichlich Platz, und durch die offenen Fenster auf beiden Seiten weht ein zwar warmer, doch angenehmer Wind. Im Vergleich zu den öffentlichen Bussen, die wir auch schon mehrfach genutzt haben, ist diese Reiseform heute geradezu komfortabel. Der Blick aus dem Fenster erinnert mich sehr an die Karoo, die Landschaft bei Laingsburg in Südafrika: rötlich braune Erde, Kakteen und andere stachlige Büsche mit wenigen und nur kleinen Blättern, dazwischen durch Bewässerung fruchtbar gemachte Felder, daneben kleine Ansiedlungen. Die flachen Häuser haben mit feinem Lehm verputzte Außenwände, manchmal sind diese weiß oder blau oder rotbraun gestrichen. Gedeckt wird mit Ziegeln oder Palmblättern. Ringsum kleine Herden: Kühe, Ochsen, Wasserbüffel, Ziegen und auch mal ein von einem Kamel gezogener Lastkarren.

Vor uns auf dem Bahnsteig vertilgt eine Kuh einen großen Pappkarton, Stück um Stück, drei Ziegen kommen dazu. In Indien leben die Haustiere wirklich nur von dem, was die Menschen nicht mehr essen. Das war auch ein interessanter Aspekt unseres Gesprächs in einer Molkerei. Reines Weideland oder gar Futteranbau kennt man in Indien anscheinend nicht. Das fruchtbare Land wird ausschließlich für den Anbau von Nahrungsmitteln oder Textilfasern für die Menschen genutzt. Die Tiere fressen Abfälle. Gleich neben den Tieren befindet sich auf dem Bahnhofsperron eine Wasserversorgungsstelle für die Reisenden. Sie stehen davor Schlange. Jedem wird in einen Metallbecher Wasser gegossen, das er sich anschließend sofort in einem schwungvollen Bogen in den Mund laufen lässt - ohne den Becher an die Lippen zu setzen. Uns gelingt dies noch nicht. Wir haben den Bogen noch nicht heraus.

Die Stimmung in unserer auf sechs Personen geschrumpften Gruppe ist gut, die Spannungen zu Savita Mehra sind schwächer geworden, aber noch vorhanden.

Da ich mir die Freude an der Reise bewahren will, disputiere ich mit Savita Mehra nicht mehr. Ich tue, was ich für richtig halte, und denke mir mein Teil. Sie hat eine Art mit Menschen umzugehen, die ich mir noch nicht einmal bei einem ganz und gar unerfahrenen Kind erlauben würde. Keiner in der Gruppe scheint ein solches Kommando jemals erlebt zu haben.

Zuweilen ist Savita Mehra aber auch sehr gelöst, und dann kommt es auch zu fröhlichen Gesprächen. Mein Vorteil ist, dass ich großes Interesse an den Schulen und Handwerksbetrieben habe und in diesem Bereich auch eigene Erfahrungen mitbringe, auf die Frau Mehra gerne zurückgreift."

Ich setze unter Ruths Brief noch ein Postkriptum: "Ich bin froh, dass Ruth auch die erfreulichen Aspekte unserer Reise geschildert hat. Ich ärgere mich über S. Mehra doch gewaltig und kann den Konflikten auch nicht immer ausweichen."

Wir erreichen am Nachmittag Rajkot, wo Gandhi seine Jugend verbracht hat, und werden in eine Gandhi-Stätte gebracht, die vor allem als Verwaltungszentrum für Khadi- und sonstige Ashram-Produkte fungiert. Der Leiter ist verreist und mit den Nachgeordneten ist wenig anzufangen. Sie bringen uns alle zusammen in der großen Bibliothek unter. Dort waren zehn Betten aufgestellt worden, weil man die gesamte, die intakte ursprüngliche Gruppe erwartet hatte.

Seit wir in Bhavnagar schmutzige Betten angeboten bekommen haben, achtet Frau Mehra darauf, dass die Bettwäsche frisch ist. Das ist hier nicht der Fall, und auch die Bäder sind nicht sauber. Großes Palaver auf Hindi. Dann bringen die Angestellten schließlich aus dem Khadi-Lager völlig neue Betttücher. Ich habe den Eindruck, dass es sich hier um eine reine Männerwirtschaft und bei den Angestellten nur um Schreibtischtäter handelt.

Frau Mehra ist auf diese Gastgeber auch schlecht zu sprechen. Da würde immer nur einer dem anderen Anweisungen erteilen und passieren würde nichts. Sie beschwerte sich über die verdreckten Toiletten, aber stundenlang geschah tatsächlich nichts. Und wir saßen mittlerweile herum und drehten Däumchen. Dann hieß es schließlich, morgen früh komme eine Frau und diese würde das Bad putzen. Heute sei nichts mehr zu machen. Da wurde es mir zu dumm. Diese Nachwuchsgandhis hatten noch nicht mal einen Putzlappen, geschweige denn etwas ähnliches wie Vim und Bürste. Was hätte denn Gandhi jetzt gemacht? Meines Erachtens, klarer Fall: Er hätte dieses Bad selber geputzt.

Ich hatte im Rucksack etwas Putzlappenartiges und nahm mir das Bad vor. Es war wirklich ein tolles Erfolgserlebnis. Ich war nicht gerade Meister Proper, aber der Vergleich "davor" und "danach" konnte sich sehen lassen. Wo auch immer ich drüber wischte, hellten sich Boden und Wände auf. Kein Wunder, sauber machen hieß hier offensichtlich, dass mit einem Reisigbesen gewischt oder über die Badezimmerfließen gekratzt wurde. Auch in dem Toilettenloch steckten solche abgebrochenen Besenzweige, was dem Abfluss gewiss nicht förderlich war.

Ich brauchte nicht länger als eine halbe Stunde für das kleine Reinemachen. Das vorausgehende Palaver mit den white collar Gandhis hatte Stunden gedauert.

Einer aus dieser Truppe gefiel mir allerdings. Es war ein sehr alter und sicher auch ganz einfacher Mann. Ich schätzte ihn auf etwa 75 Jahren und bei seinem Anblick bildete ich mir

ein, er sei aus einem Roman Rudyard Kiplings gestiegen.⁽²²⁾ Er war die Gestalt des tüchtigen, gütigen Dieners, wie ihn Kinder lieben. Er gab mir das sichere Gefühl, hier willkommen zu sein. Er kümmerte sich um unsere Mahlzeiten, und was er uns anbot, schmeckte mir auch: Reis, Gemüse und Fladenbrote. Da wusste ich, woran ich war. Wenn mir nämlich das Essen zu scharf gewürzt ist, nehme ich nur ein wenig Linsensuppe (Dal) zum reinen Reis. Ab und zu noch eine Banane oder Apfelsine. Damit komme ich über die Runden, nehme ein paar Pfund ab und werde nicht krank.

Eine Steckdose habe ich in der Bibliothek auch gefunden, so dass ich problemlos auf meinem Notebook schreiben kann. Ich wundere mich zwar über den lahmen Betrieb in dieser Gandhi-Stätte, aber ich rege mich darüber nicht auf und schon gar nicht über schmutzige Bettbezüge oder fehlendes Badepolish. So schrecklich wichtig ist mir das gar nicht, haben wir doch unsere eigenen Schlafsäcke und Handtücher dabei.

Ich lese die "Times of India", die ich im Zuge gekauft hatte, auf der Suche nach einer Nachricht aus Deutschland. Doch das einzig Deutsche im anspruchsvollsten Informationsorgan Indiens ist eine Fotografie, die russische Ostereier zeigt, die in Dresden im Grünen Gewölbe ausgestellt werden. Was interessieren die Inder schon die Probleme der Finanzierung deutscher öffentlicher Haushalte und die Halbierung der Hochschullehrerstellen an der Freien Universität Berlin?

Ich schreibe einen Brief an meine Mutter und an meine Geschwister in Stuttgart und versichere ihnen als erstes, dass es uns dank ihrer Ratschläge gesundheitlich gut geht.

"Bei der Moskito-Abwehr sind wir weniger erfolgreich. Obwohl wir uns mit Zanzarin einreiben und unsere geräumigen Moskitonetze über unsere Betten hängen, kommen einzelne Mücken doch immer wieder von unten durch. Auch anderes aggressives Viehzeug, darunter der gemeine Floh, kommt vor, und beim Aufwachen entdecken wir dann die Spuren der nächtlichen Bisse und Anzapfungen...

Der Ertrag der Reise als Forschungsexkursion ist noch schwer einzuschätzen. Bis auf ein Gespräch mit Narayan Desai, den ich in Stuttgart und Berlin bereits getroffen hatte, und der uns auch einen instruktiven Vortrag über die Shanti Sena hielt, waren die Befunde zum Fortwirken Gandhis bisher eher negativ. Viel verstaubter Traditionalismus in den Gandhi-Stätten und fast überall ein Paternalismus und Nepotismus sondergleichen.

Die Gandhi-Organisation in Rajkot wird von einem 87-jährigen, der sich nur noch in kleinsten Schrittlchen am dreifüßigen Stock vorwärtsbewegen kann, geleitet. Diese alten Männer führen meist keine Aufsicht mehr; sie schweben nur noch wie der blasse Geist Gandhis über den verstaubten Anlagen. Und so finden wir in den Schlafräumen und Toiletten gelegentlich Zustände vor, die jeder Beschreibung spotten.

²² Diese Assoziation war insofern merkwürdig, als ich von Kipling nur die Dschungelbücher, aber keinen Roman gelesen und nur eine mittelmäßige Verfilmung von "Kim" gesehen und dann eben das Gedicht über the white man's burden, diesen brillante Zusammenfassung englischer Kolonialideologie, politisch korrekt auch verdammt hatte.

Savita Mehra versucht dann in Brahmanenmanier die Lage zu verbessern, was nur dazu führt, dass der Mittelboss dem Unterboss eine Anweisung gibt und dieser dann die Unterunterbossin informiert und diese sich schließlich (wie sich nach Stunden herausstellt) daran macht, eine tatsächlich dienstbare, ganz einfache Frau aufzuspüren, was misslingt, weil diese Frau sich mittlerweile um ihre Kinder kümmert.

Es war eine Farce. Uns wurde das zu blöde und wir haben dann selbst mit einem Lappen eines der beiden Bäder durchgeputzt.

Am anderen Morgen sah ich dann, wie die Reinigung der Toiletten hier seit eh und je gehandhabt wird. Die dienstbare Geistin war erschienen. Mit einem Besen aus Zweigen wurde der Staub zusammengekehrt - auf dem Flur und im Bad desgleichen. Das war einfach alles.

Rajkot, 12.3.1997

Gandhis Zweifel an der eigenen Fastenstrategie. Erste Ansätze zur Museumspädagogik und eine vorsichtige Begründung der Selbstbindung durch Gelübde. Besuch in einer privaten Mädchenschule, und warum Lehrer sich bei staatlichen Prüfungen von der Polizei schützen lassen.

Die Nacht war nicht erquickend. Um 2 Uhr wachte ich auf. Nassgeschwitzt. Ich spürte einen Stich am Finger. Eine dieser Mücken schafft es immer, unter das Netz zu gelangen! Dass ich mit der Malaria-Prophylaxe begonnen habe, hat nun etwas Beruhigendes. Hier mit 41 Grad Fieber festzusitzen, ist eine grausliche Vorstellung!

Der Tag beginnt um 7.30 Uhr mit einem Morgengebet. Es versammeln sich die Mitarbeiter dieser Sammelstelle von Web- und Spinnarbeiten in einer großen Halle, die zu Gandhis Lebzeiten als Versammlungsraum gebaut worden ist. Das Gebet wird vor allem von fünf Frauen laut und deutlich vorgesungen. Bei den allgemein bekannten Stellen, die immer wieder auf die Silbe "nam" enden, stimmt eine Jungen- und eine Mädchenklasse, die schön in Linie und gehörig getrennt sitzen, mit ein. Von den Männern hört man wenig. Schließlich kommt noch ein uralter Mann im Khadianzug und mit weißer Nehrumütze am dreifüßigen Stock in tappenden, winzigen Schrittschritten den Mittelgang entlang nach vorne und nimmt uns gegenüber auf einer Bühne, auf einer Matte Platz. Hinter ihm ragt ein überlebensgroßes Gandhi-Bild in die Höhe. Der Alte wirkt auf mich wie der Deng Xiaoping des Gandhi-Instituts. Er ist 87, heißt Gandhi und ist mit dem Mahatma tatsächlich verwandt. Dies wird hierzulande hoch geschätzt. Die Gandhis begreifen es als Verpflichtung. Das kann auch zu Verdiensten führen.

Doch ich bin skeptisch. So werden kaum die 'Treibsamsten', wie dies Friedrich II auszudrücken pflegte, an die Spitze kommen und dort verbleiben. Doch ich muss zugeben:

Es war beeindruckend nach dem Morgengebet diesen weißbärtigen Herrn hinter seinem mit vielen Fotos anderer indischer VIPs geschmückten Schreibtisch sitzen zu sehen. So tatterich wie er nun war, musste man ihn gern haben und an eine, an seine große Vergangenheit glauben. Er zeigte uns eben seine VIP-Fotos und versprach uns Unterstützung beim Besichtigungsprogramm.

Ich durchschaue aber den organisatorischen Aufbau dieser Gandhi-Stätte noch nicht. Anscheinend ist dieser alte Gandhianer nicht für unsere Unterkunft in der Bibliothek und den Zustand der Toiletten verantwortlich. Vermutlich gibt es eine Trennung zwischen der Pflege der historischen Stätten und dem Khadi-Vertrieb. Historisch interessant ist an dieser Anlage vor allem der Raum, in dem Gandhi Ende der dreißiger Jahre mehrere Tage gefastet hat. Das genaue Datum, Ziel und Verlauf des Fastens muss ich aber in einer der Biographien noch nachschlagen. An den Wänden des großen, hohen Fastenraumes hängen historische Fotos dieser Aktion.

Ich füge hier das Ergebnis meiner späteren Recherchen ein. In den Gandhi-Biographien B. R. Nandas⁽²³⁾ und Dietmar Rothermunds⁽²⁴⁾ werden dem Fasten Gandhis in Rajkot vom 3.3.-7.3.1939 eigene Abschnitte gewidmet. Das Ziel des Fastens war es, den Fürsten von Rajkot zur Einhaltung eines Versprechens zu bewegen. Er hatte vertraglich zugesichert dass er die Bildung einer Verfassungskommission akzeptieren würde. Gandhi appellierte aber mit seiner Aktion nicht allein an den Fürsten und dessen Ratgeber, sondern suchte damit auch die englische Kolonialregierung und deren obersten Richter zu bewegen, ihn in dieser Angelegenheit zu unterstützen. Letzteres gelang in kürzester Frist, aber als Appell an den Fürsten und dessen Kamerilla verfehlte das Fasten seine Wirkung nahezu vollständig, weil diese sich unter dem politischen Druck der Engländer zu allen Schachzügen des Ränkespiels und der Verzögerungstaktik legitimiert fühlten.

Gandhi versuchte seine unsaubere Doppelstrategie, die auch obrigkeitliche Machtmittel einbezogen hatte, dadurch zu korrigieren, dass er nachträglich auf allen Druck von oben verzichtete und dem Fürsten bei der Zusammensetzung der Verfassungskommission freie Hand geben wollte, was nun wiederum Gandhis Freunde mißbilligten. Gandhi war jedenfalls mit dem Verlauf dieses Fastens und dessen Nachspiel außerordentlich unzufrieden.

Ich vermute, dass bei der Führung durch den Raum des Fastens, die ich nicht mitgemacht hatte, die deutsche Gruppe über diese selbstkritischen Gedanken Gandhis wenig oder nichts erfahren hat. Rothermund zitiert Gandhi nach dieser Aktion: "Rajkot hat mir meine Jugend geraubt. Bisher wusste ich nicht, dass ich alt bin. Jetzt bedrückt mich das Bewusstsein meiner Hinfälligkeit. Ich habe nie gewusst, was es heißt, die Hoffnung zu verlieren. Jetzt scheint meine Hoffnung hier in Rajkot gestorben zu sein."⁽²⁵⁾ Und über J. Nehrus Reaktion auf seine Revisionsversuche berichtet Gandhi in einem Brief an Amrit Kaur: "Jawaharlal ist davon überzeugt, dass ich durch meine Missetaten in Rajkot die Uhr um mindestens ein Jahrhundert zurückgedreht habe."⁽²⁶⁾

²³ Mahatma Gandhi. A Biography, London 1958, S. 414-420

²⁴ Mahatma Gandhi. Der Revolutionär der Gewaltlosigkeit. Eine politische Biographie, München 1989, S. 354-356

²⁵ ebenda, S. 356

²⁶ ebenda, S. 356

Von dieser Selbstkritik Gandhis wusste ich jedoch noch nichts, als ich in dem Raume stand, in dem das Fasten stattgefunden hatte. Von einem indischen Führer darf man selbst dann, wenn er keine Märchen erzählt wie im Geburtshaus in Porbandar, ohnehin nicht erwarten, dass er an Ort und Stelle Gandhi-Kritik betreibt und sei es auch nur in dessen eigenen Worten.

Der hiesige 87-jährige Gandhi-Nachfahr verfügte glücklicherweise über einen zehnsitzigen Bus, mit dem wir zum einstigen Elternhaus des jungen Mohandas K. Gandhi gefahren wurden. Nicht in Probandar, sondern hier in Rajkot hat Gandhi die ihm bewusste Jugendzeit verbracht. Rajkot ist für seine Biographie wichtiger als Porbandar, in das er 1882 nur kurz zurückgekehrt war, um Kasturba zu heiraten.

Das Wohnhaus von Gandhis Eltern ist jetzt Museum; die an den Innenhof angrenzenden Gebäude dienen als Kindergarten. Erfreulicherweise findet man hier wenigstens Ansätze einer Museumspädagogik. Es gibt Landkarten und eine Tafel mit den elf Geboten für Satyagrahis aus dem Jahre 1930.

[Uns fehlte im Museum in Rajkot die Zeit, diese Gebote im einzelnen zu studieren oder gar zu erörtern. Ruth konnte sich später im Gandhi-Museum in Delhi Gandhis ausführlichen Kommentar zu diesen Geboten, eine Art kleinen Katechismus, besorgen. Diese Erklärungen klangen vernünftiger als die reinen Stichworte und sie wurden noch ergänzt durch den Hinweis: "Ein Gelübde abzulegen, heißt nicht, dass man sich einbilden sollte, von Anfang an in der Lage zu sein, das Versprochene auch vollständig einzuhalten. Wer ein Gelübde ablegt, verspricht damit, dass er sich ausdauernd und ehrlich in Gedanken, Worten und Taten bemühen wird, es auch einzulösen." Das klang doch fast schon so verständnisvoll wie das Nobody is perfect in "Manche mögen's heiß". Selbst das Gebot der "Reinheit" bzw. sexuellen Enthaltbarkeit (Chastity, Brahmacharya) war in Gandhis Augen vor allem eine Distanzierung von der Unterwerfung unter triebhaftes Sexualverhalten ohne Ansehen der Person.

Es wäre gut gewesen, dieses Faltblatt, das wir erst in Delhi fanden, hätte an all den Stellen ausgelegen, wo diese Gebote in rigoroser Kurzform angeschlagen waren! So auch in Sevagram, Gandhis letztem Ashram, wo ich solche Erklärungen besonders vermißte. Vergleiche die Tagebuchnotizen in Sevagram am 21.3.1997.]

Im Gästebuch des Museums finde ich Eintragungen einiger weniger deutscher Besucher - weit über die letzten Jahre verteilt. Darunter jedoch kein Bekannter. Alle Texte zu den Exponaten sind in Gujarati verfaßt und unser Führer spricht kein Englisch. Daraus darf man wohl schließen, dass nur alle paar Wochen mal ein Ausländer dieses Haus besucht. Bei meiner Eintragung ins Gästebuch lobe ich die Hinweise auf Gandhis Strategie, empfehle Sharps Sammlung von 198 Methoden der gewaltfreien Aktion und rege Schautafeln zur Wirkungsgeschichte Gandhis außerhalb Indiens an. Das Museum am Checkpoint Charlie habe hier (auch in englischer Sprache) Vorarbeit geleistet mit der von Rainer Hildebrandt konzipierten Ausstellung "Von Gandhi bis Walesa".

Unser nächster Anlaufpunkt: Nicht durch Verwandtschaft, aber durch den Geist und die Prioritätensetzung ist eine örtliche Privatschule mit Gandhi verbunden. 400 Bauernkinder, deren Eltern im Jahr nicht mehr als 8.000 Rupien verdienen dürfen, leben im Pensionat auf dem Schulgelände. Dazu kommen noch einmal doppelt so viele Schüler aus Rajkot, die monatlich 60 Rupien bezahlen müssen. Diese Summe, die einem Tageseinkommen gleichkommen kann, jedenfalls für indische Verhältnisse einen stattlichen Betrag darstellt, wird von den Eltern aufgebracht, weil die Klassenfrequenz mit etwa 50 Schülern in dieser Privatschule deutlich geringer ist als an den kostenlosen staatlichen Schulen.

Ein großes Problem ist in Gujarat, dass die Mädchen zu 80 Prozent mit dem Ende der 5. Klasse von der Schule abgehen. Dabei ist eine gute Schulbildung die unverzichtbare Voraussetzung für die Besserung der sozialen Lage aller Inder. Ich sprach mit einer Ärztin aus dem Aufsichtsrat der Schule. Die Kleinkinder würden nach dem Abstillen falsch ernährt. Mängel in der Hygiene führten zu Infektionskrankheiten - besonders der Augen. Dabei ließen sich die meisten Augenerkrankungen durch den Gebrauch von sauberem, warmem Wasser vermeiden oder behandeln. Bildung und Hygiene seien zwei Seiten derselben Medaille.

Mir fällt auf, dass vor dem Schulgebäude mehrere Polizisten stehen. Es ist Prüfungstag. Auch die Schüler der staatlichen Schulen kommen für diese Prüfung in die private Mädchenschule. Doch wozu Polizei? Die Aufsicht führenden Lehrer befürchten angeblich, dass sie von Schülern, die ihnen persönlich nicht bekannt sind und die sie beim Abschreiben oder beim Aufschnappen von Zetteln mit Lösungen, die durchs Fenster geworfen werden, erwischen, angegriffen werden könnten.

Am Nachmittag ist die Besichtigung eines Ashrams, von dem Baumwolle angebaut und verarbeitet wird, vorgesehen. Geleitet wird dieser Ashram von einem pensionierten Beamten, mit dem ich mich gestern längere Zeit unterhalten habe und der mir bei dieser Gelegenheit auch seinen Sohn, einen Absolventen des Illinois Institute of Technology vorgestellt hat. Vater und Sohn machten mir den Eindruck, tüchtig und en jour zu sein. Um dieses persönlichen Kontaktes willen, hätte ich schon Lust gehabt, mit den anderen zu diesem Ashram zu fahren, aber nach meinen Vorweginformationen war dort wenig Neues zu erwarten. Darum zog ich es vor, auf dem Notebook die Eindrücke der letzten Tage festhalten.

Ruth fährt mit und berichtet mir später, dass die Mädchen, die sie dort vorgefunden hätten, recht neckisch und guter Dinge, jedenfalls nicht übertrieben diszipliniert gewesen seien und es sogar gewagt hätten, die wieder penetrant fragende Savita Mehra ein wenig zu veräppeln. Neben einem Spinn- und Nähraum und einem Webstuhl gab es auch noch eine Werkstatt zum Papierschöpfen und auf einem bewässerten Feld bescheidenen Anbau von Gemüse. Alles war sehr bescheiden, auch nicht sonderlich vorbildlich, aber der Frohsinn der Beteiligten ließ einen gerne über manches hinwegsehen.

Ich nutzte den extrem heißen Nachmittag zunächst zum Ausruhen, dann aber doch zum Schreiben auf dem Notebook. Ich kam mit dieser Arbeit auch gut voran, doch als die Gruppe zurückkehrte, und Ruth in der Pause, deren Länge offen gelassen worden war, zum Bad ging, um ein paar Unterhemden und eine Hose zu waschen, kam es zu einer

Beinahekatastrophe. Frau Mehra schoß ins Zimmer und scheuchte mich auf. Wo denn meine Frau sei. Wenn sie nicht sofort komme, würde die Besichtigung der Werkstätten auf dem Gelände unseres Quartiers ohne Ruth stattfinden. Und ich Idiot ließ mich von diesem Ton noch einmal beeindrucken, sicherte das Geschriebene nicht wie üblich, sondern versuchte eine Schnellschaltung und rief laut nach Ruth - mit der Folge, dass bei meiner Rückkehr sich auf dem Notebook nichts mehr rührte, kein Cursor sichtbar war und vom Bildschirm wieder "irreparabler Diskettenfehler" gemeldet wurde.

Ich war verzweifelt. Wie ärgerlich! Da hatte ich nun einen Nachmittag umsonst gearbeitet. Ein Trost: Wenigstens das an den Vortagen Geschriebene war auf der Festplatte erhalten geblieben. Friedemann, unser Computer-Experte, gab sich große Mühe, mit allen möglichen Tricks das Verschwundene wiederzufinden. Leider vergebens.

Solche Einbrüche schlagen bei mir aufs Gemüt. Ich nahm dann auch an der Besichtigung der Werkstätten nicht teil, was ich am Nachmittag noch vorgehabt hatte. Ruth meinte später, ich hätte nichts versäumt. Die wichtigste Technik, die Seidenweberei, schilderte sie mir ausführlich. Das Besondere ist, dass der Schuß in der vorgesehenen Webbreite auf einen Rahmen gespannt und in den Farben des geplanten Musters exakt eingefärbt wird. Dies geschieht wie beim Batiken mit Hilfe einer Abbinde-technik, bei welcher der Reihe nach zunächst die hellen und schließlich die dunkelsten Töne eingefärbt und dann zugebunden werden. Nach dem Färben werden die Abbindefäden entfernt, der Schussfaden auf das Schiffchen aufgespult und dieses schließlich in den Schützen gesteckt. Die Weber sitzen dann zu zweit vor dem Webstuhl und achten peinlich genau darauf, dass jeder einzelne Schussfaden, der aus ganz dünner Seide besteht, dann auch so eingewebt wird, dass jeder kleine Farbabschnitt genau an der richtigen Stelle sitzt und mit der Weblade angeschlagen werden kann. So entstehen in wochenlanger Arbeit 6 Meter lange Saris, die dann in deutschem Geld gerade mal DM 200 kosten.

Ruth war fasziniert, und indem ich ihr zuhörte, kam ich auch über mein Computerpech hinweg. Der eigentliche Webvorgang wird erst morgen vormittag gezeigt werden, und das werde ich mir nicht entgehen lassen. Weiterhin diene meinem seelischen Ausgleich wieder das hilfsbereite Wesen des alten Mannes, bei dessen Anblick ich immer an Rudyard Kipling, den Schriftsteller, denke. Der Alte verkörpert für mich die Seele eines Dieners, die frei von aller Unterwürfigkeit stolz auf seine Fähigkeit ist, Wünsche zu erkennen und zu erfüllen. Dabei weiß ich gar nicht, ob solche Diener bei Kipling vorkommen. Ich wünsche mir das nur. Der Alte mit seinem großen, gelblichen Schnauzbart freut sich so sichtbar von innen nach außen, wenn wir zum Abendessen kommen und es uns schmeckt.

Rajkot - Ahmedabad, 13.3.1997

Wir wundern uns über den uniformierten Wachposten vor dem Eingang einer Gandhi-Stätte in Rajkot und freuen uns über konstruktive Latrinenparolen in Ahmedabad.

Heute Nacht habe ich besser geschlafen als gestern. Sobald man sich auch nur ein wenig an die neue Umgebung gewöhnt hat, findet man auch Ruhe. Weil wir vom Morgengebet kein Wort verstehen, schwänzen wir es und stoßen erst nach dem Frühstück zu Frau Mehra, die mit dem alten Herrn Gandhi nochmals sprechen wollte.

Wir durchschauen die organisatorische Struktur der Gandhi-Einrichtungen in Rajkot immer noch nicht ganz. Auf demselben Gelände, das 1925 von einem Gönner für eine symbolische Rupie erworben worden sein soll, befinden sich anscheinend die Büros zweier verschiedener Zentralen, die beide ähnliche konstruktive Programme forcieren. Der alte Herr ist für unsere Übernachtungsstätte, in deren Bibliothek wir schlafen, überhaupt nicht zuständig und darum kann er uns auch keine Auskunft zu den offensichtlichen Unzulänglichkeiten unserer Unterkunft und zu der Tagdieberei in den Büros geben.

Dies merken wir, als wir fragen, warum denn das relativ moderne Bürogebäude, in dem wir schlafen, von einem Polizisten bewacht werde. Er meint, dass Sicherheitsgründe dafür geltend gemacht würden und dass die Kriminalität in der Stadt stark zugenommen hätte. Doch das sind Spekulationen; eine verbindliche Auskunft kann er uns nicht geben.

Dieser alte Herr in seinem Nehru-Schiffchenmütze, der täglich zum Gebet und zum Spinnen ins Büro fährt, tut mir leid. Er weiß wohl, dass er nichts mehr reformieren und bessern kann. So läuft alles seinen beschaulichen Gang. Wahrscheinlich ließe sich in Indien vieles erst ändern, wenn man solche alten Herren auch mal in den Ruhestand entließe und sie nicht aus lauter Verehrung und Hochachtung vor irgendwelchen Verwandtschaftsverhältnissen bis an den Rand des Grabes in Leitungsämtern beließe.

Wir besuchten noch das Watson-Museum, das einige kulturgeschichtliche Schätze enthielt, aber in verwehrlostem Zustand war. Die Beleuchtung miserabel, Neonlampen zuckten, andere tot, staubgrau. Mehrere Vitrinen leer. Savita Mehra hat einige Exponate fotografiert. Untersagt hatte uns und ihr dies niemand. Doch anschließend wollten die Angestellten und schließlich gar eine Art Direktor von ihr für jedes Foto eine bestimmte Summe kassieren. Da spielte sie nicht mit und daran tat sie meines Erachtens recht, denn das Verfahren, die Fotos nach ihrer Zahl, die sie doch gar nicht kontrollieren konnten, abzurechnen, war gar zu eigentümlich.

Wir kaufen dann für die bevorstehende Eisenbahnfahrt noch Früchte in der Markthalle: Bananen, Apfelsinen und Papayas, und Savita Mehra findet dann immer auch noch Geschmack an Zuckerzeug zum Nachttisch. Sie probiert die Leckereien an mehreren Ständen aus, bevor sie sich entschließt. Das sei hier so Sitte.

Beim Mittagessen kommt es noch zu einem Gespräch mit dem inzwischen zurückgekehrten Leiter derjenigen Gandhi-Stätte, in der wir übernachten haben. Es ist ein energischer Mann in mittleren Jahren, und es ist ihm sichtlich peinlich, dass es mit der Unterbringung und den Waschelegenheiten nicht geklappt hat. Nach meinem Gefühl trägt Savita Mehra etwas zu dick auf. "Wir" hätten schließlich die Bäder selbst gereinigt.

Einiges scheint mir in diesem Laden aber doch faul zu sein und zwar in des Wortes doppelter Bedeutung. Der Leiter dieser Sammelstelle für Khadi-Produkte berichtet uns,

dass sich die Belegschaft des Hauses regelmäßig um 11 Uhr zum Gebet versammle und anschließend alle zusammen Putzdienst machten. Nun waren unsere Betten im Betsaal, der auch als Bibliothek dient, aufgestellt worden, und insofern mögen wir eine Ausnahmesituation geschaffen haben. Doch an den gemeinsamen Putzdienst mag ich überhaupt nicht glauben, zumal wir morgens eine einfache Frau dabei beobachtet hatten, wie sie Flure und eben auch die Toiletten kehrte. Von ihrem Besen musste auch das Zweigstückchen gestammt haben, das ich in der Toilette erst mal aus dem Abfluß gezogen hatte, um seiner Verstopfung vorzubeugen. Den Latrinendienst des Büropersonals hielt ich für ein gandhistisches Märlein aus Tausend und ein Ashram, zumal die Zuständigen uns doch erklärt hatten, dass am Nachmittag und auch am Abend unserer Ankunft in den Toiletten rein gar nichts mehr zu verbessern sei, weil die zuständige Putzfrau erst am anderen Morgen wieder komme.

Entweder der Chef weiß nicht so richtig, wie die Dinge in seiner Abwesenheit laufen, oder er nimmt es mit der Wahrheit auch nicht so genau. Den Geist Gandhis habe ich in dieser Einrichtung eigentlich nur bei dem schnurrbärtigen Simplicissimus aus dem Dschungelbuch wahrgenommen, der kein Englisch sprach, aber uns überall behilflich war, sich um abgekochtes Wasser und beim Essen fortwährend um Nachschub kümmerte und den ich vom ersten Augenblick an gemocht hatte. Sein gezwirbelter Schnurrbart gefiel mir ausnehmend gut. Er war in meinen Augen der einzige Gerechte, der wahre Gandhi-Jünger in dieser Einrichtung. Von ihm wird aber nie ein Foto an der Wand eines Ashrams hängen, und ich muss zu meiner Schande gestehen, dass auch ich ihn nicht fotografiert habe.

Wir fragten den Leiter der Einrichtung auch noch, was es denn mit dem Polizisten im Eingangsbereich auf sich habe. Zu unserer Erleichterung erfuhren wir, dass er alte Herr Gandhi sich heute morgen geirrt hatte, und dass es sich um gar keinen Polizisten, sondern um den uniformierten Angehörigen eines privaten Wachdienstes handelte, der vor allem des Nachts aus versicherungsrechtlichen Gründen auf dem Gelände anwesend sein müsse. Vor drei Jahren habe ein Brand das Lager mit Khadistoffen vernichtet.

Ich hatte gemeint, den Wachmann abends mit dem anderen Personal abfahren zu sehen und konnte auch nicht begreifen, warum er dann in der normalen Dienstzeit der Angestellten im Eingangsbereich sitzen musste. Doch ich habe nicht mehr nachgefragt. Es war alles peinlich genug, und der Leiter der Einrichtung wollte dann auch keine Spende mehr annehmen, die wir eigentlich ohnehin mehr für den alten Herrn Gandhi gesammelt hatten. Doch Frau Mehra hatte dann in der Eile des Aufbrechens vergessen, die Spende dem alten Herren zu übergeben. So was kann passieren. Jedenfalls verließen wir Rajkot mit sehr gemischten Gefühlen, von einem Mitarbeiter des alten Gandhi in dessen Bus zum Bahnhof gebracht.

Es stand uns eine angenehme Bahnfahrt von Rajkot nach Ahmedabad im nur mäßig gefüllten Zug bevor. Unterwegs fielen mir Keramikfabriken auf: große Depots merkwürdig bauchiger, kurzer Rohre. Am Abend wusste ich dann, dass es sich um auf dem Kopf gelagerte Steh-toiletten handelte, ein Massenprodukt im Dienste der Dorfentwicklung.

Bei der Ankunft in Ahmedabad klappte alles vorzüglich. Kaum war ich aus dem Zug gestiegen, kam ein Herr meines Alters auf mich zu und hielt mir fragend einen großen Computer-Ausdruck "Gandhi Trip" entgegen. Das war die treffende Bezeichnung! Wir

wurden im Kleinbus abgeholt und ohne Verzögerung durch die Dreimillionenindustriestadt auf die andere Seite des Flusses zu Gandhis altem Ashram gefahren.

Man brachte uns jedoch nicht in dem traditionellen Gästehaus, sondern in einem Anfang der 60er Jahre erbauten Haus unter, welches neben dem Büro der Einrichtung auch Seminar- und Gästeräume aufwies. Frau Mehra zeigte mir lachend im Vorgarten des Hauses eine Demonstrationsanlage verschiedener Latrinentypen. "So haben Sie sich den Geist Gandhis doch vorgestellt!" Tatsächlich, das war Gandhis Pragmatismus und Dienst am Volk. Und über allem der markige Spruch - und keineswegs von Gandhi, sondern von seinen zupackenden Nachfolgern: "Der Gang auf die Toilette erspart den Gang zum Doktor." Sowas machte mir Spaß.

Wir schliefen alle zusammen in einem Raum, der blitzsauber war. Die Betten frisch bezogen. Es gab auch frische Handtücher, sogar eine Klopapierrolle für solche, die es auf indisch noch nicht konnten oder nicht mochten. Und dann ging es auch schon los mit den Informationen, die auf Englisch und mit wachsender Begeisterung über die eigenen Erfolge in uns hinein gestopft wurden, bis das Abendessen fertig war.

Hier müsste nun die Beschreibung der sanitären Anlagen und der Arbeit mit den Ragpickers, den Müllsammlern folgen. Da uns aber alles an den beiden folgenden Tagen noch einmal und dann wirklich gründlich erklärt wurde, werde ich es auch erst an dieser Stelle notieren. Jedenfalls fühlte ich mich hier richtig aufgehoben und war glücklich, dass die Eindrücke von Rajkot nicht die ganze Wahrheit über die Gandhisten darstellten. Später bekam ich ein Foto zu sehen, das eine von Benjamin Pütter geleitete Gruppe des Versöhnungsbundes im hiesigen Institut zeigt. Er hatte möglicherweise Bescheid gewusst und Rajkot gemieden.

Am Abend schreibe ich noch einen Brief an unseren Sohn Martin ans Illinois Institute of Technology in Chicago.

"In Rajkot bin ich völlig überraschend einem Absolventen des IIT, M.A. des Ingenieurwesens, begegnet. Es war der Sohn eines höheren Verwaltungsbeamten, der nach seiner Pensionierung einen kleinen Ashram auf dem Lande, in der Nähe von Rajkot leitet. Es war eine Wohltat, einen fließend und korrekt englisch sprechenden Akademiker zu treffen. Die Englisch-Kenntnisse sind hierzulande weniger verbreitet und viel geringer, als wir dachten. Das mag aber auch daran liegen, dass für englische Konversation in den Dörfern und Kleinstädten Indiens kein regelmäßiger Bedarf besteht. Wir reisten bisher durch Gegenden, in die nur ganz selten Ausländer gelangen. Der Ingenieur, der auch in den USA arbeitet und nur die Ferien bei seinen Eltern in Indien verbringt, erzählte mir, dass Chicagos IIT bei Indern sehr beliebt sei und darum auch den Spitznamen Indian Institute of Technology abbekommen habe.

Die Reise ist strapaziös. Durchschnittlich 35 Grad Celsius im Schatten. Wir trinken mindestens 3 Liter Wasser am Tag, selbstverständlich abgekocht, im Zweifelsfall mit Mikropur von Bakterien gesäubert. Wenn möglich halten wir uns an Wasser in versiegelten Plastikflaschen. Ruth und ich haben bisher alles ohne Erkrankung überstanden, aber wir

waren auch extrem vorsichtig und haben keine frisch gepressten Säfte, kein Eis und keine Salate gegessen.

Einige in der Gruppe haben ruhrartigen Durchfall bekommen, aber nun sind sie anscheinend alle wieder wohlauf. Sehr bitter war, dass sich vier nach neun Tagen von unserer zehnköpfigen Gruppe getrennt haben, weil sie den extrem autoritären, egoistischen und bisweilen sogar verlogenen Leitungsstil von Savita Mehra nicht mehr ertragen konnten. Es ist jetzt etwas besser geworden, nachdem ich mit ihr ein paar Mal zusammengerasselt bin, aber es ist noch schlimm genug.

Die Reise selbst ist außerordentlich lehrreich, weil wir nicht in Touristenoasen Station machen, sondern inmitten der Bevölkerung uns bewegen und übernachten und weil wir in der Regel auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln, also mit Linienbussen und mit der Eisenbahn 2. Klasse, reisen.

Die Gandhi-Stätten, die wir besuchen und in denen wir meist auch übernachten, sind sehr unterschiedlich. Das Erscheinungsbild bewegt sich zwischen vorbildlich, also einfach, blitzblank und hygienisch einwandfrei, bis schmutzstarrend und angefüllt mit kafkaesken Bürokraten, die immer nur Nächstniedrige beauftragen.

Wir reisten bisher durch extrem trockene, wenn auch fruchtbare Gebiete. Es gibt nur in Hochlagen unbebautes Land, und auch dort werden die Äste als Brennmaterial geerntet. Es sieht so aus, als würden die Äste immer wieder abgesägt. Der Stamm ragt wie ein Pfahl mit einem Blattwedel an der Spitze in den Himmel. Wahrscheinlich wären Sonnenkocher für Indien wichtiger als Spinnräder.

An moderner Architektur habe ich bis jetzt nur Mittelmäßiges und viel Schauerliches zu sehen bekommen. Rührend ist der Gerüstbau aus mit Schnüren aneinander geknüpften Bambusstangen - und dies an bis zu zehnstöckigen Häusern. Gebräuchlich ist eine klobige Verbindung von Beton mit ein paar Stahlstängeln und primitiven Ziegelsteinen. Die Architektur und das ganze Leben sind geprägt von dem Umstand, dass es hier nur in der Zeit des Monsuns regnet. In diesen Wochen möchte ich allerdings nicht hier sein. Dann dürfte vieles im Schlamm versinken."

Ahmedabad, 14.3.1997

Von der Bedeutung sanitärer Anlagen für die Überwindung der Unberührbarkeit und vom Besuch in Gandhis Ashram und in neueren Werkstätten für intermediate technology. Ich spreche mit dem Verleger der Navajivan Press über die Übersetzung von Gandhis Schriften und kaufe mir die Gesammelten Werke Gandhis für einen Appel und ein Ei.

Der Tag beginnt mit einer Modelldemonstration sanitärer Anlagen bzw. deren übelriechender, ekel- und seuchenerregender Vorgänger. Seit 1993 ist es nicht mehr gestattet, die Aborte in Richtung Straße in einen Behälter an der Außenwand des Hauses zu

leiten. Die Unberührbaren mussten früher diese Behälter leeren und sie hatten Kot, Urin und sonstige Hinterlassenschaften auf dem Kopf zu Güllebottichen zu schleppen und wegzukarren. Gar nicht so selten lief den Kastenlosen dann schon auch mal die Scheiße der Brahmanen und Brahmaninnen über das Gesicht. So wird man "unberührbar". Kein Wunder!

Bei dem Vortrag gewann ich den Eindruck, dass zumindest aus der Sicht Patels die materielle Basis der Kastenordnung weniger die Religion als vielmehr der Zustand der sanitären Anlagen ist bzw. war. Gib Indien Spülklosetts und die Kastentrennung wird verschwinden! Solche Sprüche sind für mich ein inwendiger Gandhi-Kongress. Doch Savita Mehra dämpft meine Begeisterung für den Fortschritt. Die Brahmanen würden sich untereinander auch an anderen Verhaltensweisen erkennen. Dazu gehört anscheinend auch, dass Frau Mehra aus meiner Flasche auch kein abgekochtes und zusätzlich mit Mikropur desinfiziertes Wasser eingeschickt bekommen will. Ich könnte die Flasche doch bereits an meine Lippen gesetzt und daraus getrunken haben. Du liebes Bisschen!

Da war es schon eine ungeheuerliche Provokation, dass Gandhi in seinen Ashram Unberührbare aufnahm, aus deren Brunnen Wasser schöpfte und sich im Ashram selbst an die Toilettenreinigung machte. Seine Frau verweigerte zunächst die Beteiligung an diesen neuen Experimenten mit der Wahrheit. Kasturba hatte im Unterschied zu ihrem Gatten aber auch keine Londoner Haushalte kennen gelernt.

Ishwarbhai Jivaram Patel (geb. 1934) ist stolz auf seine Lebensleistung: billige und effiziente Toiletten für Gujarat. Rund 200.000 sind entsprechend seinen Modellen neu gebaut worden. Das schönste Geschenk, das man einer Frau zur Hochzeit machen könne, sei nicht ein prachtvoller Sari, sondern ein Spülklosett, und das Nonplusultra wäre dann eine mit der Toilette verbundene Biogasanlage. Biogas, das ist Gandhis purer Spiritus! Ich könnte Ishwarbhai umarmen! Doch so unter Männern ist das halt nicht so einfach.

Seine Botschaft fasst er zusammen mit den Worten: "Verbesserte sanitäre Anlagen führen zu gesunden und glücklichen Familien." Der Mann strahlte mit seinen 60 Jahren vor tatkräftigen Optimismus. Er hat selbst drei Monate als Toilettenreiniger (scavenger) gearbeitet, um als Soziologe die Lebensbedingungen zu studieren. Er arbeitete aber bereits mit einem Metalleimer, der ersten Stufe des Fortschritts gegenüber dem geflochtenen, undichten Korb.

Nach dieser handfesten, aktuellen Einführung kam dann aber auch noch die historische Besinnung im Gandhi-Museum und bei der Besichtigung von Gandhis Ashram.

Das Museum ist verglichen mit den bisher besichtigten Fotoausstellungen reichlich bombastisch, sehr geeignet für kurze Führungen von Staatsgästen. Statt Fotos und Puppenstübenszenen gibt es hier Gemälde im Stil des amerikanischen Fotorealismus. Die Szenen sind gut gewählt und besonders ein Bild, auf dem Gandhi als Gast einer Ashramhochzeit mit einem Harijan gezeigt wird, gefällt mir. Gandhi als Trauzeuge sagt mir mehr zu als Gandhi der Asket und Befürworter sexueller Enthaltensamkeit. Ich habe den Eindruck, in dem hiesigen Ashram und in der unmittelbaren Nachbarschaft zur Industriestadt und ihren Arbeitern und ihrer Gewerkschaft hatte Gandhi doch noch mehr Bodenhaftung als in

den letzten Jahren, in denen er von zu vielen Verehrern und nicht zuletzt Verehrerinnen umgeben war. Das hält doch der bescheidenste Mahatma nicht aus!

Im übrigen zeigen sie in dem Museum mal wieder die Taschenuhr Gandhis. Wir konnten uns die Frage nicht mehr verkneifen: Wieviele Uhren hatte Gandhi denn? Aber Scherz beiseite: Die Besichtigung der originalen Wohnräume, in denen Gandhi und Kasturba zwischen 1918 und 1932 (abzüglich der Zeiten in vergitterten Logis) gewohnt hatten, war schon eine bewegende Angelegenheit. Doch neue Erkenntnisse waren hier nicht zu gewinnen. Dass Gandhi einfach gelebt hatte, war bekannt, und wichtiger war eigentlich, wie und wo die Menschen in seiner Umgebung gewohnt hatten. Der Ashram liegt oberhalb des Flusses, und man hat vom Gebetsplatz einen sehr schönen Blick über den Fluß, aber auch auf den Ashram selbst. Es war eine gute Idee, an dieser Stelle nach Einbruch der Dunkelheit eine sound and light show anzubieten. Bei dieser Gelegenheit, aber auch bereits im Museum konnten wir die Stimme Gandhis hören. Sie hat keinen auffälligen Klang. Sie wirkt farblos. Gandhi war kein Rhetor. Es ist eher die blasse Stimme eines Buchhalters als die eines Volkstribuns. Und das ist mir sehr sympathisch, wenn ich an die deutschen Schreihälse jener Jahre denke.

In Gandhis Wohnhaus bzw. unter der offenen Veranda war ein Schaubild ausgestellt, das in der Form eines Spinnrades die Theorie der Gewaltlosigkeit zusammenzufassen suchte. Entworfen hatte diese Tafel Vinoba Bhave, der hier mit Gandhi gelebt hatte. Ich fotografierte die Tafel, gerade weil sie mir missfiel. Ich wies die anderen Mitglieder unserer Gruppe darauf hin, dass hier wichtige Aspekte fehlten: nämlich die Bedeutung der gewaltfreien Aktion für die Sicherheitspolitik und das Justizwesen. Beim Eintrag ins Gästebuch nannte ich dann den Zivilen Friedensdienst, was Savita Mehra missbilligte. Ich würde vom Shanti Sena Konzept zu viel Aufhebens machen. Wo sich Gandhi denn dazu überhaupt geäußert habe?

Das wusste ich sehr genau, weil wir darüber im Freundeskreis häufig gesprochen und eben immer bedauert hatten, dass sich Gandhi dazu mehr programmatisch als experimentell-berichtend geäußert hatte. Doch der grundsätzlich misstrauische Ton der Anfrage ärgerte mich. Indien gibt Unsummen für die militärische Rüstung, speziell auch für die Luftwaffe, für weitreichende Raketen und sogar für Atomwaffen aus, und wir kümmern uns nur um Spinnräder und die Herstellung von Seife und Sandalen! Constructive Action auf Dorfebene genügt doch nicht! Die Probleme müssen auch makropolitisch angegangen werden. Khadi und Latrinen sind doch nur die halbe Botschaft Gandhis, der einen indischen Staat ohne Waffengewalt anstrebte. Diese Aufgabe muss ein moderner Gandhismus auch auf die Tagesordnung setzen!

Jedenfalls machte Savita Mehra (auf Hindi) einen eigenen Eintrag ins Gästebuch, wogegen ich nichts hatte. So richtig geärgert habe ich mich dann erst bei der Abreise aus Patels Bildungsstätte für sanitäre Anlagen. Die Gruppe war in Eile und wollte noch einiges besichtigen, darunter Gandhis ersten nur kurzzeitig bewohnten Ashram in Ahmedabad. Dazu sollten Baudenkmäler und der Besuch eines großen Textilmuseums kommen. Insbesondere letzteres war mir nicht sonderlich wichtig, und darum versprach ich, mit dem Gepäck und Herrn Patel zum Bahnhof zu kommen, inzwischen aber unseren Dank in aller Ruhe durch einen Eintrag im Gästebuch abzustatten. Die anderen unterschrieben blanco am

unteren Ende der Seite, zunächst auch Savita Mehra. Als sie dann aber erfuhr, dass ich die Eintragung machen sollte, strich sie ihren Namen wieder durch. Sie unterschreibe nichts, das von mir komme.

Ich hatte an gar kein politisches Bekenntnis gedacht, sondern wollte nur unseren Gastgebern herzlich danken, zumal ich mich an ihre Distanzierung von meiner Eintragung im Gästebuch des Gandhi-Ashrams noch gut erinnerte. Ich wollte sie beileibe nicht vereinnahmen. Ich habe in meinem Leben genug konsensfähige Resolutionen formuliert. Da weiß man allmählich zu unterscheiden zwischen einer persönlichen und einer virtuell repräsentativen Formulierung.

Die heftige Art, mit der sie ihren Namen demonstrativ, so einkerbend und so richtig abfällig wieder durchstrich, traf mich dann doch. So rasch werde ich ihr die andere Backe jedenfalls nicht hinhalten. Merkt sie denn nicht, dass sie von uns etwas erwartet, was sie für ihre eigene Person nicht akzeptiert? Ständig stellt sie unsere Reisegruppe und deren Interessen auf Hindi vor und wir müssen ihr dann blind vertrauen, dass sie dies in fairer Weise tut. Von wechselseitigem Vertrauen und Gleichbehandlung kann jedenfalls nach dieser Demonstration keine Rede mehr sein.

Ruth hat dieses aggressive Durchstreichen der Unterschrift auch einen Stich versetzt, und auch die anderen, welche diesen blitzschnellen Vorgang doch beobachtet hatten, schauten sehr betroffen drein. Für Kommentare blieb keine Zeit, auch nicht für einen zusätzlichen Eintrag in Hindi.

Doch mit dem Hinweis auf den Abschied nehme ich (im Nachtrag) bereits einiges von dem vorweg, das wir in den folgenden Tagen erst noch an Empfindungen ansammeln sollten. Die Tage waren randvoll, und dies entsprach hier auch wirklich unseren Wünschen. Wir spürten, dass wir in Ahmedabad in komprimierter Form Gandhis konstruktive Aktion erleben könnten, wenn wir uns nur ran hielten und uns vorsätzlich keine Pause gönnten.

Da das Wochenende bevorstand, und dann die Fabriken geschlossen sein würden, drückten wir also selbst mit auf das Tempo und besuchten am Nachmittag eilends Werkstätten, die zwar in der Heimwerker-Tradition Gandhis standen, sich jedoch um Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit bemühten. Doch von letzterer war ich bei der Herstellung handgeschöpften Papiers (aus Stoffresten und Altpapier) nicht so recht überzeugt, denn die Bogen wurden wirklich einzeln Stück um Stück von zwei Männern geschöpft, dann hingen Frauen sie an Wäscheleinen zum Trocknen auf. Die beiden nächsten Arbeitsgänge waren das Pressen in einer uralten Walzenmaschine und schließlich das Schneiden.

Aus diesem Papier werden nicht nur Glückwunschkarten, sondern auch Notizhefte und Poesiealben gemacht. Der Aufwand würde sich meines Erachtens nur lohnen, wenn Maler auf die Idee kämen, ihren Zeichnungen und Aquarellen mit solch Handgeschöpftem ein besonderes Flair zu verleihen. Mich mutete die Papierfabrikation jedenfalls sehr gutenbergsch-frühneuzeitlich an. Doch offensichtlich fanden auch hier ein halbes Hundert Menschen Lohn und Brot. Wir sahen nur diese, nicht die Bilanzen.

Am meisten imponiert mir eine Werkstatt, in welcher die Achtfachhandspindeln hergestellt werden. Das sind solide eiserne Werkstücke, an denen wie in einer deutschen Ausbildungsstätte für Schlosser oder Maschinenbauer so richtig gefeilt, gebohrt und gedreht und am Schluß poliert und geölt wird. Noch eine Juteverpackung darumgenäht, eine Eintragung ins Verzeichnis der Werkstücke und dann kann mit diesem Produkt einer intermediate technology die Khadi-Produktion in den Dörfern einen Schritt voran tun.

Seife wurde auch produziert, aber nur für den lokalen Markt, doch diesmal nicht zum Wäschewaschen wie in Bhavnagar, sondern für die Körperpflege. Duftnote: Sandel. Wir sahen zu, wie die einzelnen Stücke im Akkord von Hand verpackt wurden. Auch ein Sechzehnjähriger war daran beteiligt. Er machte zwar einen lebhaften, sogar glücklichen, jedenfalls keinen abgestumpften Eindruck. Doch Seifen im Akkord zu verpacken, halte ich eigentlich für keine Tätigkeit im Geiste Gandhis. Doch es muss eben sein, und in einer Gruppe zu arbeiten ist besser als betteln. Der Junge sieht am Abend jedenfalls, was er getan hat, und er findet für seine Geschicklichkeit beim Falten des Verpackungspapiers auch Anerkennung und wahrscheinlich einen passablen Verdienst. Kein Grund für ein Loblied auf die Einrichtung, aber doch ein Anlass, um über Form und Inhalt der Arbeit in einem riesigen, armen Land wie Indien neu nachzudenken.

Die wichtigste Produktionsstätte war für mich jedoch der direkt auf Gandhi zurückgehende Verlag Navajivan Press. Der Verlagsleiter, ein großer und kräftiger Mann, dem man es ansah, dass er sich in diese Stellung durch sein Gespür für das Machbare vom kleinen Lehrling hochgearbeitet hatte, schilderte uns die Verlagspolitik. Gandhi habe seine Schriften nicht vermarkten wollen, schließlich aber doch alle Rechte dem Verlag hinterlassen. Die Haupteinnahmequelle seien Copyright-Gebühren aus dem westlichen Ausland. Diese Einkünfte würden eingesetzt, um die in Ahmedabad verlegten Schriften Gandhis und ihm Gleichgesinnter besonders billig zu vertreiben.

Das Hauptinteresse gelte der Verbreitung von Gandhis Autobiographie. Hier fungiere Navajivan Press wie eine Bibelgesellschaft. Ich amüsierte mich über den Vergleich, aber ich hatte beim Übersetzen sofort das richtige deutsche Wort parat. Die Autobiographie solle nach und nach in alle in Indien verbreiteten Sprachen übersetzt werden. Er nannte als Beispiel das südindische Tamil. Sie hätten gehofft, in zwei Jahren 30.000 Exemplare zu verkaufen. Es seien aber erfreulicherweise 60.000 geworden.

Ein weiteres Projekt sei die Ergänzung der Gandhi-Biographie Pyarelals, von der bisher die beiden großen Bände "The Last Phase", die ich auch besitze, erschienen sind. Auch den ersten Band der insgesamt wohl siebenbändigen Biographie habe Pyarelal noch selbst abgeschlossen, für die anderen vier Bände existierten umfangreiche Vorarbeiten, die von Experten ausgearbeitet werden sollen. Mir leuchtet ein solches Projekt ein, denn es gibt zwar viele Gandhi-Biographien, aber keine hat einen Umfang, der an das monumentale Werk Pyarelals heranreichen könnte.

Ich fragte nach zum Copyright, weil ich von deutschen Freunden wiederholt gehört hatte, dass Copyright-Gebühren in Höhe von 10 Prozent des Verkaufspreises es außerordentlich schwer machen würden, für eine Übersetzung von Gandhis Schriften ins Deutsche einen Verlag zu finden. Er sagte, dass sie bei solchen Anfragen unterscheiden würden zwischen

Erzeugnissen der Friedensbewegung und kommerziell vertriebenen Büchern. Und dann kam sogar das überraschende Angebot, gandhistische Bücher auch in deutscher Sprache herzustellen und zu drucken. Er zeigte uns noch die erste Druckmaschine Gandhis, übrigens ein deutsches Werkstück.

Die Bücher der Navajivan Press sind tatsächlich spottbillig. Die Autobiographie Gandhis kostet gerade mal DM 1.50 und die Gesammelten Werke Gandhis - immerhin 100 dickleibige Bände - erwarb ich für rund DM 325, wobei die im Preis enthaltene Schiffsfracht teurer war als die Bücher selbst.

Das war ein randvoller Nachmittag, aber Patel fährt mit uns noch in die Wohnung eines Konstrukteurs einfacher Sonnenkocher. Er wohnt in einem sechsstöckigen Wohnhaus: Beton, Backstein, Putz. Kein Aufzug. Sein Sohn betreibt Fernsehgerät und Computer mit Solarzellen, die er auf dem Balkon montiert hat. Er bemüht sich gerade, eine Consulting-Firma für ökologisches Bauen am Markt zu etablieren. Wir probieren im Sonnenkocher zubereitete und getrocknete Speisen.

Der Tag war außerordentlich anstrengend. Doch am Abend findet Ruth dann auch noch die Ruhe zu einem langen Brief an Wolfgang, unseren jüngsten Sohn, nach Paris. Ich zitiere aus Ruths Brief einige Sätze, welche unsere bisherigen Eindrücke zusammenfassen und bewerten:

"Wir schlafen selten in Zwei-, meist jedoch in Mehrbettzimmern, hier in Ahmedabad sogar alle zusammen in einem Schlafsaal. Auf diese Weise ist die Gruppe sehr gut zusammengewachsen, und wir erfahren hautnah, wie die einfachen Leute in Indien leben. An jedem Ort, an dem wir in der Regel in einer Gandhistätte, einer Schule, einem Dorfentwicklungsinstitut oder einem Ashram unser Quartier beziehen, lernen wir dann die jeweiligen Arbeitszweige dieser Einrichtungen kennen. Meist sind wir sehr beeindruckt von dem Willen, gerade den Armen ein geregeltes Einkommen und eine Altersversorgung zu verschaffen. In einem Land, in dem die Armut und in den Großstädten auch das blanke Elend so groß sind, wie man sich dies von Deutschland aus überhaupt nicht vorstellen kann, ist der Wert solcher Initiativen gar nicht hoch genug zu schätzen.

Schulbildung ist einer der Schwerpunkte der Ashramarbeit in der Gandhi-Nachfolge. So sind wir durch viele Klassenzimmer geführt worden, in denen 60-80 Mädchen oder Jungen - auf dem Boden in dichten Reihen hintereinander sitzend - unterrichtet wurden. Mehrfach waren es auch Frauen zwischen 20 und 35 Jahren, die zu Vorschullehrerinnen ausgebildet werden. Nur bei diesen habe ich Schulbänke gesehen.

Daneben lernten wir die verschiedensten Handwerksbetriebe oder Heimwerkstätten kennen, in denen Sandalen, Papier, Textilien, Seife, Backwaren oder die jeweils dafür nötigen Geräte oder Maschinen angefertigt werden. Die Ashrams arbeiten den Genossenschaften vergleichbar. Die Arbeitslosen erhalten Geräte und das Rohmaterial oder vorbereitete, vorgefertigte Produkte. Im Ashram selbst oder in Heimarbeit entsteht das Endprodukt. Bei Ablieferung wird sofort ausbezahlt in der Erwartung, dass die Produkte sich auch auf dem lokalen Markt verkaufen lassen. Es gibt aber auch Vorrathäuser, von denen aus dann vor allem die Baumwollprodukte (Khadi) vertrieben werden.

Auf diese Weise werden viele Menschen sinnvoll beschäftigt und verdienen sich ihren Lebensunterhalt. Die Rohstoffe liefert das Land, und was gefertigt wird, befriedigt die Grundbedürfnisse der Menschen.

Der Schwerpunkt der Arbeit des Ashrams, in dem wir hier in Ahmedabad wohnen, liegt in der Verbesserung der Hygiene in den Dörfern, aber auch in Slumgebieten von Großstädten. Die mangelnde Hygiene durch das völlige Fehlen oder die Unzulänglichkeit der sanitären Anlagen ist eine der Ursachen für die anhaltende Trennung der Kasten - insbesondere die Diskriminierung der sogenannten Unberührbaren, für die sich Gandhi bereits während des Unabhängigkeitskampfes eingesetzt hat. Er versuchte ihre humane Qualität, ihr Ansehen vor Gott durch ihre Bezeichnung als "Kinder Gottes" (Harijans) deutlich zu machen. ,

Die Gandhianer des Hygiene-Instituts in Ahmedabad halfen und helfen den Harijans und auch den Bauern dadurch, dass sie billige Bauteile für sanitäre Anlagen konstruieren und propagieren, welche die ökologischen Erfordernisse voll berücksichtigen. Das Büro- und Seminarhaus, in dem wir wohnen, dient seit 1960 den Aufklärungskampagnen dieser didaktisch sehr geschickt und mit moderenen Mitteln arbeitenden Gandhianer. Die Kinder, die in diesem Ashram zur Schule gehen, sind die Kinder von Müllsammlern und Schuhputzern. Die Kochstelle der Schulküche erhält ihre Energie von einer Biogasanlage. Die Wände in fast allen Räumen sind vollgepflastert mit Schaubildern, auf denen richtige Ernährung, hygienische Verhaltensregeln, die verschiedensten Latrinenformen, Sickergruben, Biogasanlagen demonstriert werden. Und dann gibt es zum Anfassen und Aufklappen noch diverse Modelle."

Ahmedabad, 15.3.1997

In der Gandhi-Universität: Anfragen an die verordnete Verpflichtung zum Handspinnen und zur Gewaltlosigkeit und ein freimütiges Gespräch mit zwei Doktoranden am Institut für Friedensforschung. Erholung am Stufenbrunnen Adalaja von Samvat, ein Besuch bei wohl-situierten Bauern, und wovon Savita Mehra auf der Schaukel träumt.

Der Arbeitstag beginnt zum verabredeten Zeitpunkt mit einem erneuten Vortrag Ishwarbhai J. Patels über Probleme der Aufklärung in den Dörfern. Der Vortragsraum, in dem er Gruppen von nicht mehr als 20 Personen zu unterrichten pflegt, hängt voller Schautafeln. Auf einem langen Tisch entlang der ganzen Hausfront stehen Holzmodelle von Toiletten und Originalabtritte einfacher Machart. Am Anfang - also noch zu Gandhis Lebzeiten - handelte es sich um tragbare Latrinen, für die zunächst ein Graben geschaufelt wurde. Man bedeckte seine Hinterlassenschaft mit Erde, und das Häuschen wurde nach gefüllter Grube um eine Station weitergerückt.

Wenig ergiebig ist zunächst der Besuch an der 1920 von Gandhi gegründeten Universität: Gujarat Vidyapith. Institution of higher learning founded by Mahatma Gandhi. Der Vi-

zepräsident sagt uns gleich, dass er keine Zeit habe, lässt sich dann erst mal erklären, wer wir sind, und erzählt uns anschließend trotz dieser Information einiges Elementare über Gandhi, das er als bekannt hätte voraussetzen können.

Auf meine Frage, warum er denn die Studenten bei der Aufnahme in die Universität auf die Gewaltlosigkeit und Khadi verpflichte, statt sie erst einmal vom Sinn einer solchen Selbstbindung zu überzeugen, geht er nicht ein. Auch meine zweite Frage, ob es denn neben der theoretischen Ausbildung auch ein gruppendynamisches Training in gewaltfreier Konfliktbearbeitung gebe, scheint er nicht zu verstehen.

Mein Eindruck ist, dass es sich hier um eine Fachhochschule handelt, die zur konstruktiven Aktion in ländlichen Gebieten ausbildet und dass dies vor dem Hintergrund des Studiums der traditionellen religiösen Vorstellungen und der Ideen Gandhis erfolgt. Doch eine kritische, kreative Universität scheint dies nicht zu sein.

Um 11 Uhr treffen sich alle Studenten und der gesamte Lehrkörper in einer großen Halle zum Gebetsgesang und zum anschließenden Handspinnen auf den einspindligen kleinen Koffergeräten, offenbar eine rituelle Handlung, der sich niemand entziehen darf. Die meisten folgen dem Ritual willig, ein Student, der unmittelbar vor mir sitzt, offenbar mißmutig. Ich lächle ihm freundlich zu - mit dem Effekt, dass er auch noch zu spinnen beginnt.

Man führt uns in ein völkerkundliches Museum, das auch benutzt wird, um die Studenten und Regierungsbeamte in Kursen mit den Stämmen Gujarats und ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen. Das ist sicher eine sinnvolle Einrichtung. Doch als sich Frau Mehra - ohne Rücksicht auf den Rest der Gruppe - wieder mal alle Details und dazu auf Hindi erklären lässt, wird mir die Warterei zu dumm, und ich mache mich mit den anderen allein auf die Suche nach dem Friedensforschungsinstitut, das sich auch auf dem Universitätscampus befindet. Zwei Doktoranden warten dort auf uns, und wir können uns zunächst eine Weile zu fünft mit ihnen besprechen. Einer befaßt sich mit dem Kashmir-Konflikt, der andere arbeitet an einer Fallstudie, in der Studenten die Einwohner von etwa hundert Fischerdörfern in einer 18-monatigen Kampagne für den Widerstand gegen die Bemühungen des TATA-Konzerns gewannen, die Fischerei am größten See Indiens zu kommerzialisieren.

Solange die Studenten allein mit uns reden, bezeichnen sie das Khadi-Spinnen als aufgenötigt. Der ältere sagt mir ganz direkt, dass er diese Handspinnerei für überholt halte. Angesichts der geänderten politischen Verhältnisse und des weitaus höheren Wirkungsgrades anderer Spindeln sei es doch Unfug, die Arbeitszeit an der Universität mit Handspinnen zu verplempern. Wenn jemand es freiwillig als geistliche Übung praktizieren wolle, dann möge er es gerne tun, aber die Universitätsleitung solle es doch bitte den anderen nicht aufzwingen.

Sobald eine der Hochschullehrerinnen, die in einer anderen Ecke des großen Raumes sich besprechen, sich unserer Gesprächsgruppe nähert, verstummen die Doktoranden. Dann taucht Savita Mehra auf und versucht sofort, das Gespräch an sich zu reißen, was ich mir verbitte, wobei ich übrigens spontan von den Studenten unterstützt werde.

Doch bevor sie nachgab und damit aufhörte, die Doktoranden über Demokratie in Indien zu belehren, musste ich ihr meinerseits in aller Form ankündigen, dass ich den Raum verlassen würde, wenn sie sich ständig in dieses Gespräch unter Friedensforschern drängen und meinen Gesprächspartnern ihre Themen und ihre Meinung aufnötigen würde.

Der Doktorand, der den Kashmir-Konflikt untersuchte, war kein in der Wolle gefärbter Gewaltfreier, wahrscheinlich sogar ein Befürworter der Unabhängigkeit oder weitgehenden Autonomie Kashmirs. Jedenfalls zweifelte er an der Effizienz gewaltfreier Methoden, wenn sie auf hartgesottene Interessenpolitik und skrupellosen Fanatismus treffen würden. Er verwies auf den Völkermord im ehemaligen Jugoslawien. Wir bestritten nicht, dass es an einigen Stellen - zum Beispiel in Srebrenica - zu Massakern gekommen war, verwiesen aber als Beispiel für die pragmatische und erfolgreiche Verwendung gewaltloser Methoden in Jugoslawien auf die kürzlichen Massendemonstrationen gegen die Wahlfälschungen in mehreren Städten Serbiens. Das zeige doch, dass es auch im früheren Jugoslawien nicht aussichtslos sei, nach passenden gewaltlosen Methoden zu suchen. Die jugoslawische Opposition gegen Milosevic tue dies.

Es war ein spannender Diskurs, wie man ihn unter Akademikern erwarten darf. Nun näherte sich aber doch unerbittlich die für Gandhis Philosophie zuständige Hochschullehrerin und schleppte uns ab in eine Ausstellung mit Fotos von Gandhi und dessen Begegnung mit anderen bedeutenden Männern und Frauen. Wir wagten es nun aber doch zu sagen, dass wir eigentlich keine Lust mehr hätten, uns immer wieder dieselben Fotos der Großkopfeten der Gewaltfreiheit anzusehen, zumal diese ohne alle kritischen Begleittexte blieben.

Dass Vinoba die Landschenkungsbewegung betrieben hätte, wüssten wir schon. Doch wie würde man denn in ihrem Institut die in Deutschland häufig gehörte Beurteilung einschätzen, dass diese Bewegung im großen und ganzen gescheitert sei. Darauf keine Reaktion außer einem freundlichen, wenn auch etwas verlegenen Lächeln. Die indische Kollegin konnte einfach nicht begreifen, dass wir diesen Persönlichkeiten nicht von vornherein mit Verehrung begegneten. Unser Begleiter aus dem Sanitärinstitut reagierte jedoch prompt und hatte auch eine kritische Erklärung parat. Vinoba sei vom einen Ort zum anderen gezogen, aber für die effektive Aufteilung und Bewirtschaftung des Landes sei nicht vorgesorgt gewesen. Vinoba sei ein religiöser Denker, aber kein Ökonom gewesen, und es habe solche in seiner Umgebung auch nicht im erforderlichen Ausmaß gegeben. Seine Gefolgschaft sei mit ihm weitergezogen, statt zurückzubleiben, um vor Ort zu arbeiten. Wenn man sich 30 Jahre um die Anlage von Toiletten in Gujarat bemüht hat wie unser Freund, dann erkennt man solche Schwächen, aber ohne kritische Anfrage hätte er sich wahrscheinlich auch nicht geäußert.

Ich lasse mir noch die Zusammenfassung einer Magisterarbeit des Instituts über die Shanti Sena vom Anfang der 90er Jahre geben. Es ist keine empirische Untersuchung über tatsächliche Einsätze, und die allgemeinen Informationen scheinen nicht über das hinauszugehen, das uns Narayan Desai kurz und treffend vorgetragen hat. Schade!

Wir fahren vor das Haus der Gewerkschaft der Textilarbeiter, aber wir sind zu spät dran und treffen die vorgesehenen Gesprächspartner nicht mehr an.

Es ist brütend heiß. Wir suchen ein Restaurant für das Mittagmahl. Als wir einparken, beobachten wir, wie eine Taxe vor unserem Restaurant einen PKW streift. Ein Beifahrer klemmt sich den Arm ein. Wir nehmen in dem Restaurant zunächst Platz, verlassen es dann aber doch wieder, weil wir vor dem Verhalten der Polizei in solchen Fällen gewarnt werden. Diese könne uns festhalten und als Unfallzeugen vernehmen. Das könne uns sehr viel Zeit kosten.

Wir verdrücken uns also und essen um die Ecke in einem anderen klimatisierten Lokal. Ich bestellte eine Minipizza, weil ich annahm, dass Bakterien den Aufenthalt im Backofen nicht überleben würden. Doch ich wurde enttäuscht, es war ein lauwarmes, lederzähes Machwerk und schmeckte wie Weißbrot mit Ketchup.

Unser Programm sieht für den Nachmittag eigentlich eine Fahrt aufs Land vor, um dann in den Dörfern die Toilettenwerbung und das selbstorganisierte Bauen der sanitären Anlagen kennen zu lernen. Doch es kommt anders. Der Motor des neuen Kleinbusses lässt verdächtige Nebengeräusche hören, und wir müssen in einem Gartenrestaurant, in dem wir Tee trinken, auf ein Ersatzauto warten. Es wird zu spät für die Kampagnenbeobachtung, und so wird uns stattdessen Touristisches geboten: der Stufenbrunnen Adalaji in Samvat.

Die Brunnenanlage wurde vor rund 500 Jahren fünf Stockwerke tief in den Boden gebaut. Wenn man davor steht, sieht man zunächst nur Treppen, die von drei Seiten in die Tiefe führen. Steigt man die Treppen hinab und schaut dann um die Ecke, so staunt man. Der Brunnen besteht aus sich nach unten abstuftenden, von vielen verzierten Säulen getragenen Terrassen.

Solche Stufenbrunnen, die von Säulenhallen umgeben sind, konnten nur der Phantasie von Menschen entspringen, die statt in der oberirdischen Sonnenglut im kühlen Schatten ruhen und sich bereden wollten. Initiatorin war zufolge einer Sanskrit-Inschrift eine Herrscherin, die sich hier mit ihrem Hofstaat im kühlen Halbdunkel lagerte. Auch wir verweilen hier, bis die Sonne hinter den umstehenden, hohen, dunkelgrünen, ausnahmsweise ungestutzten Bäumen verschwindet.

Noch ein Nachtrag für alle, die meinen, Schönheit finde ihren Ausdruck auch in Zahlen und Namen: 216 Stufen auf 5 Stockwerken, 315 Säulen und 65 kleine und 5 große Balkone, und erbauen ließ diesen Brunnen um 1490 Ruda, die Frau von Vaghela Chief Vairashima. Und dann fragt man mit Bertold Brecht: Wer waren die Handwerker? Und wie wurde das Brunnenwerk finanziert?

Dicht neben dem Brunnen liegt das Dorf Samvat, das wohl nicht zu den ärmsten Indiens zählt, und in dem auch Meister Patel schon sein Latrinenwesen getrieben hat. Wir wurden in ein Bauernhaus gebeten, das über eine der vorbildlichen Zweikammerlatrinen verfügte, das uns aber auch darüber hinaus auf das Angenehmste überraschte. Der Fußboden des einstöckigen Hauses war mit großen bunten Fliesen belegt und auf langen Wandregalen im Wohnzimmer standen in breiter Reihe die Edelmetall-Geschirre. Auch ein Fernseher und

ein Radio waren vorhanden. Die Einkünfte der Familie, die alles selbst bewirtschaftet, wurden aber durch die Landwirtschaft erzielt. Es überraschte uns sehr, dass man es in Indien in einem bäuerlichen Familienbetrieb zu bescheidenem Wohlstand bringen kann.

Frau Mehra setzte sich in ihrem steifen, tülligen Sari mit sieben Kindern auf ein ausladendes Schaukelbrett und schwang sanft mit ihnen hin und her. Auf ihren ebenmäßigen Zügen lag ein glückliches, ein versonnenes und dann aufstrahlendes Lächeln, das ich im Herzen bewahrte.

Die nächste Überraschung war dann weniger erfreulich. Zum Abendessen hatte uns ein Bauunternehmer eingeladen. Das Lebensziel dieses Freundes der Familie Patel war es, Ahmedabad zu einer sauberen Stadt zu machen. Dieses Bedürfnis war noch verstärkt worden durch das Auftreten einiger Pest-Fälle vor einigen Jahren. Er wollte die hygienischen Verhältnisse in Ahmedabad durch kommunalpolitische Maßnahmen insgesamt verbessern, aber für alle Fälle - doch ganz besonders für die Fälle der Vormögenden - vor den Toren der Stadt eine Wohlstandsinsel bauen, auf welcher die Reichen in komfortablen Bungalows unterkommen sollten. Er hatte in Amerika studiert und sein Vorbild waren wohl die geschlossenen amerikanischen Trabantsiedlungen, die hinter Mauern eine Sicherheitszone bilden.

Der erste Eindruck von diesem Projekt, das in seinem robusten Egoismus einer gewissen Rationalität nicht entbehrte, war jedoch überaus komisch. Im Dunkel der Nacht war vor uns der vielleicht 8 Meter hohe, von unten bestrahlte fettwülstige Leib eines rosa-gelben Chinesen aufgetaucht und dann waren wir auch schon eine zweibahnige Straße entlanggefahren, in deren Mitte sich ein gleichfalls bestrahlter Tazzelwurm schlängelte. Wir meinten nach Disneyland einzufahren.

Doch es gab für diese Merkwürdigkeit eine großspurige, moralinhaltige Erklärung. Unser Gastgeber, einer der hochangesehenen Baulöwen Ahmedabads, will durch multikulturelle Aufbauten globales Denken und Fühlen zum Ausdruck bringen. Hinter den vier Toren seiner Siedlung sollen monumentale Kopien chinesischer, indischer, griechisch-römischer und ägyptischer Bauwerke errichtet werden, und einiges steht auch bereits. Seine Disney world soll religiöse Toleranz und das Völker und Kulturen Verbindende architektonisch gestalten. Aber Du lieber Himmel und alle dort oben versammelten Religionsstifter! Dieser Kitsch der Siedlung Upvan spottet eigentlich jeder Beschreibung. Doch eines ist klar: Hinter der Pharaonenstatue und hinter dem Titusbogen werden Wachmänner platziert sein, und das Ganze wird mit einem Zaun gegen das real existierende Indien abgeschirmt werden.

Kein Zweifel, dieser Mann leistet bei der Organisation der Mülltrennung und bei der Integration von Müllsammlern in die Gesellschaft Vorbildliches. Darum beruft er sich in seinem Denken und Handeln auf Gandhi. Doch warum merkt er nicht, dass sein Konzept einer Trabantenstadt zu Gandhis Vision eines künftigen Indien nicht passt? Wahrscheinlich ist er ein Idealist. Er will Gutes tun und vor einigen brennenden Problemen Indiens nicht die Augen verschließen. Und nun muss er aber auch Geld verdienen und zwar kräftig, um dann wieder etwas Hilfreiches anstellen zu können. Das finde ich im Rahmen des Kapitalismus auch plausibel. Doch zur komischen Figur wird er, weil er Idealismus und Geld-

verdienen nicht deutlich trennt, sondern miteinander zu verbinden sucht. Das Ergebnis ist entsetzlicher, monströser Kitsch. Dabei ist seine kommunalpolitische Idee, durch Mülltrennung in den Haushalten und das Einsammeln des bereits getrennten Mülls durch frühere Ragpicker, die aber nun zu uniformierten Müllverwertern aufsteigen, sehr vernünftig und unterstützenswert. Das hat wahrscheinlich auch den alten Patel und diesen Baulöwen zusammengebracht.

Doch wie ich es auch wohlwollend drehe und wende, diese Vierkulturesiedlung Upvan ist ein solch kitschiger Unfug, dass man sich in Architektenkreisen darüber kringelig lachen dürfte. Würde man einem deutschen Bauamt Vergleichbares zur Genehmigung vorlegen, würde es für einen Aprilscherz gehalten. Doch der hiesige Unternehmer hat für sein Projekt bereits Straßen angelegt und seine prägnanten Kulturbauten hat er für sehr viel Geld auch schon errichtet. Upvan ist kein Witz, sondern eine Tatsache, und es ist nicht auszuschließen, dass sich Leute finden werden, die in Upvan einen schönen Bungalow kaufen und dabei auch die Multikultistaffage in Kauf nehmen werden. Da kann man nur hoffen, dass der Zahn der Zeit den Bauch des Chinesen abnagen und der Monsun den Tazzelwurm in ein Trockental hinabschwenken und unter Schlamm Massen zum paläontologischen Fundobjekt machen wird.

Bleibt nachzutragen, dass wir diesen Ort nach dem Abendessen nicht schleunigst wieder verlassen konnten, sondern auf Savita Mehra warten mussten, die sich von Frau und Tochter des Gastgebers Muster auf die Innenfläche der Hand malen ließ, eine in Indien weit verbreitete Sitte, die besonders im Umfeld von Hochzeitsfeiern gepflegt wird. In Erinnerung an die Schaukel voller Kinder, gönnte ich Savita ja den Traum, aber wir mussten eben mal wieder warten und warten, und sie dachte gar nicht daran, uns um Nachsicht oder gar im Voraus um unser Einverständnis zu bitten. Sie führte sich wieder mal auf wie eine Prinzessin, und wir dackelten hinterher.

Ahmedabad, 16.3.1997

Harsche Kritik an der Reiseleiterin. Ein Gespräch mit Gewerkschaftern im Sonntagsstaat und Erinnerungen an Gandhis Fasten mit den Textilarbeitern.

Noch vor dem Frühstück kommt es - diesmal auf Verlangen von Frau Mehra - zu einer Gruppensprache. Sie eröffnet mit der Feststellung: "Ich möchte, dass wir die Spannungen beseitigen. Ich erwarte, dass Sie meinen Wunsch akzeptieren, in Zukunft alleine mit den Gastgebern über das Programm zu verhandeln." Sie sehe sich in einem Generationskonflikt und in einem interkulturellen Konflikt. "Wir haben uns bis jetzt weder ausreichend kennen gelernt, noch uns ausreichend einander mitgeteilt." Im übrigen erwarte sie mehr Vertrauen von uns.

Den Generationenkonflikt sahen wir alle nicht. In Vedchhi seien zwei Studenten aus der Reisegruppe ausgestiegen; Frau Walther habe ihr Alter und nur Manfred Kunz sei doppelt so alt wie sie. Und an den interkulturellen Konflikt würden wir auch nicht mehr glauben, da

wir es mehrfach miterlebt hätten, dass in Fragen der Reiseplanung auch Inder ihr mehr oder weniger ausdauernd widersprochen hätten.

Georg betonte, dass er aus den vielen Konflikten, die er im Leben zu bestehen gehabt hätte, als wichtige Erkenntnis herausdestilliert habe: Kontrahenten könnten es lernen miteinander umzugehen, wenn sie sich berechenbar machten. Er wolle gerne lernen, wie Inder Konflikte bearbeiten, aber er könne den interkulturellen Konflikt nicht erkennen. Die Konfliktsituation auf dieser Reise habe ihn überrascht, aber seines Erachtens handle es sich um einen Konflikt zwischen dem Führungsanspruch und den persönlichen Interessen der Reiseleiterin und den Interessen der deutschen Reisetilnehmer, die über das Programm einigermaßen zuverlässig im voraus informiert werden und bei Änderungen auf dem laufenden gehalten, insgesamt aber nicht überlastet werden wollten. Wenn seine Interessen nicht berücksichtigt würden, dann müsse er sich wehren. Das habe er sein Leben lang getan - auch gegenüber dem Staatssicherheitsdienst. In einem Punkte habe sich dieser jedoch vorteilhaft von Frau Mehra unterschieden: Er sei weitaus berechenbarer gewesen. Und wenn sich ihr Verhalten nicht ändere, würde er auch gegenüber ihr in abgestufter Form Methoden der gewaltlosen Konfliktbearbeitung anwenden: Gespräch, Protest, Nichtzusammenarbeit, alternative, selbstbestimmte Entscheidung.

Ursula Mertens verwarf sich erneut gegen den Befehlston. Sie fühle sich von oben herab behandelt. So wie Frau Mehra uns anfare, habe man vielleicht im Deutschland des 19. Jahrhunderts das Personal durch das Haus gescheucht. Bei ihrer Zeiteinteilung nehme Frau Mehra keine Rücksicht auf die elementaren Bedürfnisse der Gruppe. Jüngstes Beispiel: Gestern war es spät, alle waren müde, und sie lasse sich dann ausgiebig die Hände bemalen. Ganz offen gesprochen, sie empfinde das als kindisch und kapriziös.

Auch ich bedauerte den Befehlston. "Es ärgert mich, wenn Sie mit den Gastgebern auch dann Hindi sprechen, wenn diese sich erfolgreich bemühen, sich uns auf Englisch verständlich zu machen. Ich werde den Verdacht nicht los, dass Sie immer wieder mal Hindi nicht nur aus Bequemlichkeit sprechen, sondern auch um uns von bestimmten Informationen und Planungsprozessen auszuschließen. Und wenn die Gastgeber sich darauf einlassen, dann stehen wir bei Ihrem Schnellfeuer unverstandener Fragen nur noch dumm rum. Nur in seltenen Fällen übersetzen Sie dann noch kurz, was Sie erfahren haben; wir werden abgespeist mit den Infobrosamen, die vom Tische des Herrn fallen." Ich hätte auch sagen können, "die vom Tische der Prinzessin fallen", aber das verkniff ich mir dann doch. Insgesamt wurde schon Tacheles geredet. Friedemann und Ruth hielten sich zurück.

Mehr als ein Austausch von Statements war nicht möglich, weil wir zum Frühstück im Hause von Patel Junior eingeladen waren. Vielleicht hätten wir uns auf dieses Gespräch zur Gruppendynamik auch zu dieser Stunde gar nicht einlassen sollen. Rückblickend hatte ich den Eindruck, dass sie uns auf eine, uns noch weiter degradierende Regel des Umgangs hatte festlegen wollen. Stattdessen hatten wir ihr nun die Leviten gelesen, und das passte ihr natürlich nicht. Was mich dann doch immer wieder überrascht, ist die Manier, in der sie auch präzise Vorwürfe ungerührt wegsteckt. Andere würden vielleicht in sich gehen. An ihr perlt alles ab, oder sie dreht einem das Wort im Munde herum und bestreitet, was sie vor kurzem noch gesagt hat.

Mit etwas Verspätung kamen wir zum Frühstück bei Familie Patel Junior. Das war aber nicht schlimm, denn das reichliche und vielseitige Angebot brauchte auch seine Zeit für die Zubereitung. Frau Patel hatte in der Küche zwei Helferinnen. Das kleine, bescheidene Haus mit seiner Familienschaukel auf der Terrasse gefiel uns sehr gut, und unser Gastgeber versicherte uns auch, dass er sich darin wohl fühle. Ein Schmuckstück war das gekachelte Bad.

Während des Frühstücks kam auch noch der Vorsitzende einer Konferenz von Bürgermeistern vorbei. Es war ein alter Freund der Patels, und solche Kontakte ermöglichten es diesen auch, ihre speziellen Anliegen mit den übergreifenden Gesichtspunkten der Kommunalpolitik in Einklang zu bringen. Von einer Orientierung an der Dorfidylle konnte hier überhaupt keine Rede sein. Und um Realpolitik ging es dann auch beim anschließenden Gespräch mit dem Direktor des Gandhi-Museums. Wir fragten nach den unterschiedlichen Politikstilen von Vinoba Bhave und Jayaprakash Narayan. Ich meine, letzterem näher zu stehen als dem Heiligen Vinoba, aber ich stellte wie die anderen vor allem Fragen, um mein Bild dieser Personen zu erweitern.

Ein Akt der Emanzipation - im Sinne der morgendlichen Ankündigung Georgs - war unser Besuch im großen Gebäude der Gewerkschaft der Textilarbeiter. Als Frau Mehra zum Zeitpunkt der Verabredung noch nicht von ihrem Interview mit dem Vizepräsidenten der Gandhi-Universität zurückgekommen war, betraten wir nach kurzem Warten und dazu aufgefordert von unserem Begleiter aus dem Sanitär-Institut das Haus und fanden dort in einer Halle auch eine Gruppe Gewerkschafter im Sonntagsstaat. Wir setzten uns zu ihnen auf eine große gepolsterte Matte, tranken mit ihnen Tee, stellten uns vor und kamen auch sofort ins Gespräch. Die Verständigung klappte gut, weil mehrere ausgezeichnet Englisch sprachen, was wir von Textilarbeitern gar nicht erwartet hatten. Die Erklärung war jedoch einfach. Unsere ersten Gesprächspartner waren ein Schuldirektor und ein Gewerbelehrer. Zum konstruktiven Gewerkschaftsprogramm gehört hier - wie in Deutschland bis vor einigen Jahren noch der Wohnungsbau durch die "Neue Heimat" - das Betreiben von Schulen.

Wir baten die Gewerkschafter, uns doch aus ihrem Leben und von ihrem Engagement in der Gewerkschaft zu berichten. Darauf gingen sie bereitwillig ein. Leider kam ich nicht zum Mitschreiben, weil ich als Dolmetscher fungierte. Ich halte mich darum im folgenden wieder mal an die Aufzeichnungen Ruths.

"Den Anfang machte ein sehr gut aussehender, schwarz gelockter Mann Ende Dreißig. Er setzt das Werk seines Vaters fort. Dieser hatte unter dem Einfluß Gandhis Arbeitersiedlungen besucht, dort den Kindern Privatunterricht erteilt und nachdem er auf diese Weise das Vertrauen von Kindern und Eltern erworben hatte, die Initiative zum Aufbau gewerkschaftlich betriebener Schulen ergriffen. Heute werden in vier solcher Schulen etwa 3.000 Kinder unterrichtet.

Während dieser junge Mann in seinem weißen Hemd und seinem golden glänzenden Uhrenarmband den Eindruck eines wohlhabenden, doch volksverbundenen Intellektuellen machte, entsprach ein anderer ganz der Vorstellung, die man sich von einem Proletarier macht, der über die Arbeit in der Gewerkschaft Statur gewinnt. Es war ein fünfzigjähriger, großgewachsener, kräftiger Mann mit riesigen Händen. Er sei von Beruf Gerber und er

komme aus der Gruppe der Kastenlosen. Jetzt sei er vor allem mit der Aus- und Fortbildung von Webern befasst. Gandhis Zuwendung zu den Harijans habe für die Entwicklung von deren Selbstbewußtsein viel bedeutet. Das wirke selbst heute noch nach. Er drückte mir zum Abschied dann auch ganz unindisch kräftig die Hände und stand beim Fotografieren in seinem grauen Hemd wie ein Fels in der Gruppe der weißbehemdeten Gewerkschaftsintellektuellen.

Doch man darf sich auch letztere nicht als Kathedersozialisten vorstellen. Sie leben in und mit dem Volk. Einer der Fachlehrer aus den Gewerkschaftsschulen berichtete, dass er als Moslem mitten unter Hindus wohne, sich jedoch darauf verlassen könne, dass seine Freunde aus der Gewerkschaft seine Familie und die Familien dreier weiterer Moslems im Falle religiöser Unruhen schützen würden. Falls es zu religiöser Unruhe komme, werde er sich nicht verstecken, sondern mit seinen Freunden auf die Straße gehen, um deeskalierend zu wirken. Das sei die Verhaltensweise, die Gandhi in solchen Situationen von ihnen erwartet hätte. Ich war sehr beeindruckt von diesem ruhig und klar sprechenden Mann.

Seine Aufgabe als Gewerkschafter ist es unter anderem, sich um die Umschulungen zu kümmern. In der Textilindustrie Ahmedabads kommt es besonders in den größeren Fabriken, die mit den Kleinbetrieben, welche niedrigere Lohnnebenkosten haben, kaum konkurrieren können, zu umfangreichen Entlassungen. Die Gewerkschaft schult Weber zu Teppichknüpfern um. Die Arbeit der Teppichknüpfer erfolgt dezentral, doch die Teppiche selbst werden dann wiederum mit gewerkschaftlicher Hilfe zentral vermarktet."

Es ist gut möglich, dass wir einiges nicht ganz und richtig verstanden haben. Unser genereller Eindruck war jedoch, dass die Gewerkschaften hierzulande Aufgaben haben, die in Deutschland vom Arbeitsamt, vom Sozialamt oder von Schulbehörden wahrgenommen werden. Es kann natürlich auch sein, dass wir an diesem Sonntagmorgen auf eine besonders idealistische Gruppe von Gewerkschaftern gestoßen sind. Doch ich kann mir auch vorstellen, dass unser Eindruck von indischer Gewerkschaftsarbeit dem Bild entspricht, das wir zu Beginn dieses Jahrhunderts von deutscher Gewerkschaftsarbeit bzw. sozialdemokratischen Aktivitäten gewonnen hätten. Dabei ist sicher ein kardinaler Unterschied zur Situation der SPD und der Gewerkschaften im deutschen Kaiserreich, dass in Indien eine große Zahl von Politikern mit Gewerkschaftshintergrund in der Regierung sitzt, andererseits aber die Kongresspartei keine sozialdemokratische Tradition besitzt und eben nie im selben Maße kulturelle Heimat war wie die SPD. Übrigens war unter diesen zwanzig Gewerkschaftern keine einzige Frau. Wir nahmen an, dass die gewerkschaftlich organisierten Frauen sich in eigenen Zirkeln treffen.

Während wir mit den Gewerkschaftern sprachen, war Savita Mehra noch einmal mit dem Vizerektor der Gandhi-Universität zusammengekommen. Wir anderen hatten uns von einer erneuten Begegnung wenig versprochen, und wir haben von ihr dann auch nichts über den Inhalt ihrer Gespräche erfahren. Doch das waren wir mittlerweile gewohnt. Wir befinden uns eben nicht auf einer Forschungsreise mit Erfahrungsaustausch, sondern auf einer Mehra-Exkursion mit Gefolge. Damit sollen wir uns abfinden. Dass es auch anders ginge, haben wir heute morgen bewiesen, und ich bin sehr froh, dass wir uns nicht wieder auf eine uralte Autorität fixieren ließen, sondern zunächst querbeet mit Aktiven gesprochen haben.

Nachdem nämlich Frau Mehra eingetroffen war, marschierten wir wieder in das Büro eines dieser Greise. Der 83-jährige Sekretär der Textilarbeitergewerkschaft berichtete uns ausführlich von dem legendären Streik im Jahre 1917, in dem sich Gandhi auf die Seite der Arbeiter gestellt und schließlich mit Hilfe eines Fastens die Fortsetzung des Streiks und das Einlenken der Unternehmer erreicht hatte. Heute sind die Gewerkschaften - zumindest hier in Ahmedabad - weit weniger kämpferisch. Der weißhaarige alte Herr schien auf die Kooperation mit Regierungsmitgliedern, die aus der Gewerkschaftsbewegung stammen, zu bauen. Bislang scheint diese zufriedenstellend gelungen zu sein.

Meines Wissens war der Streik der indischen Textilarbeiter im Jahre 1917 der einzige Fall, in dem sich Gandhi dezidiert auf die Seite der Arbeiter geschlagen hat - bezeichnenderweise aber wiederum ohne den Kontakt zur anderen Seite aufzugeben. Doch es ist ein Manko von Gandhis Konzepten, dass er sich so wenig mit der industriellen Arbeitswelt befasste und ökonomisch und politisch zu einseitig auf die dörfliche Entwicklung setzte. Ich finde es auch verkehrt, dass er nach 1932 den Ashram am Rande einer großen Industriestadt aufgegeben und sich ganz in die Pampa - nach Sevagram nahe Wardha - zurückgezogen hat. Sevagram werden wir in einigen Tagen kennen lernen.

Die Abfahrt unseres Zuges, der uns im Laufe der Nacht von Ahmedabad nach Indore bringen soll, verzögert sich um volle zwei Stunden. Vater und Sohn Patel harren am Bahnhof bei uns aus, als ob dies selbstverständlich wäre. Die beiden nutzen sogar noch die Zeit, um mit uns einen Spaziergang um den Kankaria See zu machen. Eigentlich ist das kein See, sondern ein riesiger, künstlich angelegter Teich im Stadtgebiet. Adrett gekleidete Familien flanieren dort des Abends. Großeltern spendieren ihren Enkeln eine Limonade oder ein Eis, und man kann an den vielen Ständen auch Früchte und Gebäck kaufen. Wir gewinnen auf diese Weise einen Eindruck vom Feierabend des indischen Mittelstandes, mit dem wir es auf den Dörfern und in den Ashrams bisher kaum in Kontakt bekommen waren.

Um 21 Uhr dann der herzliche Abschied von Vater und Sohn Patel, und dann liegt vor uns die erste von vier Nächten im Liegewagen 2. Klasse, genannt Sleeper. Wir haben reservierte Liegeflächen. Der Fußboden, auf dem wir unser Gepäck unterbringen müssen, starrt vor Dreck. Auch das kleine Handtuch, das ich in Ahmedabad eingesteckt hatte und mit dem wir die Wachstuchliegen abwischen, färbt sich dunkel. Ruth und ich breiten über die Liegen unsere Luftmatratzen, und alle in der Gruppe haben noch Schlafsäcke, meist aus Baumwolle, wie sie in deutschen Jugendherbergen üblich sind.

Ich mache den Fehler, dass ich eine Liege längs zur Fahrtrichtung wähle. Die Liegefläche ist dort nur 160 cm lang. Ich kann mich nicht strecken und müsste ständig die Knie anziehen. Ich dachte, dass dies leicht ginge, da ich mich zu Hause im Bett, wenn dieses im Winter noch kalt ist, einzurollen pflege. So täuscht man sich über die eigenen Schlafgewohnheiten. Ich merkte im Laufe der Nacht, dass ich offenbar nur ausgestreckt schlafen kann. Die Inder sind eben im Durchschnitt deutlich kleiner als Deutsche.

Für einen wach Liegenden ist es angenehm, dass an der Decke über jeweils acht Betten im Drahtkäfig drei Ventilatoren montiert sind, die sich auch einzeln ein- und ausschalten lassen. Die zunächst offenen Fenster werden im Laufe der Nacht geschlossen. Gegen Morgen wird es deutlich kühler, und man braucht eine leichte, zusätzliche Decke. Da ich in meinen

Kleidern schlafe bzw. zu schlafen versuche, genügt mir jedoch der einfache, baumwollene Schlafsack.

Die ganze Nacht über brennt das Licht. Und von Station zu Station füllt sich der Zug immer mehr. Als alle Betten belegt sind, breiten zweie auf dem Boden jeweils eine dünne Decke aus und bedecken sich dann vollständig mit einer zweiten. Nach kurzer Zeit scheinen sie fest zu schlafen.

Und wie ging es den anderen Deutschen? Georg hatte eine Schlaftablette genommen und sich sofort ins oberste Fach verzogen. Er schlief durch. Gut so, denn er hat sich vom Durchfall in Vedchhi noch nicht ganz erholt. Auch Ruth kann offenbar gut schlafen. Ursula friert in der Zugluft. Ich finde erst gegen Morgen ein erträgliche Stellung, beule den Po in Richtung Gang und kann so auch noch ein bis zwei Stunden schlafen. Ich will versuchen, das mangels Passform dann auch Verpasste in einer uns hoffentlich eingeräumten Mittagspause nachzuholen.

Indore, 17.3.1997

Ein Beispiel ungezwungenen Leitungsstils in einem Mädchenpensionat, und warum Ruth drauf und dran war, Jungfer Mehra eine saftige Lektion zu erteilen.

Gegen 9 Uhr treffen wir in Indore ein. Wir wissen über die Stadt nichts. Vorausinformationen sind bei Frau Mehra nicht üblich. Aus der Größe des Bahnhofs schließe ich, dass es keine Großstadt ist, sondern das, was man in Deutschland eine Kreisstadt nennen würde. Frau Mehra besorgt für uns ein größeres Pritschenwagendreirad mit ungepolsterten Bänken. Sie bleibt am Bahnhof zurück, um Anschlussfahrkarten für die nächste Nachtfahrt im Sleeper zu kaufen. Man muss die Liegen fest buchen und findet dann die Namen an die Tür des Waggons geklebt.

Wir fahren zu einer abseits der Stadt gelegenen Mädchenschule, die wieder einmal nach Gandhis Frau Kasturba genannt ist. Das eigentliche Reiseziel ist jedoch nicht diese Schule, sondern der von Vinoba Bhave gegründete Visarjam Ashram, der jedoch über keine ausreichende Zahl von Gästebetten verfügt.

Wir Deutschen durchschauen dies zunächst aber alles nicht. In der Schule werden wir als erstes von einer Lehrerin in einem sehr geräumigen und gepflegten Gästehaus abseits der Schule untergebracht. Drei Schülerinnen sollen sich um uns kümmern. Diese bringen dann Tee und Kekse. Mittagessen soll es geben, wenn Frau Mehra eingetroffen ist. Für ein ausgiebiges Frühstück ist es bereits zu spät.

Wir gehen einstweilen zur Schule, sehen uns auf dem weitläufigen Gelände um und kommen unter hohen, weit ausladenden Bäumen auch mit einem Englischlehrer ins Gespräch. Merkwürdigerweise verfügt er nur über rudimentäre Kenntnisse des Englischen. Als er mal nicht mehr weiter weiß, fragt er ganz unvermittelt "What's your name?" Ein anderer Lehrer, der naturwissenschaftliche Fächer unterrichtet, bietet uns für den Nach-

mittag eine Führung an. Da wir von keinen anderen Plänen wissen, nehmen wir dankend an.

Als Frau Mehra eintrifft, ist wieder alles anders. Sie hat mit dem Leiter des Visarjam Ashrams vereinbart, dass er am Nachmittag auf das Schulgelände kommt und mit uns ein Gespräch führt. Dies erweist sich jedoch als schwierig, da seine Englischkenntnisse für detaillierte Antworten nicht ausreichen, und Frau Mehra Deutsch-Hindi dolmetschen muss.

Wenn man es unhöflich formuliert, dann war das Gespräch mit dem Vertreter des Visarjam Ashram nur in einem negativen Sinne ergiebig: Wir merkten deutlich, dass wir kein gemeinsames Problembewusstsein hatten. Frau Mehra hatte uns - wieder mal ohne jede Vorausinformation über den Gesprächspartner - aufgefordert, ihm Fragen zu stellen. Das schien mir ein unüberlegtes Verfahren zu sein, und ich schlug darum vor, dass zunächst alle eine einzige Frage formulieren sollten, damit wir auf diese Weise unsere primären Interessen kennen lernen und dann eine vorteilhafte Reihenfolge bei der Beantwortung festlegen könnten.

Ich befürchtete, dass bei einem anderen Verfahren Frau Mehra das Gespräch sogleich an sich ziehen und ständig nur ihre Nachfragen in den Vordergrund schieben und diese wie gewöhnlich nur auf Hindi stellen würde, ohne sie uns zu übersetzen. Ich wollte vermeiden, wieder einmal mit ihren sehr selektiven Übersetzungsangeboten vorlieb nehmen zu müssen. Von früheren Gelegenheiten wussten wir, dass sie zwar gut dolmetschen könnte, aber in der Regel nicht gewillt ist, im Sinne einer Dienstleistung Satz für Satz zu übersetzen. Sie konzentriert sich lieber auf ihre eigenen Fragen, die ihr ruckizucki so nacheinander einfallen und die sie dann unbedingt und zuallererst beantwortet haben möchte.

Das konnten wir ihr bisher nicht abgewöhnen. Um also den Verlauf des Gesprächs etwas besser steuern zu können, schlug ich vor, zunächst unsere Fragen zu sammeln. Die Deutschen griffen diesen Vorschlag sofort auf, und so kam folgende Liste zusammen.

1. Ursula: Gab und gibt es hier in der Gegend häufig Unruhen mit gewaltsamen Ausschreitungen? Welche Ursachen haben diese Unruhen und welchen Verlauf nehmen sie gewöhnlich?
2. Georg: Welche Ausstrahlung haben die Ashrams? Wieviele neue Ashrams sind in den vergangenen zehn Jahren dazugekommen, bzw. wieviele Ashrams sind stark geschrumpft oder haben den Betrieb eingestellt?
3. Ruth: Welche Erfahrungen haben Frauen beim Einsatz der Shanti Sena gemacht?
4. Friedemann: Kennt man in Indien bzw. in den Ashrams eine spezifische Friedenserziehung? Welche Rolle spielt das Gebet in der Erziehung? Auch sehr arme Kinder machen ein auffallend fröhlichen Eindruck. Wie lässt sich dies erklären?

Hieran schlossen sich noch weitere Fragen zum Thema Friedenserziehung an. Die Fragesteller habe ich mir jedoch nicht notiert:

- Wir haben bisher wenig Informationen über die Bedeutung des Militärs in Indien und auch über atomare Rüstungsanstrengungen bekommen. Werden diese Probleme in den an Gandhi und Vinoba orientierten Ashrams weitgehend ignoriert?

- Welche Rolle spielt die Gewalt in den indischen Medien?

- Wie kann man den großen gesellschaftlichen Problemen im Rahmen von Gebetsversammlung beikommen? Welche Rolle spielen diese beim Deeskalieren lokaler, blutiger Unruhen?

Und dann stellten zunächst ich und dann auch noch Georg zwei Fragen - und dies muss ich zugeben - schwer zu beantworten waren, weil sie Kenntnisse in Psychologie und Politik vorausgesetzt hätten.

Ich fragte: Gibt es in der indischen Pädagogik ein Bewußtsein für die Unterschiede von autoritärer und nichtautoritärer Erziehung? In welchem Verhältnis stehen Disziplin und Selbstbestimmung zueinander in der Pädagogik Indiens?

Und Georg wollte wissen: Welche Formen der Mitbestimmung gibt es in den Ashrams? Wie sehen die Leitungsstrukturen aus? Gilt das Prinzip der Konsensentscheidung nur in Vedchhi oder auch in allen anderen Ashrams?

Wir haben dann wirklich versucht, uns die Fragen der Reihe nach vorzunehmen. Doch wir merkten bald, dass wir wenig erfahren würden. Ich nehme an, dass Frau Mehra die knappen Antworten korrekt übersetzte, aber ich hatte fortwährend das Gefühl, dass er unsere Fragen nicht versteht, vor allem weil ihm gar nicht an der Beantwortung von Fragen, sondern am Ablegen von Bekenntnissen gelegen zu sein schien.

Er ging nicht aus von einer faktenreichen Beschreibung der Lage, um diese dann zu analysieren und Lösungen zu erörtern, sondern er machte von vornherein weltanschauliche Aussagen unter Berufung auf Gandhi und andere Koryphäen.

Das A und O der Problembearbeitung waren für ihn immer wieder die Gebetstreffen. Auch die Frage, was denn bei Hindu-Moslem-Massakern von Seiten der Shanti Sainiks getan worden sei, wurde damit beantwortet, dass die hiesige Frauen-Shanti Sena der Stadtverwaltung ihre guten Dienste angeboten und zu Gebetsversammlungen eingeladen habe. Weiter kamen wir gar nicht, denn dann wurden wir auch schon zu einer solchen Gebetsversammlung des Kasturba Memorial Trust eingeladen.

Wegen dieses Gespräches hatten wir auf eine Führung durch die Anlage des Memorialtrustes verzichtet. Von der nun bevorstehenden Gebetsversammlung versprach ich mir auch keine weitere Aufklärung. Tatsächlich wurde auch hier, wie wir dies andernorts bereits kennen gelernt hatten, zwanzig Minuten lang intensiv und auffallend melodisch gesungen. Es kamen so nach und nach immer mehr Lehrerinnen und Schülerinnen zusammen. Dieses Laissez faire beim Eintrudeln der Gläubigen berührte mich schon einmal angenehm, und dann ging die Leiterin dieser Anstalt, die von der Grundschule bis zur Berufsfachschule Mädchen vom Lande ausbildet, ziemlich locker dazu über, sich coram

publico ausführlich unsere Gruppe vorstellen zu lassen, und bat uns dann, auch einiges zum Anliegen unserer Reise und zu unseren Erfahrungen in der deutschen Friedensbewegung zu sagen.

Letzteres übernahmen Georg Meusel und ich. Ich sprach englisch und wurde von der Direktorin, einer wahrscheinlich 70-jährigen drahtigen, doch auch sehr sanften Frau übersetzt. Georg berichtete von den Anfängen des Widerstands in der DDR und von der Rezeption der Schriften und Taten des Gandhi-Adepten Martin Luther King in der DDR und von der Bedeutung der Parole "Keine Gewalt" zur Zeit der Wende im Oktober/November 1989. Ich sprach darüber, dass Gandhi vor allem der Lehrer der Friedens- und Ökologiebewegung in Deutschland gewesen sei und dass in den Mutlangen-Prozessen sich viele auf Gandhi berufen hätten.

Und dann kamen zu unserer großen Überraschung kritische Fragen. Welchen Anteil habe denn der gewaltfreie Widerstand an der Wende in der DDR wirklich gehabt? Sei das Regime nicht vornehmlich aus wirtschaftlichen Gründen zusammengebrochen? Eine Schülerin wollte wissen, was wir denn in Deutschland im einzelnen von Gandhi gelernt hätten.

Die Rektorin setzte nach dem Ende der Versammlung sich mit uns in eine Runde. Andere Lehrerinnen kamen und gingen zwanglos. Das Wort Disziplin kam im Vokabular der Schulleiterin nicht vor. Freundliche Zuwendung, Informationen und Angebote schienen ihr als Lenkungsinstrument zu genügen.

Sie meinte, das gemeinsame Gebet stärke das Gefühl der Zugehörigkeit und das Selbstvertrauen bei den Mädchen. Furchtlosigkeit sei das wichtigste und diese könne bekanntlich langsam aus dem Gebet erwachsen. Nach drei Monaten wären die Mädchen - und das sei immer wieder deutlich erkennbar - weitaus selbständiger als beim Eintreffen in dem Institut. Zunächst würden sie wohl noch mit den Eltern anreisen. Nach diesen drei Monaten würden sie es jedoch wagen, selbständig zu einem Besuch in ihr Dorf zurückzureisen. Welch ein Kontrast zu der Mädchenschule in Propandar, wo alle nach der Pfeife des Direktors tanzten!

Die Leiterin berichtete uns noch vom Shanti Sena Training Anfang der 60er Jahre. Die Ausbildung habe 10 Monate gedauert, die Hälfte dieser Zeit hätten sie jedoch als Praktikantinnen in Krisengebieten verbracht. Im Institut selbst sei ihnen theoretischer Unterricht erteilt worden. Sie hätten angefangen bei den Grundlagen der Demokratie, und der lange Marsch durch die Geschichte habe bei Gandhis Experimenten geendet. Ich fragte nach. Gruppendynamische Übungen, die Erörterung von Fallstudien - mit Ausnahme von Gandhis Autobiographie - kannte man nicht.

Da Frau Mehra am Bahnhof geblieben und erst nach drei Stunden wieder zu uns gestoßen war, hatten wir im Gästehaus die Betten selbst eingeteilt. Uns waren ein Vier- und ein Zweibettzimmer gezeigt worden. Da die gegenseitige Abneigung zwischen Frau Mehra und Ursula Mertens unüberwindlich war, meinte Ruth, dass sie dann mit Frau Mehra zusammenziehen würde. Ich machte diese am Abend aber noch darauf aufmerksam, dass in dem Gästehaus zwei weitere Zimmer aufgeschlossen worden seien, in denen jeweils drei

bezogene Betten stünden. Sie könne darum nach meiner Einschätzung auch das von ihr sonst bevorzugte Einzelzimmer haben.

Sie reagierte abweisend. Das sei aber mit den Gastgebern nicht abgesprochen. Ich meinte, dass wir bei der Ankunft die Zimmersituation nicht überblickt hätten und eben in die Zimmer gegangen seien, die man uns gezeigt habe. Ich hätte auch hinzufügen können, dass sie es mir doch ausdrücklich verboten hatte, bei den Gastgebern in ihrer Abwesenheit wegen eines Doppelzimmers anzufragen. Und sie bemerkte dann noch ziemlich schnippisch, um nicht zu sagen anzüglich: Mein Interesse an einem Einzelzimmer für sie wäre doch nur darauf zurückzuführen, dass ich bei meiner Frau schlafen wolle.

Ich ließ sie stehen, und auch Ruth antwortete brüsk. Sie meinte ganz deutlich verstanden zu haben: "Sie wollen ja nur mit ihrer Frau schlafen." Diese sehr direkte Beschreibung der Sachlage und Analyse meiner Absicht empfand Ruth angesichts der sonst von Frau Mehra geforderten Umkleideprüderien als ein starkes Stück. "Über dieses Thema diskutiere ich mit Ihnen nicht." Für Ruths sanften Umgangsstil war diese Bemerkung kühl zu nennen. Meines Erachtens hätte die 55jährige Ehefrau der 36jährigen Jungfrau aber auch mal eine saftige Lektion erteilen können. Doch das ist nun nicht ihre Art. Doch es lag ihr bestimmt so einiges auf den Lippen. Ursula meinte, Ruth und ich hätten von vornherein und kurzerhand das Doppelzimmer beziehen sollen, zumal Frau Mehra sich bei Ruth mit keinem Wort für ihr Entgegenkommen bedankt hatte.

Indore, 18.3.1997

Zur Erholung ein Spaziergang durch eine Obstplantage. Zeichen des Niedergangs in einem einst musterhaften Ashram Vinoba Bhaves.

Das Frühstück aus Tee mit Milch und einer leckeren Reis- und Kartoffelspeise mit Erdnüssen (jedoch dieses Mal unseren Wünschen gemäß ohne frische Petersilie) wird uns ins Gästehaus gebracht, von wo wir von der Direktorin zu einem Spaziergang durch die Modell- und Versuchsplantage mit Granatapfel- und Mangobäumen eingeladen werden. Ich kann mir die vielen Fruchtarten nicht alle merken, aber ich empfinde eine ausgelassene Freude am Wandeln unter fruchtragenden Bäumen und vorbei an blühenden Büschen und Stauden. Als wär's ein Stück des Paradieses. Unser Gartengang endet auf Bänken im Schatten einer Laube und Candide sagt zu mir: Il faut faire notre jardin.

Und so hätte ich weiter comme philosophe unter der Laube verweilen können, aber mein tiefer liegendes Innenleben meldete sich und hieß mich zurück eilen. Es kam dann nicht ganz so schlimm bzw. dünn, wie ich befürchtet hatte, aber ich ließ das Mittagessen ausfallen und hielt mich an Knäckebrot und Pfefferminztee. Das für uns abgekochte und von uns gutgläubig in Plastikflaschen abgefüllte Wasser war kaum genießbar. Ich meinte, dass es nach abgekochter Leberwurstpelle schmecke.

Die Erklärung war einfach, und die Leberwurstassoziation auch nicht ganz unangemessen: Das Wasser wurde mit getrockneten Kuhfladen abgekocht, und einige Rauchpartikel haben sich wohl im Kochtopf niedergeschlagen.

Der frühe Nachmittag verstreicht ungenutzt. Ein Rundgang durch die Kasturba-Stiftung findet nicht statt, da heute über hundert Dorfbewohner zu einer Aufklärungsveranstaltung mit Festcharakter gekommen sind. Frau Mehra gibt anscheinend diverse Interviews, aber ich kann mich über solche unabgesprochenen Verzögerungen allmählich nicht mehr aufregen, zumal ich die Zeit zum Schreiben meines Tagebuches zu nutzen pflege. Doch andere regen sich auf. Ursula Mertens meint: Welchen Sinn es denn habe, wenn wir hunderte von Kilometern zu diesen Institutionen anreisen und dann kaum mehr zu sehen bekämen als unsere Betten, eine weitere Serie von Gandhi- und Kasturba-Fotos und den Saal für die Gebetsgesänge.

Damit hat sie eigentlich recht, aber ich muss gestehen, dass ich allmählich in der Grundstimmung bin: Die Hauptsache ist, dass wir die Reise gesund überstehen! Ob ich dann etwas mehr oder weniger gesehen und erlebt habe, ist nicht mehr so wichtig. Allerdings muss ich mich in dieser Resignation auch fragen, ob ich mit sechs Wochen in Deutschland nicht hätte mehr anfangen können und ob nicht eine Reisedauer von drei bis vier Wochen ausreichend und besser zu verkraften gewesen wäre.

In dieser depressiven Stimmung fragte ich mich also: Was kommt jetzt auf dieser Reise noch qualitativ Neues? Wir wären schon daran interessiert gewesen, wenigstens durch die Kasturba-Stiftung und ihre verschiedenen Einrichtungen geführt zu werden. Diese uns gestern angebotene Führung konnte aber heute nicht mehr zustande kommen, weil der Lehrer, der sie uns angeboten hatte, sich heute um die Festgäste aus den Dörfern kümmern musste. An diesem Fest hätten wir dann auch noch teilnehmen können, aber dieses kam nicht in Gang, weil der Strom, der für die Lautsprecheranlage benötigt wurde, ausfiel. In Indien wartet man im Jahresrhythmus auf den Monsun und im Tagesrhythmus auf den Strom und manchmal sogar auf das Wasser in der Leitung.

Um 16 Uhr fahren wir dann endlich mit dem gesamten Gepäck auf einem Dreirad-Transporter zu dem Visarjam Ashram der Vinoba Bhave Nachfolger. Im großen, neu errichteten Gebets- und Versammlungsraum des Ashrams hängen an den Wänden illustrative, farbige Gemälde, welche Vinobas ganzes Leben, insbesondere aber die Landschenkungsbeziehung darstellen.

Es ist mittlerweile 16.30 Uhr. Während die anderen zu einem Tempel eilen, der um 17 Uhr schließen wird, übernehme ich es, auf das Gepäck in dem nicht verschließbaren Gästeraum des Ashrams aufzupassen und mache es mir - weil ich zu Fuß eben nicht eilen kann und entsprechend meiner neuen Philosophie des Überstehens, die ich mir in den letzten beiden Nächten zurechtgelegt habe - im Gästeraum des Ashrams bequem, stelle das Notebook auf einen Blechtisch und bekomme dann zu meiner Überraschung auch schon Tee und Kekse gebracht.

Ich freute mich über diese kleine Aufmerksamkeit, zumal der Hunger zurückgekehrt war und der Magen sich erholt zu haben schien. Ich führte zwei Ashram-Bewohnern und ihren

Kindern das kleine summende, flimmernde technische Wunderwerk aus Amerika auf dem Blechtisch vor.

Ich hatte nach längstens einer Stunde mit der Rückkehr unserer Gruppe gerechnet. Da sie aber weit länger ausblieb, und das Licht zum Fotografieren schwand, machte ich mich schließlich allein auf einen Rundgang durch den Ashram. Ich kam mit einer Gruppe junger Leute - radebrechend - ins Gespräch bzw. eben so in Kontakt, unter ihnen ein Hobbyphotograph mit einer russischen Kamera Marke Zenit.

Der von Vinoba Bhave gegründete Ashram scheint nur noch für Wohnzwecke genutzt zu werden. Im Stall finde ich nur noch drei Milchkühe und drei Kälber. Junge Leute sehe ich am Abend auf Motorrollern und mit Kofferchen in den Ashram zurückkehren. Der Ashram liegt mittlerweile an einer Hauptverkehrsstraße und seine landwirtschaftlichen Einrichtungen wirken anachronistisch. Zu diesen Einrichtungen gehören zwei tiefe große und zu anderen Zeiten sicherlich sehr leistungsfähige Brunnen. Mitten durch den Ashram läuft ein völlig verschmutztes ca. 1,50 Meter breites und auf Brücken zu überquerendes Rinnsal. Mit dieser Kloake scheinen sich die Ashrambewohner abgefunden zu haben. Auch an anderen Stellen beobachte ich den Zerfall. Neben der Hauptverkehrsstraße hatte wohl zunächst der große Gebetssaal gestanden, der aber zur Zeit nicht mehr benutzt wird. Daran angelehnt und hinter einem Zeltvorhang findet eine Hochzeitsparty ohne viel Geräusch statt.

Vor dem neuen Gebetssaal, in dessen Nebenraum und Gästezimmer - mit vier Betten - ich auf meinem Computer schreibe, ist Rasen angelegt, und sind im Viereck Bäume gepflanzt worden, die inzwischen ein Alter von 15 bis 20 Jahren haben dürften. Dies ist ein schöner Platz und ich schließe aus der neuen Anlage, dass der Ashram heute in erster Linie als Versammlungsort für außerhalb Lebende dient, die hier nur zum Gebet und zur Beratung sich sammeln.

Hinter dem Ashram, weitab von der Straße gibt es noch offenes Gelände, doch dieses scheint landwirtschaftlich von den Ashrambewohnern nicht genutzt zu werden.

Als es bereits dunkel war, kam um 19.30 Uhr unsere Gruppe zurück. Sie war nicht, wie ich hatte annehmen müssen, zu Fuß zu einem nahe gelegenen Tempel gegangen, sondern hatten sich mit einer Autorikscha auf eine Stadtrundfahrt begeben.

Frau Mehra habe sich dann fast eine Stunde im Tempel aufgehalten. Dieser sei neueren Datums und innen mit Spiegelmosaiken ausgekleidet gewesen - ein gefühlsmäßig nicht zu überbrückender Kontrast zum europäischen Sakralbau. Die vier Deutschen hatten vor dem Tempel, mit dessen Schließung sie fortwährend rechneten, auf Frau Mehra gewartet und schließlich die Zeit genutzt, um sich abwechselnd in den benachbarten Straßen umzusehen, war es doch das erste Mal, dass unsere Gruppe sich im Zentrum einer indischen Stadt aufhielt. Ruth hatte die ungerufene Gelegenheit genutzt, um Ersatz für die beiden vermissten Wäscheleinen zu kaufen, so dass wir nun wieder problemlos unsere Moskitonetze aufhängen können.

Danach hätten sie mit Frau Mehra noch den Buchladen des Ashrams aufgesucht. Im Angebot vor allem die Schriften Vinoba Bhaves, jedoch in Hindi. Der Verkäufer habe die

wenigen englischen Übersetzungen aus dem Regal geholt und dann jeweils mit zwei geübten Schlägen der flachen Hand zunächst entstaubt und dann vorgezeigt. Diese Prozedur demonstrierten mir Friedemann und Georg.

Vor der Abfahrt unseres Zuges blieb nun gerade noch eine halbe Stunde für die Einladung zum Abendessen im Hause des Ashramleiters. Mir war die Situation außerordentlich unangenehm. Die Familie des Gastgebers hatte sich große Mühe gegeben und machte uns ein reichhaltiges Angebot. Wir hatten jedoch keine Zeit, verschlangen die Speisen in großem Bissen, angetrieben von Frau Mehra. Sie selbst führte noch ungerührt auf Hindi ein Gespräch über den Ashram und machte sich Notizen. Wir bekamen jedoch nicht einen einzigen Satz übersetzt und fuhren so uninformiert ab, wie wir angekommen waren.

Ich weiß allmählich nicht mehr, wie ich mit meinem Ärger noch umgehen soll. Es wäre doch wirklich interessant gewesen zu erfahren, was zum Niedergang dieses Ashrams geführt hat. Er scheint eine große Vergangenheit gehabt zu haben, denn an seinem Eingang nahe bei der Straße steht ein Denkmal in Obeliskform, das auf die Landschenkungsbeziehung verweist. Ich mag jedoch Frau Mehra um keine Auskünfte mehr bitten, weil ich davon ausgehen muss, dass mir solche nur sehr unwillig, schroff und verkürzt erteilt werden. Sie müsste doch selbst spüren, dass ich völlig frustriert von diesem Ort wieder abfahren muss.

Sie hatte sich auch mit keiner Silbe dafür entschuldigt, dass sie mich mit einer Fehlinformation zur Bewachung des Gepäcks zurückgelassen hatte. Im übrigen war ich nicht der einzige, der sie missverstanden hatte. Alle anderen hatten auch angenommen, dass sie in kurzer Zeit zu Fuß einen nahegelegenen Tempel aufsuchen und dann schnurstracks zurückkehren und den Ashram besichtigen würden. Ruth sagte mir, dass sie vollkommen überrascht gewesen sei, als plötzlich ein Taxi heran gewunken wurde, um in die Innenstadt zu fahren.

Hoshangabad, 19.3.1997

Schlafwagengeräusche. Vom Aufstieg und Niedergang eines Quäker-Ashrams. Blumen und Kerzen treiben im heiligen Strom und dennoch Überlegungen zum religiösen Fanatismus.

Während der zweiten Nachtfahrt, bei der ich wenigstens ein 'zulängliches' Bett erhielt, hatte ich den Eindruck, dass der Zug mehr stand als fuhr. Und wenn er stand, dann hörte man neben dem Surren der Ventilatoren auch die verschiedensten Schnarchgeräusche, meistens in tiefem, leisem Grundton. Einmal schrie ein Mann im Schlaf auf. Doch das Auffallendste war ein volltönend und die Tonlage wie ein Opernstar haltender, doppelbäckig geklemmter und sich lang hinziehender Furz. Denkt man in Deutschland an die Geräusche Indiens in der Nacht, dann hat man Kiplings Dschungelbuch im Ohr, doch eine Tonbandaufnahme nächtlicher Schlafwagengeräusche hätte ihren eigenen Reiz und wäre ein Schmuckstück in der Sammlung eines Hörspielingenieurs. Doch Savita Mehra, die

bisher so manchen Gebetsgesang aufgenommen hat, schlief fest und ließ sich dieses Schmankerl unter den Geräuschen Indiens entgehen.

Ich lag mit dem Kopf zum Gang. Braune, nackte oder auch besockte Füße ragten herein. Die meisten Schläfer hatten sich in eine dünne Decke gemummelt - wegen des Fahrtwindes oder auch wegen des Luftzugs der Ventilatoren oder vielleicht auch wegen der Mücken, die sich beim Anhalten und nach dem Abschalten der Ventilatoren sofort störend bemerkbar machten. Ich habe trotz der Möglichkeit, mich auszustrecken, wenig geschlafen und war am Morgen schmutzig, verschwitzt und wie zermatscht, aber doch um eine pittoreske Erfahrung reicher.

Mit mehr als einer Stunde Verspätung kamen wir in Bophal an, ein Ortsname, der auch in Deutschland bekannt und berüchtigt ist, weil es hier im Zweigwerk eines ausländischen Chemiewerks zu schweren Vergiftungen gekommen war, und der Konzern sich dann bei den Entschädigungen bemerkenswert schäbig gezeigt hatte. Wir mussten dann immer noch zwei Stunden auf den Anschlusszug warten - Tee trinkend in einem tristen Bahnhofslokal. Wir hatten einige Kekse und Bananen und Apfelsinen dabei. Die Inder bestellten sich meist Rührei mit Butterbrot. Ursula tat desgleichen auf eigene Rechnung.

Für etwa 280 Kilometer von Indore bis Hoshangabad haben wir 14 Stunden gebraucht. Mir graute vor der übernächsten, noch weit längeren Etappe, nämlich der Fahrt von Wardha nach Morena. Ich maß auf der Karte Georg Meusels nach. Das waren Luftlinie mindestens 700 km, in Wirklichkeit also wahrscheinlich fast 800 km. Das bedeutete mit großer Wahrscheinlichkeit mehr als 24 Stunden Fahrt mit möglicherweise sogar mehr als einem Umsteigemanöver. Als Frau Mehra sich bei mir dann allergnädigst erkundigte, wieviel Mittagspause ich wünschte, sagte ich ihr, dass meines Erachtens mindestens eineinhalb Stunden erforderlich seien, um sich frisch zu machen und um sich ein wenig zu erholen von den Strapazen der Nacht. Insgesamt sei jedoch das Problem, dass wir am Rande unserer Kräfte seien und dass diese Reise zum survival trip entarte.

Ich ärgere mich über sie, und dann tut sie mir auch wieder leid. Sie ist doch eine hübsche Frau und sie kann, wenn sie mal nicht meint, die Reiseleiterin spielen zu müssen, auch sehr nett, beinahe charmant sein.

Da ich aber nun schon mal geladen war, sagte ich noch, dass ich ihre Reinlichkeitsvorstellungen reichlich irrational fände. Sie lasse sich aus keiner Flasche eingießen, aus der ein anderer - die Lippen ansetzend - getrunken habe, doch sie stecke sich beim Abzählen des Geldes die Rupianscheine zwischen die Lippen. Georg Meusel meinte sarkastisch, die Rupianscheine müssten eben gelegentlich zur 'Reinigung' und zum weiteren Gebrauch abgeleckt werden.

Das Ziel unserer Reise ist heute ein Ashram, der schon vor Gandhis Zeiten bestand und von englischen Quäkermisionären gegründet worden war. Wir werden am Bahnhof von den indischen Quäkern freundlich empfangen und fahren mit vier Autorikschas zum Ashram, der einen ausgestorbenen Einduck macht, so idyllisch er auch unter hohen Bäumen liegt. Wir werden im Gästehaus untergebracht. In den Schränken eingestaubte Quäkerbroschüren. Für uns ein Dreibett- und zwei Zweibettzimmer. Da mit Miss Mehra niemand schlafen

mag, erhält sie in "freier" Gruppenentscheidung, die sie uns großzügig überlässt, das Einzelzimmer und Ruth und ich werden wieder mal getrennt.

Es kommt zu einer längeren Pause, weil die Gastgeber wohl auch keinen Sinn darin sehen, bei der größten Hitze über das Gelände zu gehen. Um 16 Uhr zeigt uns dann der Gärtner, der im Kasturba Ashram in Indore vor seiner Pensionierung den Obstgarten angelegt und die Zucht vielversprechender Pflanzen betrieben hat und der hier nun im Ruhestand lebt, den ganzen Ashram. Viel zu sehen gibt es nicht - zumindest nicht mehr. Landwirtschaft wird zwar noch betrieben, aber in sehr stark reduzierter Form. Insgesamt leben auf dem Gelände wohl gerade noch fünf Familien; die meisten sind mit Verwaltungsaufgaben beschäftigt.

Der früher weit umfangreichere Mitarbeiterkreis wurde infolge des Geldmangels immer kleiner. Einen richtiger Einblick wird uns noch nicht gewährt, aber ich nehme an, dass ausländische Zuschüsse und auch ausländische Freiwillige ausgeblieben sind. Morgen beim Frühstück sollen wir noch Gelegenheit erhalten, mit dem Leiter der Anlage zu sprechen.

Zunächst bekommen wir die Reste der Viehzucht - inklusive zweier Bullen mit riesigen Hoden und Specknacken - zu sehen. Das halbe Dutzend Kühe gibt weitaus mehr Milch, als uns bei AMUL gesagt worden war, nämlich im Durchschnitt mehr als 10 Liter pro Tag. Sie bekommen aber auch Klee zu fressen. Ich denke, dass der AMUL-Direktor mit der Behauptung, dass die Kühe seiner Genossenschaftsbauern nur einen dreiviertel Liter pro Tag lieferten und Stroh und Abfälle kauten und wiederkauten, uns einen Bären aufgebunden hat und die Steigerung der Leistungen auf Futteranbau zurückzuführen ist, was er wahrscheinlich nicht wahrhaben wollte.

Für unsere Erholung von der schlimmen Nachtfahrt war dieser ländliche Ashram, der aber noch nah an der Stadt liegt, sehr geeignet. Wir genossen den Spaziergang unter rot und gelb blühenden Bäumen, bewunderten die bunten Vögel und ließen uns auf den wenigen noch angebauten Feldern zeigen, wie hier vor allem Sojabohnen, Reis (aber nicht jetzt, sondern erst nach dem Regen), Weizen, Kichererbsen und auch Zuckerrohr angebaut werden - nach meinem Eindruck mittlerweile aber in erster Linie für den Eigenbedarf. Die ganze schöne Anlage ist im Verfall, aber man könnte sie noch wiederbeleben.

Am Abend fahren wir noch zu einer heiligen Stätte am Fluss. Ein großes Fest zu Ehren eines vor mehr als 20 Jahren verstorbenen Wohltäters dieser Stadt wird vorbereitet. Wir beobachten am Flussufer eine größere Gruppe junger und alter Männer, die in zunehmendem Tempo mit Holzschlegeln auf Bronzeplatten schlagen. Ich verstehe nicht, worum es geht, aber ich bin doch beunruhigt von dem Gesichtsausdruck der Beteiligten. Sie steigern sich in ihren Gesang immer mehr hinein. Ich frage mich, ob solch aufpeitschende religiöse Riten dazu führen können, dass die Inder, die so freundlich und tolerant wirken, unversehens zu Totschlägern werden. Merkwürdig ist aber auch, dass diejenigen, die sich im Moment noch eifrig an den Riten beteiligen, im nächsten Moment weggehen und dann völlig unbeteiligt wirken.

Aber das ist wieder so ein Vers, den ich mir nach dem Augenschein auf etwas nicht Verstandenes mache. Ich schreibe es auf. Auch Fehlinterpretationen können weiterführen,

wenn man sie nachträglich als solche erkennt. Ruth empfand die Szene als friedlich. Da seien doch auch Blumen dem Fluß übergeben worden; auf kleinen Schiffchen hätten Kerzen gebrannt, und wir hätten noch lange sehen können, wie sie in der Nacht flußabwärts getrieben seien.

Da mich wundert, dass Frau Mehra diesen Ashram überhaupt als Station ausgewählt hat, frage ich sie beim Abendessen nach der wichtigsten Informationsquelle dieser Reiseroute und erfahre, dass es sich um ein 1984 erschienenes Buch über Stätten der konstruktiven Aktion handle. Ich habe dazu nichts gesagt, weil ich die Stimmung nicht verderben wollte, aber mir wird immer klarer, dass von einer wissenschaftlich seriös vorbereiteten Reise eigentlich nicht die Rede sein kann. Ich werde mir auch keinen Fuß mehr herausreißen beziehungsweise meine kaputte Hüfte schinden, um das von ihr vorgesehene Programm abzuarbeiten. Heute hat sich wiederholt, was gestern bei dem von Vinoba gegründeten Ashram bereits erkennbar war: Diese Ashrams scheinen abzusterben. Ruth und ich berichten gewissermaßen zum Kontrast von unseren Eindrücken in israelischen Kibbuzim, die mit dem Gandhistischen Ashram-Konzept sich vergleichen ließen, allerdings en jour gebracht würden.

Frau Mehra beteiligt sich an diesem Gespräch nicht, sondern löchert dann Ursula mit der völlig realitätsfremden Frage, warum sie denn beim Abtransport ihrer jüdischen Klassenkameradin 'keinen Widerstand geleistet' habe. Ursula war damals 12 Jahre alt, und die Eltern konnten mit einem Kind doch nicht Klartext reden, weil sie befürchten mussten, dass nazistische Lehrer die Kinder aushorchen und die Informationen dann gegen die Eltern verwenden würden. Die Gestapo lebte im Dritten Reich in erster Linie vom Denunziantentum. Ein der Stasi vergleichbares Netz von 'informellen Mitarbeitern' hatte sie gar nicht. Ich weiß nicht, welche Vorstellungen Frau Mehra vom Widerstand gegen ein totalitäres, im Krieg befindliches System hat. Sie meinte wahrhaftig, alle Deutschen seien zur Zeit des Dritten Reiches Mitglied der NSDAP gewesen. Dies hatte sie aus dem Umstand geschlossen, dass alle Jungen und Mädchen in nazistisch gelenkten Jugendorganisationen mitmachen mussten. Es wird wirklich Zeit, dass sie mal Victor Klemperers Tagebücher liest, was sie angeblich vorhat.

Ich hatte aber während des ganzen Gespräches nichts Kritisches zu ihr gesagt, sondern war wie die anderen auf ihre ahnungslose, nichtsdestotrotz penetrante Fragerei mit Eselsgeduld eingegangen. Als sie dann aber mit der größten Selbstverständlichkeit verkündete, dass wir morgen um 7 Uhr frühstücken würden, platzte mir wieder der Kragen. Wir bräuchten nach der letzten Nacht mehr Schlaf, und ob sie denn immer noch nicht begriffen habe, dass sie auf unsere Gesundheit Rücksicht nehmen müsse und ihre persönlichen Schlafgewohnheiten für uns keinen verbindlichen Maßstab abgäben. "Mit Ihnen diskutiere ich nicht mehr." Die anderen erklärten jedoch gleichfalls kategorisch: Vor 8 Uhr kämen sie nicht zum Frühstück. Es zeigte sich dann aber auch, dass die Gastgeber keine Lust hatten, vor 8 Uhr Frühstück zu machen.

Hoshangabad, 20.3.1997

Die Rücksichtslosigkeit der Reiseleiterin steigert meinen Zorn. Offenherzige Auskünfte über die Schwierigkeiten der Reorganisation des Quäker-Ashrams.

Jeder Morgen beginnt allmählich mit einer neuen Unverschämtheit Frau Mehras. Heute hatte Georg bereits seine Badesachen in das einzige Bad gehängt, um noch auf die Toilette zu gehen. Da kommt sie und fragt ihn, ob sie vor ihm das Bad benutzen dürfe. Als höflicher Mensch lässt er der Dame den Vortritt. Ergebnis: Sie lässt ihn und uns eine geschlagene halbe Stunde warten, bis sie ihre Haare und eben auch noch Wäsche gewaschen hat. Mir reicht es jetzt: Ich rede sie nun doch ziemlich scharf und laut an - ohne direkt zu schreien. So lange das Bad zu okkupieren, sei eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen. Bei ihren Manieren würde es in einer fünfköpfige Familie morgens zweieinhalb Stunden dauern, um sich für Schule und Arbeit fertig zu machen. Ihre Reaktion: Mit Ihnen werde ich auf der ganzen Reise kein Wort mehr reden.

Und dann hat diese Frau auch noch die Frechheit, mich nach 5 Minuten, die ich im Bad verbracht hatte, weil ich mir auch die Haare waschen wollte, zu fragen, ob ich jetzt bald fertig sei. Sie wolle ihre Wäsche nachspülen. Da sagte ihr aber dann Ursula deutlich, dass sie selbst jetzt erst mal mit der höchstkörpereigenen Morgentoilette an der Reihe sei und nicht das Nachspülen der Saris der Reiseleiterin. Ruth meinte, mit dieser Frau zu reden - in welchem Ton auch immer - sei völlig sinnlos, man könne genau so gut "Hänschen klein" singen.

Dabei war ich in friedlicher Stimmung erwacht, obwohl ich nicht durchgeschlafen, sondern mehrere Stunden wach gelegen hatte. Mein ganzes Sinnen war zunächst darauf gerichtet gewesen, mit Ruth einen kleinen Morgenspaziergang zu machen und ihr dabei mitzuteilen, was mir in dieser schönen Nacht durch den Kopf gegangen war. Ich brauche ihre Nähe und den Austausch von Zärtlichkeiten. Dieses oktroyierte Bramacharya finde ich einfach bescheuert.

Meiner Grundgelassenheit kam im übrigen zugute, dass ich mir während der Nacht bereits vorgenommen hatte, den Tag über im Ashram zurückzubleiben. Die Aussicht auf ein Gespräch mit einem alten Herren, der Gandhi noch gekannt und inzwischen sich um Dorfsanierung bemüht und dafür auch einen Preis gewonnen hatte, lockte mich jedenfalls nicht mehr als ein ruhiger Tag im Ashram, in dessen Verlauf ich versäumten Schlaf nachzuholen und das Tagebuch zu ergänzen gedachte. Vielleicht würde ich sogar noch zum Malen - unter hohen Bäumen, auf Sandsteinplatten sitzend - kommen.

Beim Frühstück setzte sich ein indischer Quäker aus dem Ashram-Stiftungsrat zu uns. Er machte kein Hehl aus den Schwierigkeiten, in denen der Ashram stecke. Früher hätten sie vor allem erzieherisch gewirkt durch hygienische und medizinische Aufklärung und Hilfeleistung. Danach hätte sich in den 70er Jahren auch noch die Anleitung zum Brunnenbau aus Betonringen als erfolgreich erwiesen. Mit dem Aufbau einer musterhaften Molkerei und Viehzuchtanlage hätten sie jedoch keinen Erfolg gehabt, und die Restbestände dienten jetzt vornehmlich dem Eigenbedarf. Auch mit dem ökologischen Landbau seien sie auf keinen grünen Zweig gekommen. Sie würden zwar keine Pestizide und chemischen Düngemittel einsetzen, aber sie würden jetzt wieder tief pflügen und nicht nur die Erde anritzen und dann säen und setzen. Ich hatte mich gestern über ein angebliches Soja-

bohnenfeld gewundert, in dem neben Soja auch alles mögliche andere noch spross. Das war vermutlich der Rest des "natürlichen Anbaus".

Er sprach ein halbwegs deutliches Englisch und Frau Mehra hatte darum sofort gesagt, natürlich ohne mich darum zu bitten oder auch nur zu fragen, dass ich die Übersetzung übernehmen würde, was durch ihre ständigen, ahnungslosen Zwischenfragen jedoch außerordentlich erschwert wurde. Der Gastgeber war dann richtig dankbar, dass ich ihm am Schluss noch aufmerksam zuhörte, als er schließlich zu der von mir eingangs gestellten Frage nach der Zukunft der Anlage kam. Sie wollen wie die südafrikanischen Missionskirchen - und von der Partnerschaft des Kirchenkreises Spandau mit dem Kirchenkreis Kapstadt kannten Ruth und ich das Problem - von den auswärtigen Zuschüssen und dem ausländischen Fachpersonal unabhängig werden. Doch sie wissen noch nicht, wie sie dies schaffen sollen. Demnächst stehen in den Quäkertreffen der Gegend ausführliche Beratungen an.

Ich freute mich über seine Offenheit und sagte ihm, dass ich dieses partizipatorische Quäkerverfahren außerordentlich schätze und ihm Ausdauer und Erfolg wünsche. Es war schön, dass wir beiden uns so gut verstanden.

Und wie verbrachte ich dann meinen freien Tag im Ashram? Ich hatte auf Verköstigung verzichtet, hielt mich an Pfefferminztee und einige Scheiben Knäckebrot, holte ein paar Stunden Schlaf nach und schrieb Tagebuch. Es wehte ein flotter Wind, der die dürren Blätter von den Bäumen bis in mein Zimmer wirbelte, mich aber auch erfrischte. Ich kam mit meiner Arbeit gut voran und wartete in Ruhe und voll lieber Gedanken auf Ruth.

Als sie zurückkam, hatten wir vor dem Abendessen noch eine gute Stunde Zeit für einen Spaziergang über das weite Gelände des Ashram. Wir freuten uns an den roten, von den Bäumen rieselnden Blüten und an der reichen Vogelwelt, auch wenn wir bis auf die Gänsereihe keine Namen wussten, und setzten uns dann weitab von den Gebäuden des Ashram auf einen Stein.

Sie war mit dem Verlauf des heutigen Tages auch sehr zufrieden. Der alte Herr und Dorferneuerer, dem heute die Exkursion gegolten hatte, erwies sich im Gespräch als der Gründer des indischen Zweiges der War Resisters International. Auch meinen Freund Devi Prasad, den Generalsekretär der WRI, erwähnte er im Gespräch. Er sprach gutes Englisch, und Ruth konnte ihn besser verstehen als unsere früheren Gesprächspartner. Sie konnte aber von sich aus das Gespräch nicht auf den Zivilen Friedensdienst bringen, obgleich sich unser indischer Gastgeber trotz seines hohen Alters und seiner teilweisen Lähmung - infolge zweier Schlaganfälle - lebhaft für die deutsche Friedensbewegung interessierte. Georg Meusel und Friedemann Gehrt wussten ihm aber auch viel zu berichten.

Ruth bewunderte den traumhaft schönen Blumengarten an seinem Haus und freute sich, von seiner Enkelin durch die Seminarschule geführt zu werden. In dem Schlafräum standen die Betten für die Mädchen in dichten Reihen - ohne jeden Zwischenraum. Die Eisenbetten wirkten verglichen mit den uns von anderen Orten bekannten Schlafgelegenheiten auf dem Fußboden noch komfortabel trotz der Enge, aber die Enkelin fügte dann hinzu, dass in jedem Bett jeweils zwei der durchschnittlich 14jährigen Mädchen schlafen würden. Aber

auch ein solcher Platz im Internat ist eine Chance und ein Glücksfall für diese zarten Mädchen vom Lande. Ruth meint, manch schönes Foto dieser Landpomaranzen unter Blütenzweigen gemacht zu haben. Wenn man doch nur Einzelschicksale kennen würde und verfolgen könnte!

Ruth war dann auch noch allein durch die engen Straßen des musterhaft gepflegten Dorfes gegangen und hatte Szenen aus dem bäuerlichen Leben und phantasievoll gestaltete Häuser fotografiert.

Wardha und Sevagram, 21.3.1997

Rundgang in Gandhis letztem Ashram. Warum der englische Vizekönig für Gandhi ein Telefon installierte und von meinen Erinnerungen an das Entstehen einer Gandhi-Biographie in der Badewanne. Das Gespräch mit dem Nachfolger Vinoba Bhaves über dessen Strategie und eine nicht gehaltene Rede über den Beitrag der Deutschen zur Weltkultur.

Da ich die Nachtfahrt ausgeruht und von Ruth auf sanftes Benehmen eingestimmt antrete, gelingt es mir auch sogleich, den zum 'Sleeper' gehörigen Schlaf zu finden.

Das Repertoire an nächtlichen Geräuschen, imaginäres Mitbringsel für einen deutschen Toningenieur, wurde in dieser Nacht durch einen voluminösen Nachbarn um ein weiteres Kabinettsstück erweitert. Er hatte sich auf das gegenüberliegende Hochbett am Fenster gesetzt, seinen eisenbeschlagenen Koffer für die Nacht angekettet und sich dann nach der Abfahrt in Hoshangabad den Magen vollgeschlagen, kräftig nachgespült und sich abschließend mit lauten und sich wiederholenden Rülpsern aus dem tiefsten Inneren quasi in Form der Bauchatmung eine gewisse Erleichterung verschafft. Kaum erwachte er um 3 Uhr in der Frühe, brachte er erneut seine Meldungen der zwischenzeitlichen Verdauungstätigkeit den Mitreisenden zu Gehör.

Im Morgengrauen heißt es in Nagpur umsteigen. Anderthalb Stunden sitzen wir auf dem Bahnsteig, trinken Limonade aus Flaschen mit Kronkorken, essen Bananen. Gesprächig ist um diese frühe Stunde noch keiner. Im Anschlusszug nach Wardha haben wir ein Abteil mit Holzbänken. Glücklicherweise ist es fast leer, und Georg und Ursula können auf den breiten Sitzen sogar noch eine Stunde schlafen. Ruth und ich unterhalten uns mit Friedemann.

Von der Bahnstation Wardha fahren wir mit Riksha-Taxis ungefähr 8 Kilometer über Land, um nach Sevagram, Gandhis letztem Ashram, zu gelangen. Dort hat er - von Gefängnisaufenthalten und Touren zur Besänftigung sich massakrierender Landsleute unterbrochen - von 1936 bis zu seiner Ermordung in New Delhi im Januar 1948 gelebt.

Der Ashram ist ausgedehnter als die früheren, doch in der Bausubstanz noch schlichter. Die Hütten mit ihren ausladenden, Schatten gewährenden, ziegelgedeckten Dächern wurden in Billigbauweise aus Lehm und Holzstangen errichtet. Sie haben sich gut gehalten. Vielleicht

wurden sie auch zwischenzeitlich ausgebessert. Gandhis und Kasturbas Unterkünfte und Gandhis Büro und Bad können besichtigt werden.

Ich inspiziere Gandhis Badewanne. In ihr soll 1942 auch Louis Fischer gesessen und auf einem quergelegten Brett sein Manuskript getippt und sich immer wieder mit einem Becher Wasser übergossen haben. Diese Szene hatte mein Bild journalistischer Tätigkeit in tropischen Ländern geprägt. Beim Augenschein kann ich mir nicht mehr so recht vorstellen, dass ein Koloss wie Louis Fischer es in einer Badewanne sitzend stundenlang vor einer Reiseschreibmaschine aushalten konnte. Jetzt, 55 Jahre später, gibt es in Sevagram schattige Bäume, unter die man sich viel bequemer setzen und begleitet von Vogelsang sein Handwerk ausüben kann.

So war denn der historische Einrichtungsgegenstand, der mich am meisten beeindruckte, mitten in Gandhis Büro ein Glaskasten mit Telefon. Der Vizekönig hatte es für Gandhi installieren lassen, um den Mahatma im Bedarfsfall an der Strippe zu haben. Welch ausgeprägter Sinn für Kommunikation mit dem politischen Gegner! Doch wozu das von 1 Meter aufwärts verglaste, hölzerne Telefonhäuschen im luftigen Arbeitsraum? Die Erklärung lautete, Gandhi habe innerhalb dieses Schwitzkastens die Stimme des Kolonialherren besser verstanden. Oder sollten die anderen nicht mithören?

Auf dem Gelände findet man mannigfaltige Hinweise auf die Gepflogenheiten des Mahatmas und seiner Frau Kasturbai. Markiert ist auf einer Veranda sogar der Platz, auf dem beide im Schneidersitz zu essen pflegten. Gezeigt wird uns auch der Baum, neben dem Gandhi 1946, als er sich von einer Erkältung erholte, sein Sonnenbad genommen hat. Heute kann man dort im tiefen Schatten Siesta halten. Neben dem Gebetsplatz hat Gandhi eigenhändig die Pappel gepflanzt, die dort inzwischen zu stattlicher Höhe aufgeschossen ist. Ach wenn die sozialen Bewegungen nur auch so schön wachsen würden!

Zu Gandhis Zeiten lebten hier Hunderte von Aktivisten, jetzt dürften es gerade mal zwei Dutzend meist alter Menschen sein, die das Freilichtmuseum und die Gäste betreuen. Der Gebetsplatz ist für die wenigen Gandhianer viel zu groß. Ein mit Kies bestreutes, von einem niedrigen Zäunchen eingegrenztes Viereck etwa 20 x 20 Meter. Gandhis Sitzplatz ist wiederum mit einem Schild gekennzeichnet. Bapu hier, Bapu da.

Wir bekamen bisher immer die offizielle Version für den Umzug vom Sabermati Ashram (bei Ahmedabad) an diesen abgelegenen Ort zu hören. Gandhi hatte gesagt, er wolle nicht nach Sabermati zurückkehren, bevor die Unabhängigkeit nicht erlangt worden sei. Seltsam. Vielleicht gab es auch noch andere Motive für den Ortswechsel, denen man nachspüren sollte. Im Vergleich zum vergleichsweise weltstädtischen Sabermati scheint es hier in Sevagram zu Stiländerungen im sozialen Zusammenleben des Ashrams gekommen zu sein.

In Sabermati waren im Ashram auch Hochzeiten gefeiert worden, vorausgesetzt, es war ein Kastenloser unter den Brautleuten. Das dortige Museum zeigt auf einem der Historien Gemälde eine solche Hochzeit unter Blumengirlanden. Und die Gandhis mittenrang. Doch hier in Sevagram verkündet vor Gandhis Büro ein strenge, dunkle Tafel eine andere Regel des Zusammenlebens. 'Bramacharya' gehört als Numero 11 zum Reglement. Und Bra-

macharya heißt im Klartext: Verzicht auf intime sexuelle Kontakte. Wie sollte ein solch klösterlicher Ashram zum Modell für Indien werden?

Gandhi pflegte seinen Regeln und Experimenten, in die er häufig andere einbezog - und in diesem Falle wohl eher zu deren Leidwesen -, eine spirituelle Bedeutung zu geben. Irdisch gesprochen sehe ich in dieser Regel zunächst nur eine Konsequenz der räumlichen Bedingungen. Hier lebten von Anfang an rund 200 Menschen. Es gab nicht genügend Räume für intime Beziehungen. Doch warum hat man dann nicht die Architektur den Bedürfnissen angepasst, statt umgekehrt zu verfahren? Bauplatz gab es genug, und um der Liebe willen hätte sich doch gerne manches Paar die Mühe gemacht, ein Häuschen zu bauen. Was ist denn die schönste Gewaltfreiheit ohne die kleinen Nachwuchsgandhis?

Wenn ich vor siebzig Jahren nach Sevagram gekommen wäre, um hier im Umfeld Gandhis die Gewaltlosigkeit zu studieren, wie dies Dietrich Bonhoeffer mit Gandhi vereinbart hatte, hätte ich mich über diese Regel gewiss nicht nur gewundert. Warum kein 'konstruktives Programm' für ein die Lust nicht unterdrückendes, familienverträgliches Zusammenleben?

Hätte ich bei Gandhi mit diesem Ansinnen auf Granit gebissen? Gab es im Ashram auch einen Diskurs in solch elementaren Fragen der Psyche und des menschlichen Wohlbefindens? Was bedeutet im Blick auf das Sexuelle denn Satyagraha? Was ist hier das Experiment mit der Wahrheit? Welche Beweise hatte Gandhi denn - außerhalb seiner persönlichen Erfahrung - für die Behauptung, dass die Unterdrückung des Sexualtriebes unsereinen zur gewaltfreien Konfliktbearbeitung befähigt? Ist Bramacharya denn nicht mehr oder weniger Krampf? Dass Martin Luther die Ehelosigkeit der Priester abschaffte, war doch vernünftig und die Evangelische Kirche ist über Jahrhunderte mit diesem reformatorischen Schritt recht gut gefahren.

1936 hat die Amerikanerin Margret Sanger, eine Expertin auf dem Gebiet der Geburtenkontrolle, Gandhi in Sevagram besucht und ihn für sichere, moderne Formen der Geburtenkontrolle zu gewinnen gesucht. Gandhi winkte ab. Sein Ideal sei es, die sexuellen Kontakte auf den bloßen Vorgang der Zeugung von Nachkommen zu beschränken. Alles Weitere war für ihn verwerfliche Lustmolcherei. Da war er noch päpstlicher als der Papst. Andererseits war er aufrichtig genug, kurze Zeit nach diesem Gespräch urbi et orbi in seiner Hauszeitung *Harijan* (26.12.1936) zu berichten, dass er davon geträumt habe, mit einer Frau zu schlafen. Er meinte dies nach 30 Jahren der Enthaltensamkeit als 'schwärzeste Stunde' bezeichnen zu müssen, statt sich darüber zu freuen, dass er mit 67 Jahren an solchen Phantasien noch Gefallen finden durfte - was doch auch wechselseitig gilt. Er kämpfte da an einer Front, wo es im Idealfalle doch Gott sei Dank mal gar nichts zu kämpfen gibt. Er sagte zu Frau Sanger: "Ich habe es verstanden, Frauen darin zu unterrichten, ihren Ehemänner Widerstand zu leisten. Das wirkliche Problem ist aber, dass viele ihnen gar keinen Widerstand leisten wollen."⁽²⁷⁾

Begründet hat Gandhi seine Regel des Bramacharya - und die englische Übersetzung lautet Chastity (Keuschheit) - für meinen Geschmack allzu mönchisch und in einem mit dem

²⁷ M. Sanger: *An Autobiography*, New York: W. W. Norton, 1938. Zit. n. Yogesh Chadha: *Rediscovering Gandhi*, London 1997, S. 338

Schöpfungsgedanken schwer zu vereinbarenden, grundsätzlichen Misstrauen gegen das Triebhafte und das Instinktive in der Natur:

"Ein Bramachari ist ein Mensch, der seine Sinnesorgane kontrolliert in Gedanken, Worten und Werken. Nur wenige besinnen sich darauf, dass ein Bramachari nicht nur ein bestimmtes, sondern alle Sinnesorgane zu kontrollieren hat. Du bist noch kein Bramachari, wenn du dir einbildest, dass die bloße Kontrolle der tierischen Leidenschaften das Einundalles der Keuschheit sei. Wer nur ein Sinnesorgan kontrolliert, den anderen jedoch ihren Lauf lässt, darf mit keinem Erfolg seiner Bemühungen rechnen. Wer seine animalischen Triebe kontrollieren möchte, muss auf all die unnötigen Dinge verzichten, welche diese Triebe reizen. Du musst es lernen, auf die Gaumenkitzel zu verzichten, und du musst aufhören, aufgeilende Literatur zu lesen.

Die Frau ist für den Bramachari keine Türsteherin vor der Hölle, sondern die Inkarnation unserer Mutter im Himmel. Der ist noch kein Bramachari, der in seinen Gefühlen und Sinnen durcheinander gerät, wenn er einer Frau ansichtig wird oder sie berühren muss im Rahmen einer Dienstleistung."

Das ist ja ganz nett gesagt, und unsere Gruppe hat es auch zu schätzen gewusst, dass die Speisen in Sevagram nur milde gewürzt waren, und selbstverständlich sollten Satyagrahis nicht hinter jedem Rock herlaufen und sich bemühen, ihre Beziehungen zum anderen Geschlecht längerfristig aufzubauen und zu pflegen, aber wenn es dann zwischen Zweien funkt, dann muss es auch funken dürfen. Und dann sollen sich die anderen à la Sabermati über die Hochzeit freuen.

Faktisch sind wir auf unserer Reise immer wieder auf Paare mit Ashram-Vergangenheit gestoßen, die seit Jahrzehnten zusammenlebten und natürlich auch Kinder hatten. Ich frage mich, warum diese Satyagrahi-Regeln Gandhis nach wie vor kommentar- und kritiklos propagiert werden.⁽²⁸⁾ Das ist ein weiteres Indiz dafür, dass in Indien über Gandhis Experimente und Theorien nicht genügend nachgedacht wird. Er wird von vielen nur verehrt, ohne dass sie das, was er lehrte, nur im Geringsten für verbindlich halten. Sonst müsste doch jeder Besucher dieses Ashrams ein dickes Fragezeichen hinter eine solch seltsame Regel setzen.

Ich war ja auf unserer Reise des Öfteren durch die äußeren Umstände - sprich getrennte Schlafräume - zu Bramacharya genötigt worden, ohne dass dies theoretisch begründet gewesen wäre. Hier am Ursprungsort dieser abstrusen Regel ging es mir dagegen gut. Shri Jalbhai, der Sohn eines Freundes aus südafrikanischer Zeit, hatte Gandhi hier in Sevagram besucht - möglicherweise sogar mit Gattin - und dabei festgestellt, dass ein Gästehaus fehlte. So war er auf die glorreiche Idee gekommen, Gandhi zu bitten, ihm ein Gästehaus schenken zu dürfen. Uns erwarteten vier Doppelzimmer statt des im Programm angekündigten Sechsbettzimmers. Wunderbar! Die Eisenbetten quietschten zwar, und unter dem Dachfirst gab es keine Zwischenwände, so dass man sich mit Zuruf leicht über alle Räume verständigen konnte. Doch die Räume hatten einen mit großen Natursteinplatten

²⁸ Ich habe Gandhis Kommentar zu den Regeln nicht in Sevagram vorgefunden, sondern erst im National Gandhi Museum in New Delhi, wo sie als Flugschrift auslagen und beim Familienausflug ad usum delphini eingesteckt werden konnten.

ausgelegten, sauberen Fußboden, auf die ich unsere Luftmatratzen legen konnte. Ruth hatte sich auch schon ihre Gedanken gemacht und war mit meinem Bettenplan sehr einverstanden.

Nach dem frühen Mittagessen mit den wenigen Bewohnern des Ashram und nach einer Ruhepause versammelten wir uns von 14.30 bis 16.30 Uhr im großen Schlafraum von Frau Mehra zu einem Gespräch mit Krishna Metha, einem vermutlich 75-jährigen und ganz weißhaarigen, langjährigen Mitarbeiter Vinoba Bhaves. Wir hatten ihn und seine etwa gleichaltrige Frau beim Mittagessen kennen gelernt. K. Metha ist als Nachfolger von Jayaprakash Narayan der Koordinator der Sarva Seva Sangh.

Er berichtet uns auf Englisch von der Landschenkungsbewegung und von den Entwicklungsstufen von Vinobas Experimenten bis in das Jahr 1969. Der Grundtenor des Vortrags ist, dass Vinoba gesellschaftspolitische Möglichkeiten aufzeigte und mit der praktischen Umsetzung von Prinzipien experimentierte. Von Stufe zu Stufe steigerte sich die philosophische Qualität des Experiments - doch meines Erachtens ohne einen durchschlagenden und anhaltenden Erfolg für die Verbesserung der Lage der Landlosen.

So sehr mich dieser Blick auf das Modellhafte und Vorbildliche bei diesem Vortrag auch beeindruckte, ich stellte dann doch - unter Berufung auf Gandhis Bereitschaft, eigene Irrtümer zu erörtern - auch noch die Frage, ob denn in der Landschenkungsbewegung Fehler gemacht worden seien, und worauf er es denn zurückführe, dass bei Vinoba Bhave der Umschlag von Qualität in Quantität nicht gelungen sei.

Er ging ohne Zögern bereitwillig auf meine Frage ein, und meinte, dass einer der Fehler gewesen sei, das geschenkte Land nicht bestimmten Personen - z.B. in einem Erpachtverfahren - zuzuordnen, sondern eine Art Almende in der Verfügung der Dorfgemeinde daraus zu machen.

Es war ein gutes Referat, aber ich vermute, dass sich das Allermeiste auch in diversen Büchern über Vinoba nachlesen lässt. Ich habe darum hier keinen Versuch gemacht, den Vortrag insgesamt zu rekonstruieren. Nach diesen Informationen stand das Abendessen bereit. Danach sollten wir am Abendgebet teilnehmen und uns bei dieser Gelegenheit auch vorstellen.

Der Verlauf des Tages ist im Ashram fest geregelt. Man trifft sich regelmäßig zum Morgen- und Abendgebet um 4.30 Uhr und um 18 Uhr. Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bestimmen den Tagesablauf. Beten und Frühstück vor dem ersten Dämmerlicht, damit bei Tagesanbruch noch in der frischen Morgenluft die Feldarbeit beginnen kann. Darum ist auch um 11 Uhr bereits Mittagszeit und um 17 Uhr trifft man sich beim Abendessen wieder.

Das Abendgebet findet im Freien statt. Der quadratische Kiesgrund vor der zwar hohen, aber auch weit ausladenden Pappel darf nicht mit Schuhen betreten werden, worauf ich zunächst nicht geachtet habe. Ich werde jedoch freundlich darauf hingewiesen, als ich mich gerade auf einen, aus unserem Zimmer mitgebrachten Hocker setze. So ganz will mir der Sinn dieses auf Socken Wandeln nicht einleuchten, aber vermutlich soll damit

unterstrichen werden, dass es sich hier um einen quasi heiligen Boden handelt. Gandhis Geist schwebt auch nicht einfach über den Betenden, sondern ist gewissermaßen verortet. An seinem vor 51 Jahren zuletzt eingenommenen Platz liegt während des Gebets ein Sitzkissen und es wird zusätzlich jeden Tag auch seine Rückenstütze aufgestellt und nach dem Gebet wieder weggeräumt. Nun, wenn es der Wahrheitsfindung dient! Ohne diesen Hinweis in Form eines Pölsterchens für den Allerwertesten des Mahatma wäre ich gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass Gandhi nicht mitten unter den anderen Betenden gesessen haben sollte. Aber wer weiß, vielleicht ist diese Anordnung auch eine nachträgliche Referenz, die er sich zu Lebzeiten verboten hätte?

Im Anschluss an das Abendgebet soll unsere Gruppe sich mit den Ashrambewohnern bekannt machen. Die Sänger in unserer Gruppe bereiten sich auf ein Abendlied vor, und ich soll im Geiste des multikulturellen Verständnisses der gewaltfreien Konfliktbearbeitung auf die Frage eingehen: Worin besteht der Beitrag der Deutschen zur Weltkultur?

Friedemann übermittelte mir diesen Wunsch. Das war ja keine einfach zu beantwortende Frage, und ich hätte lieber geschwiegen. Doch anscheinend wollten die Ashrambewohner von uns Deutschen etwas Substanzielles hören, was ich nun auch sympathisch fand. Ich musste mich sofort daran machen, in englischer Sprache innerhalb einer halben Stunde einige Gedanken aufzuzeichnen.

Was ich während der Ausarbeitung meiner kurzen Rede nicht wusste, war, dass Frau Mehra diesen Wunsch der Ashramiten an Friedemann weitergegeben hatte, wohl in der Annahme, dass dieser auch die Rede halten würde, was Friedemann jedoch gar nicht in den Sinn kam. Auf dem Weg zum Gebetsplatz sagte er ihr, dass er die Bitte an mich weitergegeben habe. Sie schien verstimmt zu sein und sagte dann auch den Sängern, die sich vorbereitet hatten, dass sie nicht zu singen hätten. Ich saß auf meinem Hocker am Rande des Karrees, wusste von alledem während des Gebetes nichts und dachte, während die anderen zwanzig Minuten lang beteten bzw. den Gebetsgesängen - darunter auch das christliche Vaterunser - zuhörten, weiter über meine Rede nach. Ich wollte folgendes sagen:

"Was hat Deutschland der Welt oder - sagen wir vielleicht besser - der Menschheit gegeben? Wenn Sie eine solche Frage den Angehörigen einer anderen europäischen Nation stellen, dann werden diese wahrscheinlich zuerst an berühmte Dichter und Künstler, an Reformatoren ihrer Religion und an Philosophen, an Entdecker und Erfinder denken. All dies hat es unter den Deutschen auch gegeben, aber das Schlimme ist nun mal: Der bekannteste, der am meisten berüchtigte aller Deutschen ist Adolf Hitler, obwohl er eigentlich Österreicher war, so wie Stalin Georgier und nicht Russe. Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass Hitler und Stalin eben die bekanntesten Deutschen und Russen sind. Und dieser Umstand, dass der deutsche Beitrag zur Weltkultur vor etwas mehr als 50 Jahren ein Weltkrieg und der Völkermord an den Juden und Zigeunern war, macht Deutschland eben zu einem außerordentlich schwierigen Vaterland.

Als junger Mensch schämte ich mich, Deutscher zu sein, und auch heute noch wundert es mich, dass wir Deutschen in der Regel ohne Vorbehalte im Ausland als Gäste willkommen geheißen werden. Man behandelt uns, als wären wir nicht Angehörige eines Volkes, das millionenfaches Leid über weite Teile der Erde gebracht hat. Dass Sie uns den

Massenmörder Adolf Hitler nicht nachtragen, hätte ich noch hinnehmen können; dass Sie uns nun aber sogar zutrauen, ausgerechnet wir Deutschen könnten einen konstruktiven Beitrag zur Weltkultur leisten, hat mich sehr überrascht und in Verlegenheit gebracht. Vielleicht wäre es auch besser, ich würde nichts sagen.

Ich liebe auch die deutsche Dichtung und schätze deutsche Philosophen und Denker wie Immanuel Kant und Karl Marx, aber ich kann sie nicht rühmen, ohne daran zu denken, was die Deutschen trotz solcher Dichter, Denker und Erzieher alles angerichtet haben, sich jedenfalls von einer langen humanitären Tradition nicht abhalten ließen, zu Handlangern totalitärer Herrschaft zu werden.

Ich habe Geschichte studiert und mich auch gefragt, was aus den Deutschen nach der Erfahrung des Faschismus, den sie nicht aus eigener Kraft zu überwinden wussten, noch werden könne. Deutsche wissenschaftliche und industrielle Leistungen hielt ich für keine befriedigende Antwort, weil diese sich erfahrungsgemäß auch von Leuten wie Hitler instrumentalisiert lassen. Man muss bedenken, dass auch deutsche Wissenschaftler an der Atombombe gearbeitet hatten und der Miterfinder der Raketentechnik Wernher von Braun nach dem Krieg sofort in amerikanische Dienste trat und neue Raketen für die Weltraumfahrt und interkontinentale Atombomben baute. Wahrscheinlich ist er für manche indische Ingenieure heute ein größeres Vorbild als Gandhi.

Vielleicht ist es der eigentliche Beitrag der Deutschen zur Weltkultur, dass sie oder wenigstens ein erheblicher Teil mittlerweile gelernt haben, wozu es führt, wenn man Autoritäten gehorcht, statt sein Gewissen zu befragen und dieser leisen inneren Stimme zu folgen und Nein zu sagen, wo Unmenschliches befohlen oder auch im Alltag einfach etwas angeordnet wird ohne vernünftige, einsichtige Begründung. Zu den beiden großen kulturellen Marksteinen in der deutschen Verfassung gehört die Abschaffung der Todesstrafe und das Grundrecht auf Kriegsdienstverweigerung. Und die Weigerung, sich im Töten ausbilden zu lassen, ist heute für weite Teile der deutschen Jugend so selbstverständlich, dass die ursprünglich praktizierte staatliche Gewissensprüfung für Kriegsdienstverweigerer praktisch abgeschafft worden ist.

In einem Ashram, den Gandhi gegründet hat, muss ich nicht umständlich erläutern, dass Nein-Sagen und Widerstand-Leisten nicht genügen, sondern dass es auch eines konstruktiven Programms bedarf. Blickt man heute von außen auf Deutschland, dann wird man an den Deutschen wahrscheinlich nichts Besonderes bemerken, und doch meine ich, dass man bei genauerem Hinsehen erkennen könnte, dass zumindest ein erheblicher Teil der Deutschen, die noch nicht die Mehrheit bilden, aber doch zahlreich und einflussreich sind, aus ihrer Geschichte und insbesondere auch von Gandhi einiges gelernt haben.

So merkwürdig es klingen mag: Ich meine, wir Deutschen sind wahrscheinlich dasjenige Volk, das weltweit über die meisten Erfahrungen mit Widerstandsbewegungen verfügt. Und das hängt damit zusammen, dass wir beide Seiten sehr gut kennen. Als Besatzungsmacht waren wir im Zweiten Weltkrieg mit Widerstand konfrontiert und die deutschen Historiker können die Dokumente der deutschen Versuche, Widerstand zu unterdrücken, besser lesen als andere und sie können die Kraft der Widerstand Leistenden verstehen. Und es gibt in der deutschen Geschichte auch wichtige Beispiele für den Erfolg

gewaltlosen Widerstands vom Ruhrkampf im Jahre 1923 bis hin zur gewaltlosen Revolution des Jahres 1989 in der DDR.

Es gibt heute in deutscher Sprache eine umfangreiche wissenschaftliche Literatur über die Erscheinungsformen und Wirkungen des gewaltfreien Widerstands. Das ist aber bislang kaum zur Kenntnis genommen worden, weil zwar die gebildeten Deutschen englisch sprechen, aber die Englisch-Sprechenden auf unserer Erde - mit Ausnahme der Holländer und Dänen - sehr selten deutsch verstehen. Vielleicht hätten wir Deutschen heute wirklich einen Beitrag zur Weltkultur zu leisten, aber man sucht ihn nicht bei uns.

Ich hoffe, dass das, was in den letzten 50 Jahren an einer Kultur der nicht-autoritären Erziehung und des gewaltfreien Handelns in Deutschland entwickelt wurde, demnächst auch weltweit sichtbar wird, wenn es uns nämlich gelingt, diejenigen Pläne zu realisieren, welche vorsehen, von der bloßen Kriegsdienstverweigerung zur konstruktiven Ausbildung in gewaltfreier Aktion überzugehen. Wir haben in Vedchhi mit Narayan Desai, dem auch in Deutschland bekannten Pionier der indischen Shanti Sena, gesprochen und ihm von den deutschen Plänen für den Aufbau eines Zivilen Friedensdienstes berichtet. Ich hoffe sehr, dass es gelingen wird, demnächst durch praktische Einsätze des Zivilen Friedensdienstes der Welt zu zeigen, dass Deutsche auch etwas anderes können als den amerikanischen Industrialismus nachahmen und dass sie zeigen können, wie sich technisches Know-how mit sozialem Engagement verbinden lässt."

Als das Abendgebet zu Ende war, stand Frau Mehra auf und sprach 15 Minuten lang auf Hindi. Wir merkten nur an unseren Namen, dass auch wir in der Rede vorkamen. Dann war es vorbei. Ich nahm meinen Hocker und verließ den Gebetsplatz und setzte mich unter die von Gandhi gepflanzte Pappel. Ich bemerkte, dass es noch auf dem Gebetsplatz zu einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung zwischen einigen deutschen Gebetsteilnehmern und Frau Mehra kam, und dass Georg außerhalb des Gebetsplatzes mit einer Gruppe von Indern sprach.

Ich ging zurück zum Gästehaus und setzte mich in der nun ganz rasch hereinbrechenden Dunkelheit auf die Treppe zur Veranda, als Krishna Metha mit seiner Frau vorbeikam und mich einlud, mit zu ihm in sein Gästezimmer in einem anderen Gebäudekomplex zu kommen. Von ihm erfuhr ich erst, dass die Bitte um eine kleine Rede zu den kulturellen Leistungen der Deutschen von ihm gekommen war.

Er hatte nach dem Jahre 1969 sich vor allem mit dem interreligiösen Dialog befasst und auch das Gespräch zwischen Naturwissenschaftlern und Vertretern der Weltreligionen zu fördern gesucht. Er kannte sich erstaunlich gut aus in der Quantentheorie und den Unschärferelationen. Ich konnte da nicht mitreden, schon gar nicht auf Englisch. Seine Frau verstand kein Englisch, war müde und legte sich schlafen.

Er stellte mir nun diejenigen Fragen, die ich teilweise in meiner nicht gehaltenen Rede zu beantworten versucht hatte. Es wurde ein sehr intensives Gespräch, das auch in persönlichen Belangen sehr offen war. Ich berichtete ihm von der deprimierenden Wirkung der Kriegserfahrung und der deutschen Wiederaufrüstung. In der Kombination mit der Philosophie Arthur Schopenhauers habe dies bei mir zu einer faktischen Bramacharya-Haltung

geführt, weil ich mich an der natürlichen Kontinuität eines Geschehens, das dann auch naturwüchsig von Mord und Totschlag bestimmt ist, auf keinen Fall fortzuehend beteiligen wollte. Ich hätte fast ein Jahrzehnt eine rein beobachtende Haltung eingenommen und nur die Historie der Menschheit studiert. Erst die von Gandhi via Louis Fischer vermittelte Erkenntnis, dass man mit gewaltfreien Mitteln auf staatlicher Ebene Politik machen und damit auch Erfolg haben könne, habe mir Mut gemacht, zu heiraten und Kinder groß zu ziehen. Die Entwicklung sei bei mir gerade anders verlaufen als bei Gandhi, der als halbes Kind und ganz naiv verheiratet worden sei.

Obwohl Krishna Metha und ich über eine Stunde miteinander geredet hatten, kam Ruth erst nach mir ins Gästehaus zurück. Frau Mehra sei diesmal nah am Weinen gewesen und habe sich darüber beklagt, dass ihre Leistungen von uns nicht anerkannt würden. Das Einkaufen der Fahrkarten sei so mühsam.

Von mir sei sie sehr enttäuscht, nachdem sie mich nach unserer ersten Begegnung bei einer Gandhi-Tagung in der Evangelischen Akademie Mülheim in so vorteilhafter Erinnerung gehabt habe. Meine Frage an Metha nach Fehlern der Landschenkungsbeziehung missbilligte sie scharf. Einem solch verdienstvollen Mann wie Krishna Metha dürfe man doch keine solche Frage stellen.

Vielleicht habe ich hier tatsächlich gegen indische Sitte verstoßen. Doch anscheinend hat er mir die Frage nicht übel genommen. Warum wäre er sonst auf mich zugekommen und hätte mich zu sich eingeladen? Wahrscheinlich hat er sich diese Frage schon des öfteren selbst gestellt und mein Interesse am Erfolg gewaltfreier Bewegungen gespürt.

Wahrscheinlich war es gut, dass Ruth mit Frau Mehra gesprochen hat, denn diese spürt natürlich auch, dass sie sich von unserer Gruppe isoliert. Sonst spricht sie abends lange mit Friedemann, der sich in dieser Rolle aber auch nicht immer wohl fühlt. Er ist eine gute Seele und wahrscheinlich wirkt das seelsorgerliche Erbe des evangelischen Pfarrhauses bei ihm nach.

Sevagram und Wardha, 22.3.1997

Wieweit verträgt sich die Leitung durch uralte Männer mit der Hoffnung auf Innovation? Eindrücke im Institut für Dorfentwicklung und in einer Leprastation.

Eine luftige Fahrt mit Auto-Rikshas von Sevagram nach Wardha zu dem von Joseph Cornelius Kumarappa (1892-1960) gegründeten Institut für Dorfentwicklung Akhil Bharat Sarva Seva Sangh. Der etwa 70jährige Direktor des Instituts empfängt uns in seinem mit Bodenpolstern ausgestatteten Büro und erzählt zum Einschlafen langweilig aus der Geschichte des Instituts und lässt sich nebenbei die Schriften Kumarappas von einem unterwürfigen, auf Handzeichen reagierenden Geherda bringen. Er plaudert gar sehr in der Pose des Grandseigneurs mit uns. Mich fuchst dieser Führungsstil, und ich blättere in Kumarappas Buch "Peep Behind the Iron Curtain", das zwar erst im Jahre 1956 erschienen ist, aber auch Beiträge aus der Zeit vor Stalins Tod enthält.

Ich zitierte einige dieser Sätze, in denen es hieß, dass Indien die Hälfte seiner Probleme lösen könnte, wenn es auch dort gelänge, bei den Massen ein Vertrauen in die Führer zu schaffen wie in der Sowjetunion und in China. Bei unseren Gesprächen mit Menschen, die sich auf Gandhi beriefen, sei uns aufgefallen, dass die einen sehr hierarchisch dächten und die großen Führer vom Schlage Gandhis und Vinobas vermissten und dass es andere Gruppen gebe, die beim Willensbildungsprozess die Partizipation und den Konsens aller betonten. Ich hätte auch den Eindruck - und er möge mir diese Offenheit verzeihen - , dass in vielen Gandhi-Institutionen sehr alte Männer - weit jenseits der Pensionierungsgrenze - die Leitung hätten, man jedenfalls von Ämterrotation wenig zu halten scheine. Ich wisse Erfahrung zu schätzen und hätte selbst eine Zeitschrift 28 Jahre lang geleitet, es jedoch vor meinem 60. Geburtstag für angezeigt gehalten, eine nächste Generation von Redakteuren die Verantwortung übernehmen zu lassen.

Damit hatte ich wohl doch einen Nerv getroffen. Er wurde lebhafter. Er ließ sich vom Geherda einen Artikel bringen, mit dem er seinerzeit die Ansichten Kumarappas zu verteidigen gesucht hatte. Weit holte er mit seiner Erklärung aus, kam aber nicht auf den Punkt. Manche wollten schnell voran kommen, indem sie beim Bezwingen eines Berges die steile Route wählten. Dabei könnten sie aber nur wenige auf die Bergtour mitnehmen. Die andere Möglichkeit sei, dass man eine sanft ansteigende Route wähle. Und dieser Weg könne dann von vielen beschritten werden. So erging er sich in Weisheiten genereller Natur, bis dann auch Frau Mehra nachhakte und direkt fragte, wie es denn mit der Hierarchie und den jüngeren Mitarbeitern im Institut stünde.

Er hörte nun doch die Nachtigall trapsen und bezeichnete sich ganz artig als den älteren Ratgeber. Das entsprach aber weder dem Briefkopf des Instituts, wo er als Präsident und auch noch als Direktor erschien, noch dem Verhalten der Angestellten im Betrieb, die ihm auf Wink gehorchten. Er stellte uns dann noch eine junge Wissenschaftlerin vor, die auf dem Felde der Kompostierung von Kuhdung promoviert hatte. Sie war uns sehr sympathisch und sprach auch gutes Englisch. Doch auf unsere Frage nach dem Führungsstil war dies natürlich keine Antwort, zumal wir mit ihr nur in seinem Beisein sprechen konnten. Vor 1968 hätte auch der verknöcherste deutsche Ordinarius einen hoffnungsvollen Nachwuchswissenschaftler präsentieren können, wenn vielleicht auch nicht gerade eine Frau.

Ich hatte nebebei in seinem Artikel zur Verteidigung von Kumarappa gelesen. Der Artikel war gezeichnet mit D. K. Gupta. Wie ich später erfuhr, ist dies die Kurzform für Dr. Devendra Kumar Gupta. Was ich in dem Artikel gelesen hatte, ließ mich jedoch die Hoffnung aufgeben, dass von ihm noch einige konstruktive, selbstkritische Gedanken zur Wiederbelebung der Bewegung für Gewaltfreiheit und zum gewaltfreien Führungsstil kommen könnten. Er rechtfertigte 1962 die Mauer in Berlin mit der Behauptung, dass sie dem Zaun gleiche, mit dem ein Hirte die Wölfe von seinen Schafen fernhalte.

Dabei haben Kumurappa und Gupta wahrscheinlich sehr beachtliche Leistungen auf dem Gebiet der ökologisch orientierten Ökonomie und der Dorfentwicklung vorzuweisen. Gupta bezeichnete Kumarappas Schrift "Economy of Permanence" als eine Pionierschrift der

Ökologiebewegung, vergleichbar den Schriften Emil Schumachers. Er schickte uns in die mit seinem Institut verbundene Versuchsanstalt für die Entwicklung der Dorfwirtschaft.

Experimentiert wurde auf den unterschiedlichsten Gebieten. Das reichte von der Suche nach Methoden, wilden Honig zu ernten, ohne gestochen zu werden, bis zum Drehen einer Unmenge von Tongefäßen, die dann von einem französischen Architekten zu Dachgewölben verarbeitet werden. Daneben wurden aus zerhackten, getrockneten Bananenstauden ein Dämmmaterial für den Hausbau hergestellt und wurden den Israelis abgeschauten Bewässerungsanlagen getestet. Und dann wurde natürlich auch wieder Biogas erzeugt. Ich strampelte auf einem Fahrrad mit gewaltigem Schwungrad, das eine Säge antrieb. Frau Mehra drückte aber einen Balken sofort so kräftig dagegen, dass ich dagegen nicht antreten konnte, bis ihr dann jemand klar machte, dass bei sanftem Druck der Schwung, den man durch das Treten gewinnt, auch ausreicht, um ein Brett peu à peu mit Wadenkraft durchzusägen.

Mich hat das Vielerlei der Experimente auf Bastler-Niveau nicht sehr beeindruckt. Die Konzentration auf wenige Anwendungsgebiete oder auch einen ganz bestimmten Bereich des Bauens, der Haus- oder der Landwirtschaft hätte ich für erfolversprechender gehalten. Warum nicht Sonnenkocher zum Selberbauen entwickeln, die den hiesigen Verhältnissen angepasst sind und dann in alle Haushalte in den Dörfern Einkehr finden und das Holz- und Blättersammeln unnötig machen können?

Doch zur Erörterung solcher Fragen kam es nicht, weil wir damit beschäftigt waren, die einzelnen Versuchsanordnungen kennen zu lernen.

Ruth kam später in einem Brief an Martin, unseren Sohn, der in Chicago Architektur studierte, zu einer positiveren Einschätzung:

"Im Institut für Dorfentwicklung wird unter Aufsicht eines französischen Architekten ein kleines Muster-Wohnhaus und eine Speisehalle für das Institut gebaut. Verwendet werden nur billige Naturmaterialien, kein Stahl, kein Beton. Das Raffinierte an der Speisehalle ist das Tonnengewölbe aus handbreiten, etwa 20 cm hohen handgedrehten Tongefäßen. Unter einem solchen Gewölbe dürfte es weitaus kühler sein als in den üblichen Bauten, in denen man von unten die Dachsparren und die Ziegel sieht und die neuerdings nach dem obligatorischen Ventilator zu verlangen scheinen. Der Stromverbrauch in Indien eskaliert. Es gilt die natürliche Kühlung der Nacht in der Sonnenglut des Mittags zu bewahren.

Der französische Architekt verdient sein Geld in Frankreich mit dem Bau von Villen. Doch jedes Jahr lebt er ein paar Monate hier im Gandhi-Ashram von Sevagram unter denkbar bescheidenen Verhältnissen. Er dürfte etwa 40 Jahre alt sein."

Am Nachmittag fahren wir weiter zu einer Lepra-Station, welche auch auf eine Initiative Gandhis zurückgeht. Dieser hatte in Sevagram einen leprakranken Wissenschaftler aufgenommen und damit auch deutlich gemacht, dass diese Kranken in Gemeinschaften leben und arbeiten können. Wir besuchten aber auch eine Abteilung, in der ganz junge Menschen, sogar Kinder lagen, die bereits zu geschwächt waren, um noch arbeiten zu können. Sie konnten nur noch paar Schritte vor das Haus machen. Weniger trostlos waren dann die

Werkstätten, in denen Frauen mit einem von Lepra befallenen Fuß an handgetriebenen Metallspindeln saßen, wie wir sie in Ahmedabad als Produkt der intermediate technology kennen gelernt hatten. Von der Lepra erst leicht befallene Mädchen zeigten uns ihre geklöppelten Deckchen.

Die Leprastation wird regelmäßig von Gruppen einer englischen Schule besucht. Die Schüler haben eine große Apfelsinenplantage angelegt, die von Kranken bewässert und geharkt wird. Wir bekamen die ersten Früchte der Plantage angeboten.

Anschließend nochmalige Rückkehr zum Institut für Dorfentwicklung, weil Frau Mehra sich mit Gupta zu einem Interview verabredet hatte. Wir wären eigentlich lieber zum 17-Uhr-Abendessen in den Ashram nach Sevagram zurückgefahren. Mich ärgert, dass wir wegen Frau Mehras überaus intensiver Fragerei viel mehr Zeit auf die einzelnen Institutionen verwenden, als zunächst geplant ist. Mir ist schleierhaft, wozu eine Germanistin alle diese technischen Details zu den konstruktiven Programmen aufschreibt, zumal viele Techniken uralt sind, und in vielen Fällen nichts Neuartiges gezeigt wird.

Ich hatte mir jedoch vorgenommen, heute keine kritischen Bemerkungen zum Tages- und Exkursionsablauf zu machen. Und dann gab es doch wieder Ärger. Ursula Mertens hatte sich in der Zeit, in der wir im Garten des Instituts für Dorfentwicklung auf Frau Mehra warteten, einige Straßenzüge weiter an einem Stand für 5 Mark eine weiße Baumwollhose gekauft, die beim bevorstehenden Holi-Fest mit Farbe bekleckert werden durfte. Eine solche Wegwerf-Hose hätten Ruth und ich uns auch gerne besorgt. Wir mussten annehmen, dass sich die Farben nicht mehr vollständig auswaschen ließen. Wir wollten unsere in Berlin neu gekauften Wanderhosen nach dem Fest noch tragen können. Als wir uns nun auf der Rückfahrt im Bus des Instituts für Dorfentwicklung dem Markt näherten, wäre es das Einfachste gewesen, wenn der Fahrer beim Hosen-Stand gehalten hätte.

Frau Mehra saß neben dem Fahrer und Ruth und ich hinter ihr. Der Fahrer sprach kein Englisch, und wir waren somit auf Frau Mehras Hilfe beim Dirigieren angewiesen. Nun wäre es sicher besser gewesen, wenn sich statt meiner Ruth mit der Bitte um den Halt am Hosen-Stand an Frau Mehra gewandt hätte. Doch sie zögerte, so dass ich - entgegen meinem Vorsatz und unter Missachtung der Praxis Frau Mehras, nicht mehr mit mir zu reden, sondern nur noch Ruth anzusprechen - mich doch an sie mit der Bitte wandte, den Weg über den Hosen-Stand zu nehmen und dort anzuhalten. Sie behauptete einfach, das ginge nicht, stoppte den Fahrer und sagte schroff, ich solle zu Fuß gehen und den Stand selbst suchen. Mich empörte dieser Ton. "Wir warten auf Sie stundenlang und wenn wir dann mal einen Wunsch haben, dann lassen Sie uns überdeutlich spüren, dass Ihnen die Verzögerung nicht passt. Ich habe keine Lust mehr, mit Ihnen auf das Holi-Fest zu gehen. Ich kann mit Ihnen nicht mehr feiern."

Ruth empfand meine Absage wohl nicht als so endgültig - wir mussten auch damit rechnen, dass wir auf einer Tagestour in ein Farbkleckerei geraten würden - und ging dann doch zum Hoseneinkauf. Ich stieg auch aus, und schaute mich in der Nachbarschaft um. Eine Gruppe junger Leute bemühte sich - längere Zeit vergeblich - einen betrunkenen Mann mittleren Alters in eine Fahrrad-Riksha zu verladen. Er wälzte sich immer wieder heraus, aber die jungen Leute gaben nicht locker. Ihre Menschenfreundlichkeit berührte mich. Es war der

erste Betrunkene, den ich zu sehen bekommen hatte. Entweder die Betrunkenen verstecken sich in Indien besser als in anderen Ländern oder der Alkohol, der in Restaurants auch nur ausnahmesweise und für teures Geld ausgeschenkt und von Straßenhändlern auch nicht angeboten wird, ist in Indien vielleicht doch kein so großes Problem wie bei uns, wo Alkoholabhängigkeit die Volkskrankheit Nummer eins ist.

Während ich mich so umschaute und allmählich wahrnahm, dass andere Menschen wirklich größere Probleme haben als ich mit unserer Reiseleiterin, beruhigte ich mich wieder etwas. Doch ich nahm mir vor, den Kontakt zu Frau Mehra so weit als irgend möglich einzuschränken und das Holi-Fest zu meiden, wenn sich dies arrangieren ließ.

Sevagram und Paunar, 23.3.1997

Ich begegne einem Friedensarbeiter, der es für tunlich hält, sich nicht auf den Mahatma zu berufen, und Ruth besucht ein Frauenzentrum, wo sie erfährt, wie sich zornige Ehemänner beruhigen lassen.

Am frühen Morgen, so gegen vier Uhr, als zum Gebet gerufen wurde, hatte ich mich entschlossen, an dem heutigen, ganztägigen Ausflug zu dem Vinoba-Ashram in Paunar nicht teilzunehmen, sondern in Sevagram, in Gandhis Gästehaus, zu bleiben und meine Eindrücke zu notieren. Ein 'niedriger' Beweggrund war: Ich wollte mich von unserer Reiseleiterin erholen. Ursula Mertens bedauerte dies. "Dann bin ich wieder die erste, die Frau Mehra herumkommandiert."

Ursula tat mir leid. Und doch: "Ich will das heute nicht ertragen." Ich fühlte mich als Drückeberger, versuchte mich zu rechtfertigen. "Diese Frau tritt auf wie eine Prinzessin mit Gefolge. Man kommt ihr entgegen, weil sie eine deutsche Forschungsgruppe anmeldet. Ich habe es satt, mich einerseits vorführen, andererseits schurigeln zu lassen - auf der Basis eines Minimums an Information. Sie stellt ihre Fragen auf Hindi, macht sich ihre Notizen und übersetzt uns fast nichts. Das Spielchen mache ich nicht mehr mit."

Das klang resigniert. Doch eine schwache Hoffnung verband ich mit meinem Verzicht. Vielleicht konnte ich doch noch mit dem indischen Besucher des Ashrams ins Gespräch kommen, der mir gestern von unserer Reiseleiterin zu einem Interview regelrecht 'ausgespannt' worden war. Ich hätte wieder mal protestieren müssen. Aber man ist höflich und zieht den Kürzeren.

Beim Abendessen hatte ein Mann mittleren Alters neben mir gesessen und sich freundlich um mich gekümmert. Er hatte mir die Brotfladen nachbestellt, die ich versehentlich nicht erhalten hatte. Dabei zog ich gerade die Chapattis den anderen Nahrungsmitteln vor. Sie kommen direkt aus dem Feuer, und Feuer ist meines Erachtens der sicherste Weg,

Mikroben und Bakterien den Garaus zu machen, bevor sie meine Gedärme in Aufruhr versetzen können. Vier Wochen habe ich diese Diät bereits durchgehalten. Lieber nichts als das Falsche. Mein Nachbar schien dies zu begriffen zu haben.

Beim Geschirrspülen hatte der hilfsbereite Inder wieder neben mir gestanden. Wir säuberten unsere Metallteller von den Resten des Linsengemüses und benutzten dazu die Asche der Chapatti-Feuerstelle. Hygienisch, praktisch, billig. Wie wir so zusammen Asche verrieben und spülten, berichtete er mir in klarem, korrektem Englisch, wie man es am besten außerhalb Indiens lernt, dass er zur indischen Friedensbewegung gehöre. Er habe heute nach einer anstrengenden Konferenz in Nagpur hier im Ashram einen Tag der Ruhe eingelegt. Er müsse sich besinnen; es sei sein Geburtstag. Erst morgen werde er nach Madras weiterreisen. Der Mann gefiel mir.

Er trug eine bunte Weste, hatte runde Backen, häufig ein Schmunzeln in den Mundwinkeln. Jedenfalls kein Asket, gewissermaßen ein Mensch unter den hiesigen Heiligen. Ich dachte, das ist ein Kollege, der ähnlich wie du zwischen Friedensbewegung und Friedensforschung zu vermitteln sucht und nach all den anregenden Gesprächen auf den Konferenzen, die immer mehr Anreize bieten, als man verarbeiten kann, überlegen muss, wie es wirklich weitergehen soll.

Theo, du brauchst auch Zeit zum Nachdenken! Das war mir beim Abwaschen des Tellers und des Bechers aus Chromargan und des Besteckes aus dem selben Metall durch den Kopf gegangen. Doch es war dann nicht zu diesem Gespräch mit dem indischen Kollegen gekommen. Unsere Reiseleiterin hatte am Wasserhahn mitgehört und sich auf die sattsam bekannte Weise mit ihren schnell abgefeuerten Fragen eingeschaltet und war dann wieder mirnichtsdirnichts zu Hindi übergegangen.

Ich hatte ein weiteres Mal nach der Asche gegriffen, diese noch einmal verrieben und den Teller ausgespült und noch etwas gezögert. Schließlich hatte ich mich grüßend entfernt. Der Kollege hatte mit den Schultern gezuckt und gelächelt: Was bleibt uns Männern schob übrig, wenn wir an eine solche Frau geraten?! Wir geben nach oder wir ergreifen die Flucht.

Es kam, wie ich befürchtet hatte: Frau Mehra okkupierte den freundlichen Friedensarbeiter für den Rest des Abends. Nach 22 Uhr musste Georg Meusel sie schließlich dringend bitten, das Interview nicht in ihrem Zimmer, sondern an einer anderen Stelle fortzuführen. Friedemann und er könnten sonst nicht schlafen. Durch den offenen First des Gästehauses hörte auch ich die Stimmen der beiden.

Beim Frühstück trafen der Mann aus der Friedensbewegung und ich uns wieder, und als die anderen mit Auto-Rikshas nach Paunar abfahren, wandte ich mich an ihn: Seine gestrige Bemerkung, dass er hier im Ashram einen Tag der Ruhe eingelegt habe, hätte mich auf den erlösenden Gedanken gebracht, heute dasselbe zu tun. Er schien erstaunt zu sein, denn Paunar, der letzte Ashram Vinoba Bhaves, war für alle Gäste in Sevagram ein attraktives Ziel für einen Tagesausflug.

Nicht sofort, erst nach dem Mittagessen werde er nach Madras weiterfahren. Das klang wie eine Einladung. Es blieben uns also noch volle zwei Stunden für ein Gespräch. Wir nutzten sie. Auf der Stelle setzten wir uns auf die Stufen des Gästehauses in den Schatten des ausladenden Dachs. Wir rührten uns nicht vom Fleck. Als wir nach zwei Stunden wieder aufstanden, wusste ich: Dies war vermutlich die aufschlussreichste Begegnung meiner sechswöchigen Suche nach Gandhis Vermächtnis.

Dr. Lingam Raja stammt aus einem einfachen Bauernhaus in der Nähe von Madras. Er war der erste in der ganzen Verwandtschaft, der es schaffte, an eine Hochschule zu gelangen. Er besuchte in Madras eine nach Gandhi genannte Universität und wählte als sein Fach "Friedensstudien", was in seinem Bekanntenkreis auf Verwunderung stieß. Doch er muss wohl verschiedenen Menschen positiv aufgefallen sein, jedenfalls wurde ihm nach erfolgreichem Abschluss seiner Universitätsstudien ein zweijähriger Aufenthalt in Australien vermittelt. Doch er fühlte sich dort fehl am Platze, kehrte zur allseitigen Überraschung bereits nach zweieinhalb Monaten wieder nach Indien zurück und lebte danach eineinhalb Jahre im Ashram in Sevagram, um seinen Weg zu finden. Er arbeitete mit den anderen auf dem Felde, nutzte aber auch die Bibliothek.

Er berichtete mir von einem Friedensmarsch in Sri Lanka. Sie hatten Kontakte zum Präsidenten Sri Lankas und zu den aufständischen Tamil Tigers. Eine Deutsche namens Renate sei beteiligt gewesen. Es müsse eine Fallstudie existieren. Auch einem sechseinhalbmonatigen Friedensmarsch, der 1994 in Delhi begonnen hatte und der von Dorf zu Dorf ging, hatte er zu organisieren geholfen.

Mit meinen Fragen nach Training und gruppendynamischen Übungen wusste er sofort etwas anzufangen. Er berichtete mir, wie er es anstelle, wenn er in einem Dorf herumstehende Jungen für seine Arbeit zu gewinnen suche.

"Ich schlage ihnen für den nächsten Feiertag einen Radausflug vor. Sie sollen nur Ersatzkleidung, jedoch überhaupt kein Geld mitbringen. Ich übe mit ihnen dann unterwegs Lieder und Sketche ein, die wir in den Dörfern darbieten."

Die Jugendlichen hätten auf diese Weise ein Erfolgserlebnis. Ihre Botschaft fände Interesse und sie würden freundlich aufgenommen und zum Essen und Übernachten eingeladen. "Wäre ich anders vorgegangen und hätte die Jugendlichen aufgefordert hätte, auch Geld mitzunehmen, hätten sich sofort die Eltern eingemischt. Ich wäre auf keinen grünen Zweig gekommen."

Dr. Raja kennt Gandhis Ashram-Regeln. Er hält sich daran, wenn er in Sevagram lebt, aber grundsätzlich ist er kein Freund der Möncherei Gandhis. Für seinen Lebensweg war wichtig, dass er den Wunsch seiner Eltern, auch mal zu heiraten und nicht nur zu studieren und Friedensmärsche zu organisieren, nicht prinzipiell ablehnte. Doch er bestand von vornherein darauf, dass seine Frau keine Mitgift einbringen dürfe. Er wusste nur zu gut, dass in seiner Heimat Töchter wegen der erforderlichen Mitgift von den Eltern als schwere Belastung empfunden werden. Im Extremfall werden Töchter bei der Geburt getötet. Schreitet die vorgeburtliche Diagnostik fort, ist mit der Abtreibung von Mädchen zu rech-

nen. "An diesen Machenschaften wollte ich mich auf gar keinen Fall direkt oder indirekt beteiligen."

Als sich die Zeit seiner Abfahrt näherte und das Riksha-Taxi bestellt werden musste, fragte ich ihn noch - und die meiste Zeit hatten wir über Friedensarbeit und Training für die Dorfjugend gesprochen -, was aus dem Heiraten denn geworden sei. Ja doch, er habe mit 34 noch geheiratet und er habe nun selbst eine dreijährige Tochter. Die Mitgift habe wirklich keine Rolle gespielt. Seine Frau komme aus einer Familie, die sich im Umfeld Gandhis für die Unabhängigkeitsbewegung und das konstruktive Programm der Dorfentwicklung durch Baumwollverarbeitung und sanitäre Anlagen eingesetzt habe. Seine Frau sei mit Narayan Desai verwandt und habe auch Friedenswissenschaften studiert. Darum sei sie auch von seiner Lebensplanung und seinen geringen Einkünften nicht abgestoßen worden, wie eine andere Inderin, mit der er sich zunächst eine Ehe auch hätte vorstellen können.

Ich schaute ihn an. Ob er mir das wohl erzählen würde? "Gandhi ist mit 14 Jahren verheiratet worden. Wie begibt sich heutzutage ein 34-jähriger Gandhianer auf Brautschau?"

Er zögerte nicht, erläuterte mir vielmehr sein System, gewissermaßen eine Satyagraha-Strategie für Brautleute. "Ich habe mir eine Liste angelegt von Frauen, denen ich einen Heiratsantrag machen wollte, und habe dann die ersten beiden auf der Liste angeschrieben." Er habe den beiden Ausersehenen das Leben mit einem Friedensarbeiter drastisch geschildert, also: "viel unterwegs, gelegentlich im Gefängnis, im besten Falle ein bescheidenes Einkommen". Nur langweilig würde es nicht werden und verlässlich sei er auch. Auf die eine habe solche Offenherzigkeit abschreckend, auf die andere - das gebe er heute zu - erstaunlicherweise anziehend gewirkt.

Ich musste lachen, weil ich mich erinnerte, wie ich Ruth aufzuklären gesucht hatte. Meine Dissertation "Theorie und Praxis der gewaltfreien Aktion. Modell einer Kampagne" hatte ich ihr zu lesen gegeben, nachdem wir uns zufällig beim Schwimmen kennen gelernt hatten. "Sie hat sich das Manuskript auf den Nachttisch gelegt, hat wohl auch jeden Abend darin gelesen, aber sie ist dann meist, wie sie mir gestand, nach einer halben Seite - müde vom Sportunterricht - glücklich eingeschlafen." Wir beiden hätten nach einem halben Jahr geheiratet, bevor sie das Buch zu Ende gelesen und wahrscheinlich, bevor sie an die besonders bedenklichen Stellen gelangt sei. Ohnehin hätte ich die allertollsten Sprüche Gandhis von der Art, dass der Satyagrahi das Gefängnis wie ein Brautgemach betrete, gar nicht erst zitiert.

Darüber hat er sich köstlich amüsiert. Aber aus mir ist ja nun auch kein gewaltfreier Held, sondern ein braver Professor geworden. Er meinte, mit der Leidensphilosophie Gandhis dürfe man die jungen Leute heutzutage nicht überfallen. Er würde sagen: "Wenn ihr etwas von euch darangebt, dann könnt ihr auch bei anderen etwas in Bewegung setzen. Das kann auch mal persönliches Leiden sein, aber das muss nicht so sein."

Lingam Raja war sicher ein tief religiöser, aber auch ein sehr vernünftiger Mann, der von bloßen Konventionen nichts hielt. Er sei kein dogmatischer Vegetarier und er würde auch nicht nur in Khadi (das selbstgesponnene und selbstgewebte weiße Baumwolltuch) herumlaufen. Diese äußeren Abzeichen halte er für nebensächlich. Er sah in diesen Kenn-

zeichen des dogmatischen Gandhismus heutzutage eher ein Hemmnis, junge Leute für ein gewaltfreies Engagement zu gewinnen.

Mir leuchtete dies ein. "Ich kann meinen Studenten auch nicht ständig etwas vom Herrn Jesus erzählen. Sonst fällt die Klappe runter. In unserem 'christlichen Kulturkreis' tut man als Pazifist gut daran, Gandhi und Martin Luther King zu zitieren, wenn man Jesus meint. Die christlichen Symbole sind zu oft missbraucht worden." Wir verstanden uns. "Die vielen Gandhi-Denkmäler" sagte ich, "schaden der Fortsetzung von Gandhis Experimenten in Indien wahrscheinlich nicht weniger als die vielen Kreuzifixe und die protzigen Kirchen der Nachfolge Jesu in unseren Breiten. In der Mitte Berlins steht ein Klotz von Dom, der aus jesuanischer Sicht die pure Katastrophe ist, eine Demonstration des Bündnisses von Thron und Altar. Und als dieses Vermächtnis des Kaiserreiches im Zweiten Weltkrieg von den Bomben geknackt, aber nicht dem Erdboden gleich gemacht wurde, hat die Evangelische Kirche ausgerechnet dieses Monstrum in Glanz und Gloria, die Vergangenheit kopierend wieder errichtet." Ich hätte eigentlich noch hinzufügen müssen: 'So komisch es ist, man findet auch dort einige wackere Christen, welche diesen Publikumsmagneten für das Übermitteln der Botschaft Jesu zu nutzen suchen. Doch gegen den Augenschein lässt sich kaum anreden.'⁽²⁹⁾

Dr. Raja litt unter dem Gandhi-Kult. Er hatte in Nagpur an einer Tagung teilgenommen und dort einen Vortrag über 'Gandhistische Strategien der Dorfentwicklung' gehalten. Die bloße Bezugnahme auf Gandhi im Titel seines Vortrages hätte ihm beinahe von vornherein die Aufmerksamkeit der Anwesenden entzogen. "Bei jungen Indern ist der Name Gandhi negativ besetzt. Wird ein Redner als Gandhianer angekündigt, dann erwartet man den Auftritt eines steinalten Mannes im Khadi-Look und mit Gandhi-Zitaten verkrustete Reminiszenzen." Darum würden in aller Regel er und erst recht andere Friedensarbeiter, die nie ausgesprochene Gandhi-Adepten gewesen seien, ganz direkt ihre Aktionen und die dahinter stehende politische Philosophie darstellen, möglichst mit kleinen Szenarien und Rollenspielen. "Je lustiger, desto besser! Gandhis Name verschließt in Indien die Ohren, statt sie zu öffnen."

Sehr kritisch äußerte sich Dr. Raja auch zu den angeblichen Gandhianern, die den Mahatma in seinen letzten Lebensjahren umgeben hätten. Hier in Sevagram sei man Gandhi blindlings gefolgt; man hätte ihn nicht mehr als Experimentierenden begriffen; die anderen, vor allem raffinierte Politiker - er sprach von 'shrewed politicians' - hätten Gandhi über ihre Machenschaften in den Städten nicht informiert, doch coram publico vorgegeben, im Einklang mit ihm zu arbeiten. "Gandhi hat vielfach in der Isolation des hiesigen Ashrams gar nicht mehr mitbekommen, was innenpolitisch im Gange war. Er hat den Indian National Congress als eine Befreiungs- und Reformbewegung verstanden, aber die meisten Politiker haben im Congress in erster Linie die machtpolitische Basis ihrer Parteipolitik gesehen." Gandhi sei für die Dezentralisierung der Macht eingetreten, einige Politiker - und ich denke, dass er vor allem S. V. Patel im Auge hatte - hätten alles getan, um möglichst viel Macht auf höchster Ebene zu konzentrieren.

²⁹ Vgl. Das Wesen des Christentums in seiner evangelischen Gestalt. Eine Vortragsreihe im Berliner Dom. Mit Beiträgen von Christine Axt-Piscalar, Wolfgang Huber, Eberhard Jüngel, Wolf Krötke und Martin Kruse, Neukirchen-Vlyn 2000

Ich wusste manchmal nicht, ob ich Dr. Raja in seinen Einschätzungen folgen sollte. Das war starker Tobak. Aber ich rechnete es ihm hoch an, dass er gegenüber dem deutschen Gandhianer kein Blatt vor den Mund nahm und Klartext redete.

Als Abweichung von dieser bisherigen Praxis lobte er eine Verfassungsänderung unter Rajiv Gandhi, die viel für die Partizipation an der Basis und durch eine Quotierung auch für die Beteiligung der Frauen und der Eingeborenenstämme getan habe.

Es gongte zum Mittagessen. Das Riksha-Taxi wartete. "Es wäre schön, wenn wir uns mal wiedersehen könnten oder auch nur voneinander hören würden!" Ich winkte ihm nach.

Am Vormittag hatte ich noch gedacht, dass ich meinen Ärger mit der Reiseleiterin am besten wegstecken könnte, wenn ich in ein Schneckenhaus kriechen, am Computer arbeiten und bis zum Abend von Tee und Knäckebrot leben würde. Nach diesem Gespräch schien es mir witzlos zu sein, die Gemeinschaft zu meiden und an den ohnehin sehr frugalen Mahlzeiten des Ashrams nicht teilzunehmen, zumal zwei Däninnen meines Alters auch Gäste waren und gleichfalls abgekochtes Wasser angeboten bekommen sollten. Hanne Norup Garlsen, eine Soziologiedozentin, und Brigitte Winkler, eine Psychotherapeutin, gehören beide der Friedens- und Ökologiebewegung an; Frau Garlsen ist Redakteurin einer dänischen Friedenszeitung.

Nach dem Abendessen und dem Abendgebet spreche ich mit den Däninnen noch ein wenig über Friedenserziehung und Training. Die beiden werden Dr. Raja in seinem Ashram in der Nähe von Madras besuchen. Ich würde mich sehr freuen, wenn sie mir ihre Reiseerfahrungen mitteilen könnten, aber ich kann eben leider kein Dänisch. Sie verstehen jedoch gut Deutsch, obwohl wir uns auf Englisch unterhalten, um die Umstehenden nicht auszuschließen. Sie sind an meinem Reisetagebuch sehr interessiert, zumal sie sich ähnliche Fragen wie unsere Gruppe stellen. Ihnen ist heute morgen der befehlshaberische Ton Frau Mehras auch sofort unangenehm aufgefallen. Die beiden hatten sich erkundigt, ob sie mit uns zu dem Vinoba-Ashram fahren könnten, und es war ihnen anscheinend eine ziemlich unhöfliche Abfuhr erteilt worden. Wieder einmal hatten wir Deutschen davon gar nichts mitbekommen. Wir waren in den Entscheidungsprozess nicht einbezogen worden.

Vor dem Abendgebet hatte ich bei meinem Spaziergang über das Ashram-Gelände etwas weiter ausgeholt und dessen großen Umfang festgestellt. Man könnte hier - bei sehr bescheidenen Ansprüchen, wie man sie zum Beispiel der War Resisters International unterstellen durfte - auch Kongresse mit mehr als 100 Teilnehmern veranstalten. Beim Abendgebet, das wohl von allen besucht wird, zählte ich etwa 15 Ashram-Bewohner und etwa 10 Gäste, die ich nach der Hautfarbe und der Nicht-Khadi-Kleidung von den Ashram-Bewohnern unterschied.

Insgesamt macht die Anlage, die von den jungen und alten Mitgliedern des Ashrams regelmäßig gekehrt und auch in den sanitären Anlagen sehr gepflegt wird, dennoch einen nahezu abgestorbenen, rein musealen Eindruck. Die letzten Gandhianer wirken auf die indischen und ausländischen Besucher wie liebenswerte Mönche, die eine altherwürdige Tradition aufrecht erhalten. Ganz im Gegensatz zu dieser absterbenden Beteiligung der

Menschen sind die zu Gandhis Zeiten gepflanzten Bäume inzwischen zu stattlicher Höhe herangewachsen. Sie spenden in der Mittagsglut tiefen Schatten.

Auf meinem Gang über das Gelände komme ich auch zu einem Spielfeld und zu einer Halle, in der einige der mechanisierten, aber immer noch handbetriebenen Eisenspindeln stehen. Sie sind eingestaubt, von Spinnweben überzogen. Sonst scheint nur noch ein wenig Landwirtschaft für den Eigenbedarf getrieben zu werden. Die Unterkunft ist hier - aus europäischer Sicht - extrem billig. Vollpension 50 Rupien, also DM 2.50 am Tag.

Ich war mit dem Verlauf meines Arbeitstages - ich hatte den Nachmittag am Computer mit Reisenotizen verbracht - zufrieden, Ruth aber auch, als sie am Abend von ihrem Ausflug nach Paunar zurückkehrte. Die Weiblichkeitsideale der dort tätigen Frauen kamen ihr zwar etwas altbacken vor, waren ihr jedoch nicht unsympathisch. Sie mochte nur nicht einsehen, dass bestimmte Charaktereigenschaften wie Sanftmut und Geduld spezifisch weiblich seien. Sie kämen doch auch bei Männern vor, man denke nur an Friedemann, und vielleicht könnten sie sogar erworben werden von Typen wie mir.

Am interessantesten war das Gespräch mit dem etwa 70jährigen Herausgeber der Gesammelten Werke Vinoba Bhaves. Es existieren 4.000 Briefe Vinobas, aber nur wenige Briefe an ihn, da er meinte, sich dieser jedes Jahr anlässlich des Holi-Festes durch Verbrennen entledigen zu müssen. Dass diese Heiligen immer eine edle Begründung für noch so schwachsinnige Handlungen haben! Meines Erachtens zeigt das Verbrennen der Korrespondenz zunächst einmal, dass jemand seine Gesprächspartner nicht schätzt, sondern sich einbildet, ohne Dokumentation des Diskurses aus sich heraus Wahrheiten produzieren und verkünden zu können. Man könnte natürlich versuchen, bei den Absendern der Briefe an Vinoba noch Kopien aufzutreiben. Einen Briefwechsel mit Nehru habe es aber zum Beispiel nicht gegeben, weil die Botschaften mündlich übermittelt wurden.

Ruths Tagebuch entnehme ich noch einige weitere Notizen:

Frauen-Ashram in Paunar

In dem von Vinoba gegründeten, doch seit 1959 von Frauen geleiteten Ashram in Paunar am Flusse Dham leben heute 35 Frauen aller Altersstufen und Gesellschaftsschichten, Kasten und Stämme. Sie bezeichnen ihre Einrichtung als ein 'Laboratorium für eine ideale Gesellschaft'. Wir würden wahrscheinlich zurückhaltender von einer 'verbesserten' Gesellschaft sprechen, aber die Ideologiekritik ist eine in Indien unbekannt Disziplin. Was die Frauen unter einem solchen 'Laboratorium' verstehen, erklärte uns ein langjähriges Mitglied der Gruppe.

"In der Ernährung und Kleidung sind wir weitgehend Selbstversorgerinnen. Bei Entscheidungen richten wir uns nach dem Konsensprinzip. Wir konzentrieren uns vor allem auf unser spirituelles Wachstum. Wir fördern dieses durch Singen, Gymnastik, Meditation und Yoga."

Wir trafen in dem Frauen-Ashram den auch in Europa bekannten Yoga-Lehrer S. V. Govindan, der uns seine Publikationen, die in zehn Sprachen übersetzt wurden, zeigte.

Unsere Informantin zum Leben im Frauen-Ashram fuhr fort: "Meine fünf Sinne übermitteln mir Signale, aber durch mein Bemühen um spirituelles Wachstum lerne ich diese Sinesindrücke besser zu verarbeiten und zu kontrollieren. Ich unterscheide nicht mehr vorschnell aufgrund von körperlichem Behagen oder Unbehagen zwischen Gut und Böse, sondern gewinne die innere Ruhe, aus der aktive Toleranz erwächst. Wir versuchen, nicht geschwätzig, sondern still und liebevoll auf andere zu reagieren."

"Nach unserem Ideal teilt sich das Leben der indischen Frau in vier Abschnitte ein. Im ersten Abschnitt (bis zum Alter von 25 Jahren) ist sie in erster Linie eine Lernende. Im zweiten Lebensabschnitt (bis zum 50. Lebensjahr) dient die Frau der Familie im Haushalt, im Beruf und durch das Erziehen der Kinder, in der dritten Phase (bis zum 75. Lebensjahr) dient sie der größeren Gemeinschaft, indem sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse im kommunalen Bereich einbringt. Danach ist sie in einer vierten Phase eine Sanyassa, die ihr Sinnen und Trachten auf Gott und die Liebe konzentriert."

Normalerweise gibt es in der indischen Gesellschaft aufgrund der vielfältigen familiären Verpflichtungen und Aufgaben der Frauen nur wenig Raum für spirituelles Wachstum. Darum ist dieser Ashram etwas Besonderes. Da er auch in den lebenspraktischen Dingen so effektiv arbeitet, hat er für andere Gemeinschaften Vorbildcharakter.

Da Frau Mehra noch einen alten Gandhianer interviewen wollte, traf sich die deutsche Reisegruppe ohne sie in unserem Zimmer zu einer Tasse Pfefferminztee und einigen Keksen. Ich berichtete von meinem Gespräch mit Dr. Raja, und die anderen tauschten ihre Meinungen über das heute Erlebte aus. Es wäre schön gewesen, wenn es jeden Abend eine Gelegenheit zu einem solch entspanntem Geplauder gegeben hätte.

Morgen haben wir kein strenges Programm, weil unsere Teilnahme am Holi-Fest in einem nahegelegenen Frauen-Ashram nicht möglich ist. Die Schwester einer der Erzieherinnen ist überraschend gestorben, und darum ist dort niemand in der Stimmung zu ausgelassenen Scherzen. Beim Holi-Fest darf man seine Mitmenschen überlisten und von oben bis unten mit Farbe überschütten. Auf dieses tolle Treiben lege ich in der Karwoche nun auch keinen gesteigerten Wert, zumal die Farbe sich im Wildleder und den Luftfiltern meiner neuen Wander- und Turnschuhe festsetzen würde.

Ursula Mertens und mit ihr auch Ruth waren an dem Holi-Fest interessiert. Ruth hat sich dazu folgendes notiert.

In den Farben des Frühlingsfestes

Unsere Reisegruppe hat im Ashram von Paunar den Vorabend des Holi-Festes erlebt. Holi wird in ganz Indien gefeiert. Es ist ein Frühlingsfest, das auf den Vollmondtag des Monats Phalgun fällt. Wir erlebten es am 24. März.

Die Menschen feiern die Überwindung des Winters, die Geburt des Frühlings, das Aufblühen der Natur. Viele Legenden ranken sich um den Ursprung dieses Festes, und so fällt die Ausgestaltung in den einzelnen Landesteilen unterschiedlich aus.

Die Frauen des Ashrams in Paunar häuften am Vorabend des Festes einen großen Papierberg auf.

Die älteste Frau entzündet das Feuer. Jeder Frau wird ein roter Punkt auf die Stirn gedrückt. Eine Kokosnuss wird in die Flammen geworfen. Eine Frau bläst in eine große Muschel und erzeugt dabei einen lauten, tiefen Ton, der entfernt an ein Alphorn erinnert. Singend umkreisen die Frauen das Feuer, bilden dann einen Chor und sprechen ein Gebet.

Unsere Gruppe wird auf den am Himmel voll erstrahlenden Mond aufmerksam gemacht. Süßigkeiten werden verteilt. Mit einer langen Stange wird die Kokosnuss aus dem Feuer geholt, mit Wasser gelöscht, aufgeschlagen und dann von einer Frau und ihrem Sohn verzehrt. Dies war sicher eine symbolische Handlung, deren Bedeutung mir jedoch verborgen blieb.

Das Freudenfeuer selbst soll an die Verbrennung der Dämonin Putana erinnern. Im Zyklus des Jahres stellt sie den Winter dar.

Am Holi-Tag selbst wird in den Straßen Farbpulver zum Kauf angeboten. Mit diesen Pigmenten bestäubt man sich wechselseitig Gesicht und Haare. Im Ashram wurden wir Gäste vorsichtig eingerieben, ansonsten auf der Straße, wo man uns nur greifen und erwischen konnte. Für die Kinder ist es geradezu ein Sport, die in Wasser gelöste Farbe aus großen Pumpen und Pistolen auf die Kleider und die Haare von Passanten zu spritzen. Auch die Erwachsenen beteiligen sich an diesem Spaß. Jeder bespritzt jeden, arm und reich, jung und alt. Kaste, Rasse und Religion scheinen an diesem Tag vergessen. Es herrscht wie im europäischen Karneval Narrenfreiheit.

Da das Farbpulver sich hartnäckig auf der Haut, den Haaren und den Kleiderstoffen festsetzt, leuchten einem noch nach Tagen die Spuren des Holi-Festes entgegen. Auch unsere Gruppe und eine Studentengruppe aus Bonn, die wir in Wardha getroffen hatten, wurde papageienhaft eingefärbt.

Es ist für eine Woche vielleicht die letzte Nacht, die Ruth und ich zusammen in einem Zimmer verbringen können. Ich liege am offenen Fenster - moskitosicher unter dem Netz - und horche auf die eindringenden Geräusche. In der Ferne das Gejauchze bei den Feuern des Holi-Festes, in der Nähe letzte Vogelstimmen und auch Gebell. Beinahe Vollmond über den hohen Bäumen von Sevagram.

Sevagram - Wardha, 24.3.1997

Ich reagiere irritiert auf die mutmaßlichen Erwartungen eines armen Studenten. Ruth informiert sich derweil über Einsatz und Ausbildung der Frauen in der Shanti Sena.

Da ich den Vogelrufen lauschen und unserer Reisegruppe vorschlagen wollte, nach dem Frühstück zu einer viertelstündigen Lesung von Bibeltexten zur Passionszeit zu-

sammenzukommen, setzte ich mich im Morgengrauen auf die breite Treppe zur Veranda unseres Gästehauses und las im Matthäus- und im Markusevangelium. Die angeblichen Drohgebärden Jesu gegenüber seinen Verfolgern störten mich. Ich sagte mir wieder einmal, dass es sich um spätere Interpretationen der Gemeinden handelte, die nicht verstehen konnten, dass Jesus an Vergeltung und Gericht gar nicht interessiert war.

Savita Mehra nahm währenddessen ihre Wäsche ab und kam danach auf mich zu. Sie erkundigte sich, ob ich noch mit Dr. Raja gesprochen habe. Ich berichtete ihr von dem langen Gespräch und auch von seiner kritischen Einstellung zu den tonangebenden Gandhisten. Sie war etwas überrascht, weil er zu ihr nichts dergleichen gesagt hatte. Sie hatte sich aber mehr nach anderen Ashrams und nicht nach der Friedensarbeit erkundigt. Sie sammle Material für ein Buch und bereite eine Ausstellung im Juni 1997 vor. Es war ein freundliches, sachliches Gespräch ohne Unter- und Nebentöne. Das lässt mich doch hoffen, zumal ich mir vorgenommen hatte, sie heute von mir aus anzusprechen. Doch so war es besser.

Zur Lesung der Passionsgeschichte unter der von Gandhi gepflanzten Pappel kam es dann noch nicht, weil sich eine Gelegenheit eröffnete, nicht erst heute nachmittag, sondern sofort zu dem Frauen-Ashram Maila Sewa zu fahren. Ich war daran nicht sonderlich interessiert, sondern wollte lieber noch einige Beobachtungen und Gedanken der letzten Tage festhalten. Als ich das Notebook anschaltete, schaute ein im Ashram lebender Student durch die Tür und ließ sich einiges erklären. Er wollte offensichtlich mit mir ins Gespräch kommen. Sein Großvater war von Gandhi von Tamil Nadu in den Ashram mitgenommen worden, damit er ihm bei den Kontakten nach Südindien zur Hand gehe. Gandhi versuchte auch noch Tamil zu lernen. Seine letzten Aufzeichnungen sind Übungen in dieser Sprache.

Der junge Mann war von fünf Brüdern der jüngste. Der älteste lehrte bereits an einer Fachhochschule in Nagpur, wo der Jüngste nun studiert und es auf dem Felde der Rechtswissenschaft zum Bachelor gebracht hat. Das genügt hier anscheinend, um zu praktizieren. Sein eigentliches Ziel ist es jedoch, weiter Sozialarbeiter zu sein, und er holte aus einem verstaubten und brüchigen Aktenköfferchen zwei Zeugnisse von Zusatzausbildungen.

Irritierend war für mich, dass er eine Art persönliche Beziehung zu mir aufzubauen suchte. Wir sollten uns wie Vater und Sohn in Erinnerung behalten. Er schien überrascht, dass mir dies etwas zu schnell ging. Ich konnte doch nicht ruck-zuck eine Verpflichtung für einen jungen Inder und sein weiteres Fortkommen übernehmen. Ich versuchte ihm dies auch vorsichtig beizubringen - in Erinnerung daran, was es für Ruth bedeutet hatte, als sie vor Jahren als Mitglied von Amnesty International einen Gefangenen mitsamt dessen Familienproblemen adoptiert hatte, bis es ihr dann doch zu viel wurde und der Fall nach mehreren Jahren einer anderen Gruppe übertragen wurde.

Ich weiß nicht, ob er das alles verstanden hat. Er zeigte mir dann auch sein Zimmer im gegenüberliegenden Haus. Es war winzig und hatte eine Blechtür, die er mit einem Vorhängeschloss verschließen konnte. Doch warum auch? Er war offensichtlich noch ärmer als Gandhi. Über einer Schnur hingen seine Kleider, schätzungsweise 5 Hemden und drei Hosen. Dazu ein Bügeleisen. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl und ein Brett, auf dem

doppelreihig, verschlissene Schulbücher standen. Der einzige etwas kostspieligere Gegenstand war ein Tischventilator. In seiner Ausbildungszeit hatte er ein jährliches Stipendium von 4.000 Rupien (rund DM 200), mit dem er alles, inklusive der Bahnfahrten nach Nagpur, zu bestreiten hatte.

Ich sollte ihm versprechen, dass ich ihm einen Abzug meiner Dia-Aufnahmen schicken würde. Ich winde mich etwas und bitte um Geduld. Ich kann doch nicht sein Bapu sein und ihn durchs weitere Leben begleiten?! Ich schätze sein Alter auf 22 Jahre. Es wäre fahrlässig, einen jungen Menschen mit dieser winzigen Welterfahrung mit einem Stipendium in ein europäisches Land zu holen. Sein Scheitern wäre fast unvermeidlich, es sei denn, man würde ihm mehr Aufmerksamkeit widmen als den eigenen Kindern. Die Förderungsangebote müssen doch in Indien selbst geschaffen werden. Das ist zwar vernünftig gedacht, aber ich fühle: Du machst eine schlechte Figur! Du willst deine Ruhe haben, wenn du wieder in Deutschland bist!

Gegen 13 Uhr kommen Ruth und die anderen von ihrem Besuch im Frauen-Ashram Maila Sewa und einem erneuten Abstecher zum Laboratorium für Dortentwicklung zurück. In letzterem hat sie das Holi-Treiben dann doch noch erwischt. Ziel des Einsatzes der Kinder ist es, den weißhäutigen Frauen möglichst viel lila Farbe ins Gesicht zu schmieren. Mit Erfolg! Die Schuhe blieben glücklicherweise verschont.

Nachmittags brechen wir auf zur längsten Etappe unseres Gandhi-Trips. Rund 800 Bahn-Kilometer bis Morena mit einem langen Aufenthalt in Nagpur, wo wir uns mit Obst und Wasser für die Nacht und den folgenden Tag versorgen wollen.

Es füge noch ein, was Ruth sich heute morgen notiert hat.

Maila Sewa Ashram: Im Dienste der Frauen.

Der Ashram wurde 1924 in Bombay gegründet. Jammalajia spielte dabei eine große Rolle. Anlass der Gründung war der Wunsch, Witwen aus der Marwali-Kaste zu helfen. Im Kontakt mit Gandhi wurde ihnen jedoch bewusst, dass die Arbeit allen Frauen gelten müsse und dass Kastengrenzen zu überschreiten und zu überwinden seien.

Die Ausbildung der Frauen umfasste: Erlernen von Hindi, von Mathematik und handwerklichen Fertigkeiten, vor allem aber das Spinnen und Weben. Da viele Frauen damals nicht aus dem Haus durften, gingen die Mitarbeiterinnen des Ashram von Haus zu Haus, um die Frauen in Not aufzufordern, zu ihnen zu kommen.

1930 nahmen Frauen dieses Ashrams auch am Salzmarsch teil. Daraufhin wurde das Institut von der Regierung beschlagnahmt und geschlossen.

1933 wurde der Maila Seva Ashram hier in der Nachbarschaft von Wardha aufgebaut. Gandhi selbst kam hierher, bevor er dann in Sevagram seinen eigenen Ashram errichtete.

Zuvor gab es hier Ashrams von Vinoba Bhave und zwei weitere Institute. Diese drei Einrichtungen halfen den hiesigen Ashram zu gründen.

Der Frauen-Ashram identifizierte sich mit dem Kampf um Swaraj, also um indische Selbstbestimmung und das Ende der Kolonialherrschaft. Die Frauen trainierten sich zum Einsatz im gewaltfreien Unabhängigkeitskampf. Im Ashram lebten auch die Familien von Frauen, die ins Gefängnis gekommen waren.

Auch an der "Quit India"-Kampagne, die 1942 begann, nahmen Frauen dieses Instituts teil und wurden verhaftet. Da Frauen aus ganz Indien von hier aus in den Unabhängigkeitskampf eingriffen, wurde der Ashram sehr bekannt. Nach der Entlassung der Frauen aus den Gefängnissen konnte die Arbeit 1945 wieder aufgenommen werden. Ihr besonderes Bestreben war danach, ihre Lebenserfahrungen aus den Satyagraha-Kampagnen in die allgemeine Ausbildung einfließen zu lassen. 1964 wurde dieses Bestreben etwas systematisiert und es entstand die "Ausbildungsstätte für Arbeiten, die man im Leben braucht". Die Frauen sollten im Laufe der Ausbildung ein neues Selbstbewusstsein gewinnen.

Da nach der Unabhängigkeit Frauen in ganz Indien ausgebildet werden konnten, kamen weniger Frauen in den hiesigen Ashram. In den neuen Schulen, die nach der Unabhängigkeit gegründet wurden, fehlte jedoch die Grundausbildung (basic education). In den Gandhi-Instituten bildete gerade die handwerkliche Ausbildung die Grundlage für die intellektuelle Ausbildung. Alles wurde von Hand gemacht. Begleitend zu der Handarbeit wurden die eher theoretischen Fächer betrieben. In den staatlichen Schulen waren die Gewichte anders verteilt: Es wurde vor allem theoretisch unterrichtet und daneben gab es dann auch noch Handarbeit als ein Fach.

Die hiesige Ausbildungsstätte musste sich den offiziellen Lehrplänen der Regierung anpassen, was sie nur ungern tat. Nun gilt sie aber auch als normale Schule mit Hauptschulabschluss. Es wird auch Lehrerausbildung, allerdings ohne ein Internat - wie zum Beispiel in Kosbad Hill - betrieben.

Seit 1964 sind die Frauen des Ashrams zur Erkenntnis gelangt, dass auch der Umgang zwischen Frauen und Männern erlernt werden muss. Deshalb ist es heute eine Schule für Mädchen und Jungen. Die Schüler bezeichnen sich als Bruder und Schwester. Es gibt ein dazu passendes Fest, bei dem sich die Kinder wechselseitig ein Band umlegen als Zeichen der Verbundenheit.

Dieses Miteinanderlernen und dieses Zusammenleben von Mädchen und Jungen ist heute ein ganz wichtiges Element der Ausbildung an der Schule. Das Ziel der Erziehung ist es, dass alle unabhängig vom Geschlecht freundlich miteinander umgehen.

Bei den Lehrkräften hat man daher jetzt auch Männer zugelassen, was ursprünglich nicht der Fall war. Das Kollegium der Lehrenden besteht jetzt zu 80 Prozent aus Frauen und zu 20 Prozent aus Männern bei 45 Prozent Schülerinnen und 55 Prozent Schülern. Viele Eltern schicken ihre Mädchen ungern zur Schule, weil sie meinen, die Mädchen dringend im Hause zu benötigen. Die Lage der Frauen in Indien war und ist sehr schlecht; Frauen sind deutlich unterprivilegiert gegenüber den Männern.

Darum ist es die vornehmste Aufgabe dieses Instituts, das Selbstbewusstsein der Frauen zu stärken, den Bedrängten Schutz zu geben und auch für die Aufstrebenden da zu sein. Heute

hat man bei der Regierung eingesehen, dass der Sachunterricht nicht ausreicht, sondern dass auch humanitäre Werte und handwerkliche Fähigkeiten vermittelt werden müssen. Doch die Umsetzung dieser Erkenntnisse ist noch nicht sehr weit gediehen.

Gandhi hatte die Vorstellung, dass Lernen fächerübergreifend erfolgen solle. Zum Beispiel sei das Weben mit der Textilkunde und mit dem Rechnen zu verbinden. Gandhis Ziel der basic education sei es gewesen, die Schülerinnen und Schüler in die Lage zu versetzen, mit einem Handwerk ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten. Der Unterricht an den staatlichen Schulen sei nicht so umfassend, dass dieses Ziel dort erreicht werden könnte. Dort würden zwar auch handwerkliche Fertigkeiten erworben, aber nicht intensiv genug.

Training der Frauen zum Einsatz in Friedensbrigaden

Der Tradition der Beteiligung am Salzmarsch und an der Quit-India-Kampagne entspricht, dass im Frauen-Ashram auch für die Beteiligung von Frauen an Shanti-Sena-Einsätzen trainiert wird. Es wurde jedoch nicht ganz deutlich, ob hier nur über die Vergangenheit oder auch über die Gegenwart referiert wurde. Das Training erfolgte in mehreren Schritten:

1. Körperliche Ertüchtigung hat das Ziel, Schüchternheit abzubauen und das Selbstvertrauen bis hin zur Furchtlosigkeit zu steigern. Diesem Ziel dienen Radfahren, Schwimmen, Reiten, Klettern. Gezeigt wird uns ein Foto, auf dem sich Frauen von einer Mauer abseilen.
2. Aufklärung über die Situation im Land. Da der Ashram über ein Gästehaus verfügte, besuchten den Ashram viele bedeutende Persönlichkeiten, die über die nötigen politischen Kenntnisse zu vermitteln wussten.

Das politische Engagement der Frauen brachte diesen in der Öffentlichkeit keinen großen Prestigegewinn. Gerichtsverhandlungen gegen Frauen gab es nicht. Die Frauen waren eben politische Häftlinge, die ihre Zeit absitzen mussten. Viele waren festgenommen worden, weil sie Flugblätter verteilt hatten. Bereits das Zusammenstehen von fünf Frauen galt als verbotene Versammlung.

Die mutmaßliche Haftlänge war den Frauen zum Zeitpunkt der Festnahme unbekannt. Die jüngeren Frauen wurden in der Regel zuerst entlassen.

Der Ashram fungiert heute nicht als Frauenhaus, aber Frauen, die mit ihren Sorgen zur Tür des Ashrams kommen, werden aufgenommen.

Die Haftbedingungen waren übel. In einem Raum für 8 Frauen waren bis zu 30 untergebracht. Sie konnten dort ihre Lebensziele und politischen Einstellungen weiter in der Gruppe diskutieren und sich gegenseitig stärken und auch gemeinsam für die Verbesserung der sanitären Einrichtungen im Gefängnis kämpfen.

Kriminelle Häftlinge waren nebenan. Die Frauen aus dem Ashram unterrichteten diese. So entstand ein herzliches Verhältnis. Probleme gab es auch mit der Verpflegung. Politische Häftlinge erhielten besseres Essen als die Kriminellen. Die Frauen, welche das Essen selbst ausgaben, haben ihre Essen zusammengelegt und es an alle gleichzeitig und gleichmäßig

verteilt. Die Gefängnisverwaltung sah das zunächst nicht gern. Die Frauen aus dem Ashram konnten sich jedoch durchsetzen. Nachrichten wurden in Fladenbrot versteckt übermittelt.

An das Gespräch schloss sich ein Gang über das weite Gelände des Ashrams an. Hier werden 4.200 Schülerinnen und Schüler unterrichtet. Wir besuchten die verschiedenen, zum Teil zweistöckigen Schulgebäude, danach den Sportplatz. Auffallend die Klettergerüste, welche die alten Frauen an ihr seltsames Training während des Unabhängigkeitskampfes erinnern: Klimmzüge für die Freiheit!

Nagpur - Morena - Jora, 25.3.1997

Wie nach 24 Stunden Ruth aus dem rollenden Zug springen musste, ein junger Hund von uns überfahren wurde und die Gästezimmer im Räuber-Ashram mit der Brechstange geöffnet wurden.

Noch eine Nachtfahrt - die längste unserer Gandhi-Reise. Von Nagpur nach Morena sind es - wie gesagt - mehr als 700 Kilometer. Hoffentlich würde sich nun das Reiseziel als der Mühe wert erweisen. Seit den Besuchen in den halbtoten Ashrams in Indore und Hoshangabad bin ich skeptisch.

In der Nähe der Kleinstadt Morena ist vor etwas mehr als 20 Jahren ein Ashram gegründet worden als Anlauf- und Stützpunkt für die Integration ehemaliger Banditen. Dem Hörensagen nach erfolgreich, darum heute eher ein Zentrum der Khadiproduktion als eine Station zur Resozialisierung von Buschräubern.

Wir waren von Sevagram gegen 17 Uhr abgefahren und mussten in Nagpur 3 Stunden auf den Anschlusszug warten. Mit einer Stunde Verpätung fuhr unser Zug dann um 23 Uhr los. Sollte er die Verspätung aufholen, würden wir gegen 14 Uhr in Morena ankommen. Wahrscheinlich war dies nicht. Die Müdigkeit, der Gedanke an die Länge der Fahrt drückte auf unsere Stimmung. Doch wir kamen dann im Sleeper mit unseren sechs Liegen schnell zurecht. Wir legten die Koffer quer zum Gang unter die Liegen. Man konnte gerade noch dazwischen treten. Zuvor hatten Ruth und ich bereits routiniert die Schlafsäcke und Thermomatten aus den Koffern gezogen und in Position gebracht.

Savita Mehra tauschte mit einer älteren Inderin ihren unteren Schlafplatz gegen eine der kurzen Liegen oberhalb des Gangfensters. Die Matrone wäre offenbar nicht imstande gewesen, den gebuchten Platz zu erklimmen. Das viele Öl, der süße Nachtschiff! Das alles sedimentiert im Laufe manches indischen Frauenlebens zu gewaltigen Ablagerungen. Sie schlief nun neben Ruth, schräg unter mir, ihr Volumen bedeckt mit einem dünnen Tuch. Im Geschuckel des Zuges schwappte das Gebirge hin und her.

Ich hoffte auf Schlaf. Das Rattern des Zuges überdeckte Verdauungs- und Atemgeräusche. In Raten schlief ich auch einige Stunden. Erst um 6 Uhr stürmten neue Mitreisende den Waggon, der aber allen noch reichlich Platz bot.

Gegen 10 Uhr suchte ich mir einen einsamen Platz, um zwei Stunden auf dem Notebook zu schreiben. Ich konnte auch die naiven Fragen von Frau Mehra zur deutschen Sicherheits- und Interventionspolitik, die Georg und Friedemann geduldig beantworteten, kaum mehr ertragen.

Ausgangspunkt des Gesprächs waren Fotos gewesen, die Georg beim Protest gegen ein Manöver der schnellen Eingreiftruppe im Elbsandsteingebirge gemacht hatte. Pazifisten und Naturschützer hatten einen Felsen erstiegen, den die Bundeswehr per Hubschrauber besetzen wollte, um sich dann von dort abzuseilen. Zu Fuß konnten die Soldaten auch nicht aufsteigen, weil die pazifistischen Bergsteiger an kritischen Stellen sich niedergelassen hatten. Frage an den Presseoffizier, was diese Übung in der Nähe der mit uns befreundeten Tschechischen Republik denn bezwecke. Von welchen Felsen die Manöversoldaten sich denn in ihrer Phantasie abseilen würden? "Von allen Felsen der Welt". Wahrscheinlich nur eine ungeschickte Antwort, aber sie musste bei älteren und auch bei einigen jungen Menschen, die gewisse Nazilieder im Ohr haben, böse Erinnerungen an deutsche Präsenz in aller Welt wecken. "Und heute (ge)hört uns Deutschland und ..."

Wir fahren durch eine meist flache, sehr trockene Landschaft. Getreide- und Baumwollanbau herrschen vor. Immer wieder Ziegeleien. Nach 16stündiger Fahrt erreichen wir Morena. Wenn man die Abfahrt von Sevagram zugrundelegt, waren wir sogar fast 24 Stunden unterwegs. Als Fremder erkennt man eine Bahnstation erst, wenn man in sie einfährt. Wir schaffen das Gepäck zwar sofort zur Waggontür, aber doch nicht schnell genug. Der Lokführer scheint verrückt zu spielen wie ein Pferd, das den Stall wittert. Partout will er nun die Verspätung bis Delhi aufholen. Ohne Vorwarnung setzt sich der Zug wieder in Bewegung, bevor wir noch alle Gepäckstücke ausgeladen haben. Ruth hat im Abteil den Rest zusammengerafft, aber sie ist nicht an der Tür, als der Zug anfährt. Wir rufen, brüllen nach dem Schaffner. Keine Reaktion. Da taucht Ruth doch noch auf und kann mit unseren beiden Rucksäcken und dem Computer und zwei Essensbeuteln vom Zug abspringen, der wegen seiner Überlänge nur langsam anrollen kann.

Morena ist für mich zunächst einmal ein Ort ohne besondere Merkmale. Wir wissen aus unserem Reiseprospekt nur, dass es in dieser Gegend in den 70er Jahren der Shanti Sena gelungen sein soll, Räuber, sogenannte "decoits", zum Abgeben ihrer Waffen zu bewegen. Unser Ziel ist ein Mahatma Gandhi Seva Ashram in Jora, etwa 30 km von Morena entfernt.

Wir hatten gedacht, dass wir am Bahnhof erwartet würden, aber niemand zeigte sich. Frau Mehra überlegte zunächst, ob wir mit dem öffentlichen Bus zum Ashram fahren könnten. Friedemann vermochte ihr dies auszureden. Wohin mit dem Gepäck, wenn der Bus voll sein sollte? Und womöglich noch umsteigen! Wir quetschen uns schließlich in einen Jeep, der 250 Rupien für die Fahrt verlangte. Ist es nicht absurd? An welchen Summen Frau Mehra zu sparen gedenkt! 250 Rupien sind doch nur DM 12.50, also DM 2.10 pro Nase bzw. pro Hinterteil, denn dieses muss man ja in solche Fahrungslegenheiten klemmen.

Friedemann musste Frau Mehra sogar noch in Aussicht stellen, dass wir die Differenz zwischen Linienbus und Jeep selbst bezahlen, damit sie von dem Versuch abließ, eine eventuelle Busverbindung in Erfahrung zu bringen. Es ist unfassbar, was diese Frau uns - nach 24 Stunden Bahnfahrt! - zumuten würde, nur um noch ein paar Mark zu sparen. Sowas verbittert mich nachhaltig. Dass sich Georg und Friedemann auf der Rückbank, neben und oberhalb der Koffer überhaupt noch in den Jeep hineinzwängen können, ist ja bereits eine akrobatische Leistung, die ich dann schon mal als Erinnerung für Georgs Familie fotografiere.

Auffallend sind in Morena zunächst einmal die vielen Fahrrad-Rikschas, von denen wir zwar bereits gehört, die wir aber in Bombay und Ahmedabad noch nie gesehen hatten. Auf dem erhöhten Rücksitz balancieren meist zwei Fahrgäste, mitunter vier, wenn auch nicht gerade vom Kaliber des wogenden Gebirges dieser Nacht.

Unser junger Fahrer scheint sich uns im Jeep als allen anderen überlegener Verkehrsteilnehmer beweisen zu wollen. Er rast los wie ein Irrer, nur gelegentlich mal von einer Straßenschwelle, den von mir heute besonders geschätzten "schlafenden Polizisten" gebremst. Vor einem aufquietschenden jungen Hund kann er gerade noch bremsen, bevor er dann erneut Gas gibt und den nächsten Fahrrad-Rikschahs, die einer auf der Straße liegenden Kuh ausweichen müssen, fast auf die Hinterräder fährt.

Als wir den Ort verlassen, dreht er erst richtig auf. Frau Mehra sitzt neben ihm, ich mit Ruth und Ursula Mertens schräg hinter ihm. Ich halte seine Raserei für lebensgefährlich und bin drauf und dran, ihn von Frau Mehra zu vorsichtigerer Fahrweise ermahnen zu lassen, da passiert auch schon die Katastrophe: Ein halbwüchsiger brauner Hund rennt über die Straße, und unser Jeep voll über ihn hinweg - ohne auch nur abzubremsen.

Georg sah den Angefahrenen wie ein Paket über den Asphalt in den Straßengraben rutschen. Nun dämpfte Frau Mehra die Fahrweise dieses Anti-Jains effektiv, indem sie immer wieder die offene Handfläche dämpfend nach unten drückte. Das half, wenngleich der junge Tunichtgut vom Tod des Hundes nicht sonderlich betroffen zu sein schien. Es gibt sie in großer Zahl. Sie scheinen sich von Abfall zu ernähren, und ich weiß nicht, ob hierzulande alle Hunden ein "Herrchen" haben. Wahrscheinlich nicht.

In dem Ashram waren wir ganz offensichtlich nicht erwartet worden. Der Leiter sei verreist. An eine warme Mahlzeit war nach der langen Fahrt so schnell auch nicht heranzukommen. Wir mussten erst mal selbst einkaufen. Die junge Frau eines langjährigen Mitarbeiters des Ashrams, eines ehemaligen Banditen, würde uns dann etwas kochen.

Die jungen, meist etwas 30 Jahre alten Männer, die zu dem Ashram gehörten und die sich vor allem mit Spinnen, Färben und Weben ihren Lebensunterhalt verdienten, gaben sich große Mühe, uns Quartiere zusammenzusuchen. Sie schienen seit einigen Jahren keinen vergleichbaren Besuch gehabt zu haben. Das Vorhängeschloss zu einem der Gästezimmer musste unter großem Hallo mit einer Eisenstange aufgebrochen werden, bevor Friedemann und Georg einziehen konnten. Betten gab es in diesem Zimmer keine, nur eine große gepolsterte Matte. An den Wänden hingen ausgeblasste Fotos von Jugendlagern.

Ruth und ich bekamen von den Ashrambewohnern ein kleines Zimmer mit zwei Betten zugewiesen. Das war mir sehr recht und sehr wichtig. Damit setzten wir Miss Mehra unter Druck, sich nach einem eigenen Zimmer umzutun und nicht wie in Indore darauf zu bauen, dass ich schon zu den Männern gehen würde und Ruth und Ursula Mertens zusammen schlafen könnten. Die Abneigung von Ursula Mertens und Savita Mehra gegen das Teilen von Zimmer und Bad war mittlerweile von beiden Seiten gleich heftig. Es gelang Frau Mehra dann auch tatsächlich, für sich ein Vorzugszimmer aufzutun, das ein eigenes Klo und getrennt davon einen Duschaum aufwies. Ursula hatte nun zwar auch ein Einzelzimmer, aber sie sollte sich nun wie die Männer (und auch Ruth) auf einem stinkigen Klo duschen, was sie rundweg ablehnte und ankündigte, dass sie sich am Brunnen auf dem Hof waschen werde, auch wenn dann mal ein nacktes Körperteil sichtbar werden sollte.

Wir waren um 17 Uhr angekommen. Es wurde 22 Uhr, bis das Essen fertig war. Zwei Stunden zuvor hatten wir gegen den größten Hunger Pistazien und eine Art Puffreis gegessen, den die Ashrambewohner uns in einem großen Eisentopf zubereitet hatten.

Da Frau Mehra anscheinend - und wir bekommen ja selten eine klare Auskunft - für die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag oder für den Freitag auf den Samstag in Agra, unserem nächsten Ziel, noch kein Quartier hat, habe ich den Verdacht, dass sie uns hier auf dem Lande in einem extrem billigen Quartier "parken" will, um ein teureres Quartier in der Touristenstadt Agra zu sparen. Wir haben noch keine Vorstellung vom Programm der nächsten beiden Tage.

Jora (bei Morena), 26.3.1997

Die Reisegruppe definiert ihre Minimalinteressen als Verbraucher und artikuliert den Konflikt mit der Reiseleiterin. Ein Ausflug in das Operationsgebiet der Räuberbanden, die von Jayaprakash Narayan seit 1972 resozialisiert wurden.

Als Frau Mehra sich beim Frühstück erkundigt, was wir morgen zum Mittagessen wollten, sagte ich ihr, dass ich morgen so bald wie möglich abreisen wolle. Wir seien hier nicht erwartet worden und wir wüssten nicht, ob sich so etwas wie ein Programm improvisieren ließe. Für Jora seien nur zwei Übernachtungen vorgesehen. Eine weitere Übernachtung zuungunsten des Programms in Agra und Delhi würden wir ablehnen. Es bestehe hier ein Konflikt zwischen dem Reiseveranstalter und seinen Kunden. Die Grenze des Zumutbaren sei bereits überschritten. Ein sinnvolles Programm, das eine Verlängerung des zweitägigen Aufenthalts in Jora rechtfertige, sei derzeit nicht erkennbar. Die Minimalleistungen, auch die im Prospekt genannten, würden von ihr nicht erbracht. Ich sage das ruhig, klar und deutlich, ohne die Stimme zu erheben. Für mich war dies jetzt - in einem ganz kühlen Sinne - Interessenanalyse und Konfliktartikulation.

Während ich dies im Beisein der anderen oben auf der Dachterrasse sagte, begannen unten im Hof auf einer Veranda die Ashrambewohner mit ihrem Morgengebet. Ruth entschuldigte mir gegenüber die Nichtreaktion Frau Mehras zunächst mit dem Beginn des

Gebets. Als Ruth jedoch Frau Mehra nach dem Gebet ansprach, sagte diese nur: Sie habe es gehört; eine Äußerung von ihrer Seite halte sie nicht für erforderlich.

Anschließend wurden wir über das Gelände des Ashrams und durch seine Werkstätten geführt. Ich stellte einige Fragen zur Ökonomie der Khadi-Industrie, zu den Löhnen und den öffentlichen Subsidien. Frau Mehra übersetzte sehr widerwillig. Die Übersetzung war jedoch notwendig, da keiner der Mitarbeiter englisch sprach. Sie machte sich ausführliche Notizen zu den Antworten auf meine Fragen, übersetzte jedoch nur sehr wenig. Es war frustrierend.

Kommt es nach dem morgendlichen Offenlegen des Konflikts zu einem Stimmungsumschwung? Von seiten der Leitung des Ashrams beginnt man zunehmend, sich auf unser überraschendes Auftauchen einzustellen. Nach der Führung durch die Werkstätten und das Lager des Ashrams fahren zwei Mitarbeiter mit uns im Jeep über Land. Wir besuchen den Pagara Staudamm und beobachten Fischer, die mit einem großen Schleppnetz in den letzten Wasserresten auf der Sohle des Wasserreservoirs fischen. Wir können jedoch nicht abwarten, bis sie das riesige Netz im großen Bogen an Land gezogen haben werden. Darüber werden noch mehrere Stunden vergehen.

Wir fahren weiter zu der Stelle, wo 1972 etwa 500 Outlaws, die man hier Decoits nannte, ihre Waffen an Jayaprakash Narayan und seine Mitarbeiter übergeben und sich den Behörden gestellt hatten. Es ist ein steinernes Podest von der Größe eines Boxrings. Wir erfahren jedoch nichts über den sozialen Hintergrund dieser Räuberpistole, und ich ärgere mich, dass Frau Mehra, die vor allem wegen dieser Vorzeigestory aus nachgandhistischer Zeit nach Jora gefahren ist, sich nicht mit Hilfe von Literatur vorbereitet hat. Ich hätte erwartet, dass man uns hier vor Ort über diesen erfolgreichen Versuch, aus der Gesellschaft ausgestoßene Gewalttäter, wieder zu integrieren, auch umfassend informiert. Die Fahrer unseres Jeeps sind dazu nicht in der Lage, da sie nur über ganz geringe Englischkenntnisse verfügen und auch noch zu jung sind, um die Geschichte selbst miterlebt zu haben. Was nützt mir der Anblick der Gegend, wenn ich nicht weiß, was sich hier abgespielt hat? Was ist schon Topographie ohne Historiographie! Ich komme mir so richtig blöd vor. Frau Mehra lässt sich ein Buch über die Geschichte der Reintegration der Räuber geben. Auf Hindi. Das heißt, wir werden nichts erfahren!

Beim Teetrinken am Nachmittag machen wir Frau Mehra - und dieses Mal uni sono - klar, dass sie sich an ihren Reiseplan, der Grundlage des von uns unterzeichneten Vertrags sei, halten müsse, wir jedenfalls keinen Grund zur Verlängerung des Aufenthalts in Jora zu erkennen vermöchten.

Vom Gespräch mit dem inzwischen zurückgekehrten Leiter des Ashrams, das auf 17 Uhr angesetzt war und das auf dem flachen, von hohen Bäumen überragten Dach des Versammlungshauses stattfand, hatte ich mir zunächst nicht viel versprochen. Die Führung durch den Betrieb und die Lagerräume war am Vormittag allzu enttäuschend verlaufen. Und der Ausflug zum Staudamm war landschaftlich zwar sehr reizvoll, aber als Teil des Gandhi-Trips ganz und gar unergiebig gewesen.

Doch der Leiter des Ashrams erwies sich als Glückstreffer. Er verfügte über einen umfangreichen englischen Wortschatz, auch wenn man sich an sein Stakkato erst mal gewöhnen musste. Der etwa Fünfundvierzigjährige lebt seit 1980 im Ashram. Er hat eine Ausbildung als Biologe, ist aber zur Zeit in erster Linie als Manager tätig.

Er erzählt uns die Geschichte der Befriedung der Gegend durch die Shanti Sena. Dieses Reintegrationsprojekt war das größte Vorhaben der Gandhi-Anhänger nach der Ermordung Gandhis. Es hält auch jetzt noch an. Mitarbeiter des Ashrams, die als Sozialarbeiter ausgebildet sind, fahren in die abgelegenen Dörfer und kümmern sich um Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, um die Schulbildung der Kinder und um die Bildung von demokratisch gewählten Gremien, die dann mit den Behörden verhandeln können. Es gibt auf Dorfebene auch eine Art Shanti Sena, deren Hauptaufgabe es ist, die Dorfbewohner davor zu schützen, von Großgrundbesitzern mit List und Tücke und eben auch unter Gewaltanwendung gedrängt zu werden, für einen Hungerlohn auf ihren Feldern zu arbeiten. Die Abgesandten der Großgrundbesitzer würden mit Lastwagen in die Dörfer fahren und die Eingeborenen zu zwingen suchen, mitzukommen und für 20 statt der üblichen 50 Rupien am Tag zu arbeiten.

Bei dem Aufbau einer lokalen Shanti Sena würden die Freiwilligen über ihre Rechte bzw. über das Unrecht der Großgrundbesitzer belehrt und dann würden die künftigen Shanti Sainiks gebeten, detailliert die Lage im Dorf zu schildern. Dazu gehöre auch, dass sie einen Grundriss ihres Dorfes in den Sand zeichneten und die neuralgischen Punkte beim Auftauchen von Lastwagen der Großgrundbesitzer markierten. Dieses Vorausbedenken der Konfrontationssituationen würde die Dorfbewohner zwar nicht davor bewahren, gelegentlich von den Abgesandten der Großgrundbesitzer angegriffen, geschlagen und verletzt zu werden; doch die Großgrundbesitzer hätten inzwischen begriffen, dass sie es nun mit einer selbstbewussten Dorfbevölkerung zu tun hätten und dass diese nicht mehr erpressbar sei.

Das Erfreulichste an diesem Gespräch war, dass er uns einen Ausflug in diese Dörfer für den nächsten Tag in Aussicht stellte. Frau Mehra ist ja gar nicht zimperlich, wenn es darum geht, ihre Landsleute zu vereinnahmen und Forderungen an sie zu stellen. Wir freuen uns natürlich, dass ganz unversehens dieser Aufenthalt in Jora sich doch noch mit einem Programm füllt und wir hier nicht nur "parken".

Nach dem Gespräch mit dem Leiter des Ashrams und im Blick auf den sich abzeichnenden Ausflug zu dem Eingeborenendorf im Dschungel besserte sich die Stimmung in der Gruppe. Wir hatten im Dorf Jora eingekauft und kochten nun alle zusammen auf zwei Feuerstellen im Schein unserer Taschenlampen, denn der Strom war wieder einmal ausgefallen, ein Tomaten-Zwiebel-Gemüse und zusätzlich noch einen Topf grüne Bohnen. Ich übernahm die Zubereitung der Tomaten, auch um sicher zu sein, dass sie nicht überwürzt würden. Es gelang uns, Savita Mehra zu überreden, ihr Gemisch aus Chili, Knoblauch und Salz, das sie zwischen zwei Steinen zerrieben hatte, nur als Zusatz anzubieten, nicht jedoch in das Gemüse zu mischen. Da ich das Gemüse gekocht und abgeschmeckt hatte, Holz nachlegte und auch ständig umrührte, war ihr wohl deutlich, dass ich sie als Oberköchin hier nicht akzeptieren würde.

Es waren auch Nudeln eingekauft worden. Als das Wasser endlich kochte, gerieten diese jedoch nicht al dente, sondern al gummi - eine zähe, zusammenklebende Masse. Wir hatten sie auf dem Markt eingekauft - in der Annahme, dass sie zubereitet würden wie europäische Teigwaren. Gemüse gab's reichlich, von den Nudeln hatten wir ohnehin nur eine kleinere Menge eingekauft und diese ließ sich dem Gemüse schon hinzufügen.

Das gemeinsame Essen machte uns Spaß, zumal wir sicher waren, dass es uns auch bekommen würde. Doch beim Zubettgehen kehrte die Missstimmung zurück, weil Frau Mehra sich erneut weigerte, Ursula Mertens das Duschbad benutzen zu lassen. Dieses war zwar nur durch ihr Zimmer zu erreichen, aber die Gastgeber hatten allen Frauen unserer Gruppe dieses Bad gezeigt, ganz gewiss in der Annahme, dass Ursula und Ruth dort auch ein- und ausgehen könnten. Frau Mehra erklärte, dass sie jetzt zu müde sei, schlafen wolle und niemand mehr durch ihr Zimmer gehen lasse. Ursula beharrte jedoch darauf, dass sie sich - zumal im Dunkeln - nicht in dem stinkenden Klo waschen würde, aber nach diesem heißen Tag sich noch waschen müsse. Erbittert wusch sie sich schließlich im Freien am Brunnen. Es würde ihr im Mondschein schon niemand auf den Busen blicken.

Jora - Morena - Agra.
Gründonnerstag, 27.3.1997

Vom Backen der Chapattis über glühenden Holz, dem Sieden des Zuckerrohrsaftes über Erdlöchern und den kunstvollen Reliefs auf Kuben aus Kuhdung. Der Besuch im Bauernhof eines ehemaligen Räuberhauptmanns und unsere Teilnahme an der Versammlung eines Eingeborenenstammes im Dschungel.

Ein sehr schönes Erwachen mit Ruth, wie ich mich überhaupt mit manchem Unangenehmen abfinden kann, wenn ich wenigstens zusammen mit Ruth ein Zimmer habe und mich mit ihr besprechen kann. Ich weiß nicht, wie es mir auf dieser Reise und bei all dem Ärger mit der Reiseleiterin gegangen wäre, wenn Ruth sich zuguterletzt nicht doch noch entschlossen hätte, meinem Drängen nachzugeben und mit mir nach Indien zu reisen.

Um 7.30 Uhr sollten wir frühstücken und zuvor schon die Koffer gepackt haben. Letzteres gelang uns auch, aber dann war Miss Mehra nirgends zu sehen. Sie schlief sich anscheinend aus, und wir halfen erst mal der Familie des Exräubers, der wohl schon seit 1972 im Ashram lebt und damals noch ein junger Bursche gewesen sein muss, beim Zubereiten des Frühstücks. Wir hackten noch Holz und kochten Teewasser, während seine Frau und die beiden Töchterlein die Fladenbrote zubereiteten.

Ich habe heute zum ersten Mal das Backen der Chapattis vom Anfang bis zum Ende beobachtet. Der Teig wird auf einem runden Holzbrett mit einem kleinen Wellholz vom Klümpchen zu einem flachen Kuchen von etwa 18 cm Durchmesser erweitert und so auf eine Eisenplatte gelegt, die über dem Feuer liegt. Der Pfannkuchen wird ohne Zusatz von Fett von beiden Seiten angebacken - ohne schon braun oder gar knusprig zu werden. Der Clou der Backkunst ist nun aber, dass die Bäckerin am Rande der Flammen ein flaches Bett aus noch glühenden Holzstückchen vorbereitet hat. Darauf landet - und alles wird gefingert

- das vorgebackene Brot für einen Moment, so dass sich Blasen und darauf dunkelbraune Brandflecken bilden. Sofort wird umgedreht, und der Vorgang der Blasen- und Fleckenbildung wiederholt sich. Während das Brot auf der Glut liegt, baucht es sich hoch auf, bleibt aber nicht so, denn bevor es noch auf dem Stapel der anderen Chapattis landet, bekommt es noch einen Klatsch mit der flachen Hand auf seinen Bauch und sackt dadurch in sich zusammen. Werden die Brote nicht aufeinander gelegt, bleiben sie knuspriger. Man kann Gemüse in die Chapattis einrollen und als Reiseproviant mitnehmen. Es gibt aber auch doppelte Chapattis, welche eine Füllung aus Käse oder auch Kartoffeln einverleibt bekommen haben.

Das Frühstück um 9 Uhr verläuft ziemlich eintönig. Zu den Chapattis gibt es ein Kartoffelgemüse mit Zwiebeln und Tomaten. Es ist immer das gleiche Lied: Sobald Frau Mehra auftaucht, mag keiner mehr munter weiterreden. Ich hatte gehofft, dass es heute vielleicht anders sein könnte. Dass nach dem fröhlichen Essen jedoch erneut Ursula das Duschen im Bad verweigert worden war, wirkt nach. Zum Verlauf des Tages erhalten wir keine weiteren Informationen, so dass wir nur annehmen und hoffen können, dass es bei den gestern so spontan mit dem Leiter des Ashrams getroffenen Verabredung bleibt. Wir fragen auch nicht, zumal wir beobachten können, dass im Hof ein Jeep für die Ausfahrt fertig gemacht wird. Während des ziemlich einsilbigen Frühstücks auf dem Dach denke ich mir nur, dass wir zumindest über eine Spende an den Ashram hätten reden können.

Gegen 10.30 Uhr geht es dann auch tatsächlich mit dem Jeep über Land. Unser erstes Ziel ist das Haus von Upsingh, einem ehemaligen Bandenchef der Decoits. Es liegt mitten in einem Dorf, das ganz von Viehzucht und Ackerbau geprägt ist. Die massigen, dunkelbraunen Figuren der Wasserbüffel imponieren mir. Hier müsste ich ein paar Tage Zeit haben zum Zeichnen und Malen. Den resozialisierten Räuberhauptmann, der mittlerweile bereits 70 Jahre alt ist, aber nach der kurzen Gefängniszeit noch eine Frau in mittleren Jahren geheiratet und von ihr noch mehrere Kinder bekommen hat, haben wir leider nicht angetroffen. Er ist ein gefragtes Paradebeispiel der Wiedereingliederung von Outlaws. Mit seinen guten Sprachkenntnissen kann er den Erwartungen der Journalisten entsprechen. Doch auch seine Frau und sein jüngerer Bruder, der nie Räuber war, sondern sich um die Familien gekümmert hat, können uns Auskunft geben und sie tun es sehr bereitwillig und zeigen uns im Haus ihre Vorratswirtschaft. Das Getreide wird mäuseicher in (zu)gemauerten, unseren Kachelöfen ähnelnden und mit Kringel verzierten Behältern im Wohnraum gelagert.

Die Regierung hat ihre Versprechen nicht vollständig eingehalten. Drei Jahre nach dem Niederlegen der Waffen entschlossen sich 50 ehemalige Räuber und ein Mitglied des gewaltlosen Vermittlungsteams zum unbegrenzten Hungerstreik. Das wirkte prompt. Schon nach zwei Tagen wurden die Forderungen erfüllt. 1995 kamen die Ehemaligen in Bopthal zu einer Konferenz zusammen, um sich auszutauschen und um ihre Interessen zu artikulieren - wiederum mit Hilfe der Gandhisten aus unserem Ashram. Es bedarf bei solchen Resozialisierungsprogrammen offensichtlich einer langen Nachsorge.

Zwischenstop an einer Siederei für Zuckerrohrsaft, die sich in der Nähe eines Dorfes neben der Straße auf einem Feld befindet. Strom für die Zuckerpresse wird freischwebend einer Überlandleitung entnommen. Auf unterirdischen Feuerstellen, die über ein Loch in der

Erde von einem Sechsjährigen mit Stroh geschürt werden und deren Rauchabzug wiederum einen Meter neben dem Feuerloch über einen kleinen Schornstein erfolgt, sitzen flache, runde Pfannen von 1,5 m Durchmesser. Von der brodelnden Zuckersaftmasse werden Faserreste und Schaum abgestreift und abgeschöpft. So offen kochend wird der Saft eingedickt, bis er dann in flachen, rechteckigen Schalen auskristallisieren kann.

Nebenan fotografiere ich für Christian und die Bildhauerklasse Lothar Fischers noch eine naive Skulptur. Ein Kubus aus Kuhmist, der für Heizzwecke vor sich hin trocknet, war noch im gut durchfeuchteten Zustand mit Reliefs verziert worden. Günter Grass hatte sich bereits in Kalkutta über die 'signierten' Kuhfladen an den Wänden amüsiert. Was ich hier sah, war bereits Kuhdungkunst für Fortgeschrittene.

Frau Mehra ließ sich auch noch eine Flasche Zuckerrohrsaft auspressen, wozu eigens die Presse in Gang gesetzt werden musste. Als wir nach einem relativ langen Aufenthalt von der Saftsiederei weiterfahren, verlangte Frau Mehra von mir, dass ich ihr meinen Sitz an der hinteren Tür des Jeeps einräume. Anscheinend wollte sie gekauten Zuckerrohr ausspucken. Von hinten hatte ich jedoch einen besseren Ausblick und außerdem hatte ich es satt, nach ihrer Pfeife zu tanzen und sagte darum nur: "Ich möchte hier sitzen bleiben," was sie anscheinend überraschte. "Aus allem machen Sie ein Problem." Sie erwartet, dass wir wie Bedienstete eilfertig parieren.

Das Ziel unseres Ausflugs war der Besuch eines Eingeborenenstammes, der in der Bergwildnis lebt. Bevor wir jedoch in die struppige, steinige Gegend einbogen, gab es noch einen Stopp, dessen Sinn wir zunächst nicht zu erkennen vermochten. Ohne vorherige Erklärung wurden wir in das große Büro eines Beamten geleitet. Allmählich merkten wir, dass es sich um den Regierungsvertreter in dem Dorf- oder Distriktsrat handelte. Seine Aufgabe ist es in erster Linie, dafür zu sorgen, dass die Regierungssubventionen beim Hausbau korrekt abgerechnet und gerecht verteilt werden. Das Besondere an diesem Beamten war, dass er den seltenen Ruf genoss, nicht korrupt zu sein. Er machte in der Tat einen anständigen Eindruck. Er berichtete von den Schwierigkeiten des Aufbaus eines Dorfrates nach demokratischen Prinzipien. Bemerkenswert fand ich aber doch, dass in diesen von unten nach oben gewählten Gremien auf allen Ebenen ein Regierungsvertreter mit dabei sitzt.

Ich sagte ihm, dass ich Politologe sei und dass mich bei dieser Konstruktion der Dorfdemokratie interessiere, wer nun im Dorf der mächtigste Mann sei. Ich war auf diese Frage gekommen, weil ich beobachtete, dass in der Zeit, in der wir gerade eine Tasse Tee tranken, drei junge Frauen an den Beamten herangetreten waren, ein Papier abgegeben hatten und dann wieder hinausbeschieden worden waren. Es handelte sich um Vorschullehrerinnen, die nach einer Anstellung suchten. Der junge, kaum 30 Jahre alte Beamte, schien meine Frage überhaupt nicht zu verstehen, jedenfalls kam er gar nicht auf die Idee, in den Regierungsvertretern die eigentlich mächtigen Personen zu sehen, neben denen die Dorfvorsteher kaum mehr als die einheimischen Vermittler der Regierungsvorstellungen sind. Er Sorge nur dafür, dass die Regierungsgelder an den richtigen Stellen eingesetzt werden.

Ich wollte unsere Reisegruppe durch weitere Nachfragen nicht aufhalten, zumal wir ohnehin schon sehr spät dran waren, und Georg sogar den Verdacht geäußert hatte, dass die Abfahrt des Zuges nach Agra absichtlich verpasst werde, um die dortigen Hotelkosten für einen weiteren Tag zu sparen. Das war natürlich starker Tabak. Rückblickend glaube ich auch nicht, dass Frau Mehra tatsächlich diese Absicht hatte, aber man konnte auf den Gedanken durchaus kommen. Georg entschuldigte sich nach ihrem Protest für seine Unterstellung.

Wir bekamen dann auch tatsächlich noch den Eingeborenenstamm zu Gesicht. Wir fuhren etwa 5 Kilometer durch das, was ich nicht als Wald, bestenfalls als Maquis bezeichnen würde. Hier nennt man das "Dschungel". Die meisten Bäume trugen keine Blätter und sie waren auch selten höher als 3-4 m. Von Stammholz konnte kaum die Rede sein. Es war eigentlich nur Gestrüpp.

Das Dorf bestand aus wohlgefügtten Steinhäusern, die auch mit Steinplatten gedeckt waren. Die Gegend war jedoch so einsam und unfruchtbar, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass auch die nächste und übernächste Generation hier aushalten wird.

Der subventionierte Hausbau ist meines Erachtens eine Art Arbeitsbeschaffungsmaßnahme mit dem Ziel, die Stämme noch eine Zeit lang auf dem Lande festzuhalten. Die Bewohner des Gandhi-Ashrams in Jora sind die treibenden Kräfte hinter diesem Programm. Es passt zu der gandhistischen Vorstellung, dass Indien über die Dorfentwicklung saniert werden könnte. Dabei spricht alle Erfahrung dafür, dass die Abwanderung in die Städte kaum aufzuhalten sein wird.

Wir fragen nach der Schulbildung der in diesem Dorf Lebenden. Ja doch, eine Schule existiere. Es fragt sich nur, welche Qualität diese Ausbildung hat. Welcher Lehrer ist schon bereit in einer solchen brennend heißen Einöde einen Teil seines Lebens zu verbringen?

Unser Zug sollte um 17 Uhr in Morena eintreffen, um uns innerhalb von etwa 4 bis 5 Stunden nach Agra zu bringen. Es war mehr als zweifelhaft, dass wir es schaffen würden. Doch wir bekamen in Jora vom Ashram noch einen zweiten Jeep gestellt und konnten so das Gepäck problemlos und vor allem geschwinde verladen. Als unser Zug auf dem Bahnhof in Morena einfuhr, stiegen wir gerade die Treppen des Bahnübergangs hinab. Es war also höchste Zeit.

Die Fahrt war problemlos und dauerte nur vier Stunden. Wir hatten uns ohnehin gefragt, wie Frau Mehra auf den Gedanken gekommen war, diese Strecke als Übernachtung im Sleeper einzuplanen. In Agra brachten uns Rikscha-Taxis zu Festpreisen zum Hotel in der Nähe des Taj Mahal. Wir hatten keine Ahnung, welche Art von Quartier uns in diesem Touristenzentrum erwartete, und waren dann sehr erstaunt, als wir in Nomadenzelten untergebracht wurden, die mit dem Hinterausgang an Nasszellen angeschlossen waren. Ruth und ich hatten ein eigenes Zelt und ein Doppelbett. Für mein Notebook ließ ich mir ein Kabel mit Steckdose legen. Wir waren's zufrieden und freuten uns auf die morgige Besichtigung dieses weltberühmten Ortes.

Agra. Karfreitag, 28.3.1997

Ist der Liebestod in Marmor etwas Wahrhaftiges oder nur eine liebend gern geglaubte Inszenierung? Ein weiteres Gespräch mit einem Kurier bei der Resozialisierung der Räuberbanden. Georg muss mit hohem Fieber einen Arzt aufsuchen und einen Malariatest machen.

Auf dem Stadtplan von Agra habe ich zwar einige christliche Kirchen gefunden, aber sie liegen weit von unserem Hotel entfernt, so dass wir alle am Morgen nur auf den Wiesenhügel hinter unserem Hotel hochsteigen und dort den Sonnenaufgang erleben. Es ist dunstig und das Taj Mahal wirkt grau über den roten Mauern. Hier oben bekommen wir auch das Frühstück serviert. Wegen meines dünnen Stuhlgangs war ich mal wieder auf Numero Sicher gegangen und hatte mir nur Toastbrote und Cornflakes mit erhitzter Milch bestellt. Georg Meusel fühlte sich nicht wohl und setzte lieber ganz aus, begleitete uns jedoch noch zum Taj Mahal, dessen Tore sich nur fünf Minuten vom Hotel dem Besucherstrom öffnen.

Heute - am muslimischen Feiertag - sind der Eintritt und das Fotografieren umsonst und dies hat wohl auch viele Inder angezogen. Hier sehen wir nach Wochen die ersten Europäer in kurzen Hosen und Frauen in Sommerkleidern ohne knöchellange Hosen.

Doch genug vom äußeren Betrieb. Das Grabmal selbst und auch die es rahmenden roten Sandsteinbauten sind überwältigend schön. Diese Weite des Entwurfs, dieses Ebenmaß und dieser wunderbare Ausgleich in den Proportionen ließ mich aus dem Staunen nicht herauskommen. Dass ein menschliches Gehirn vor 500 Jahren so etwas entwerfen und mit Hilfe eines außerordentlich großzügigen Herrschers auch realisieren konnte, würde man nicht glauben, wenn man es nicht auf einen Blick vor sich liegen sähe. Doch wer kennt den oder die Architekten? Am Eingang findet man nur eine Tafel mit der bekannten Geschichte von des Großmoguls Jahan (1627-1650) Verlust der geliebten Frau Mumtaz Mahal. Schmerz und Sehnsucht hätten ihn bewegt, in 22 Jahren ein Grabmal für seinen und ihren Sarkophag zu errichten. Die beiden Marmorsärge mit Blumenmotiven, die alle Gebäude umkränzen, sind durch ein Gitterwerk aus Marmor zu erblicken. Und dass sie ungleich groß sind, ist das einzige nicht-symmetrische Element in dieser ganzen Anlage.

Ruth und ich können uns nicht satt sehen und fotografieren und fotografieren. Das wollte ich auch malen. Die bunten Tupfer der Saris vor dem hellen Marmor. Beim Mittagessen frage ich, welche Beziehungen es wohl zwischen der Architektur und dem Charakter eines Regimes gibt. Man möchte die Liebesgeschichte von Mumtaz und Jahan glauben, und doch muss ich skeptisch sein, wenn ich bedenke, dass die Schönheit des Petersdoms in Rom sich eigentlich nur dadurch erklären lässt, dass ein ziemlich skrupelloser Papst das Format hatte, einen genialen Künstler gewähren zu lassen. Ob dies im Falle des Großmogul Jahan ähnlich war? Savita Mehra meinte, zumindest sein Sohn sei ein übler Bursche gewesen.

Am Nachmittag besucht uns Sahay, ein alter Gandhianer, wie es sich gehört im Khadi-Look, doch erstaunlicherweise bei 36 Grad Celsius noch mit zusätzlichem Pullover ange-tan. Er hat sich vor mehr als dreißig Jahren zunächst mit Vinoba und später mit J.P.

Narayan für die Landlosen und die Decoits, was wir immer noch mit "Räuber" übersetzen, engagiert. Er besucht uns mitsamt seiner Familie - diese jedoch ohne Khadilook.

Zunächst wiederholen sich die gestrigen Informationen zum Verlauf der Landschenkungsbeziehung - bis zu Vinobas Tod. Ich frage ihn dann nach seinem persönlichen Anteil. Er war wohl mehr ein Mittelsmann, der über die besorgten Familien der Räuber Kontakte zu den Outlaws zu knüpfen suchte. Vinoba hatte zunächst von den Räufern erwartet, dass sie auf Gnade und Ungnade ihre Waffen niederlegen und selbst die Todesstrafe im Bewusstsein ihrer inneren Läuterung bereitwillig ertragen. Jayaprakash Narayan ging die Angelegenheit meines Erachtens etwas realistischer, auch einfühlsamer an, indem er von vorneherein auf Begnadigung und finanzielle und schulische Hilfen zur Reintegration hinarbeitete.

Die gewaltlosen Vermittler machten glaubhaft, dass sie zwar an der unabhängigen Justiz vorbei auch keine Begnadigung von Seiten der Regierung erwirken, aber doch ein Klima schaffen könnten, das die Begnadigung und die finanzielle Unterstützung so plausibel erscheinen ließe, dass alle Beteiligten letztlich nicht umhin könnten, das Vernünftige und Hilfreiche auch zu tun. Diese Rechnung ist wohl dank des persönlichen Einflusses, den J.P. auf der höchsten politischen Ebene hatte, schließlich auch aufgegangen.

Erörtert wurde dann auch noch der Fall einer Räuberin aus der jüngeren Vergangenheit, die in ihrem Dorf 22 Männer, die sie vergewaltigt hatten, allesamt an die Wand gestellt und erschossen hatte und die mittlerweile als Abgeordnete im Parlament sitzt.

Ich hakte dann nochmals nach und fragte nach einer passenden Übersetzung für Decoit. Die Banden hätten aus 10 bis 70 Personen bestanden. Mir fehlen immer noch Angaben zur Phänomenologie des Räuberdaseins. Als Deutscher assoziiert man sonst gar zu leicht einen Verschnitt aus Hotzenplotz und Schinderhannes. Ich erfahre: Die Räuber hätten Dörfer überfallen und die Kinder reicher Leute entführt, um Lösegelder zu erpressen. Sie hätten sich aber nicht wie (bisweilen) die Guerilleros auf den Rückhalt in der Landbevölkerung verlassen können. Allenfalls von ihren Verwandten seien die Räuber noch unterstützt worden. Zu ihrem Vorteil hätten nur die Unwegsamkeit des Geländes in den Wäldern und entlang des Flusses gereicht. Das Wasser reißt zur Zeit des Monsuns tiefe Rinnen in die Erde und lässt bizarre und aus der Sicht der Räuber und ihrer Verfolger auch unübersichtliche Formationen stehen.

Der weitere Verlauf des Nachmittags wird auch dadurch bestimmt, dass Georg Meusel nicht nur eine Magenverstimmung und Durchfall hat, sondern sein Fieber gefährlich steigt. Er muss unbedingt einen Arzt aufsuchen.

Ruth und ich gehen mit Ursula hinter dem Taj Mahal noch durch die engen Gassen eines Basars. Um unsere Sicherheit brauchen wir trotz des Umstandes, dass sich keine Touristen hierher zu trauen scheinen, nicht besorgt zu sein. Ein Rikscha-Fahrer schiebt sein Fahrrad ausdauernd hinter uns her, so dass ich mich schließlich ein paar hundert Meter zum Hotel für 5 Rupien kutschieren lasse, um auf dem Notebook noch einiges festzuhalten.

Im Hotel erwartet mich allerdings die schlechte Nachricht, dass Georgs Fieber trotz Konsultation eines Arztes noch weiter gestiegen ist auf 39,5 Grad. Malaria sei es nicht. Doch die Auswirkungen waren auch so verheerend genug. Im Labor für die Blutuntersuchung gab es nur ein zwischen Kartons und Büchsen eingekleibtes Klo und dieses war noch mit einer Schale halb bedeckt. Georg fand sich in der Dunkelheit und Enge nicht zurecht und bekleckerte auch die Schale, in der Fixierflüssigkeit war, für deren Vergütung der Laborant auch sogleich eine unverschämte Summe, rund DM 25 verlangte. Friedemann und Savita Mehra hatten Georg begleitet, wozu jene zunächst keine Neigung gezeigt hatte. Ärzte sprächen doch Englisch.

Ich hatte sie dann jedoch daran erinnert, dass sie mir auf eine entsprechende Frage vor der Buchung der Reise versichert habe, dass sie selbst Patienten zum Arzt begleiten würde, wenn dieser keinen Hausbesuch machen könne.

Sie war dann am Abend, als wir nach dem Essen fragten, auch miserabler Laune und beschied uns nur, dass wir im Taj Kemal, unserem Hotel, essen könnten, wozu sie selbst aber gestern bereits keine Neigung mehr gezeigt hatte. Wir könnten uns bestellen, was wir wollten. Es würde für uns neu gekocht. Ich sagte, dass ich gerne nur Reis mit einem Gemüse hätte, doch bitte nicht in Öl schwimmend wie gestern abend und heute mittag. Ich könne ja zum Koch gehen und versuchen, ihm dies klar zu machen. Solche Antworten machen mich wütend. "Ihre Art auf vernünftige Wünsche zu reagieren, verdirbt mir vollends den Appetit."

Ruth kam mir dann ins Zelt nach und meinte, ich müsse doch irgend etwas essen. Ich solle doch mit ihr und Ursula in ein anderes Restaurant in der Nähe des Taj Mahal gehen. "Wenn ich an das denke, was ich gerade im Basar gesehen habe: die Myriaden von Fliegen, die von der Kuhscheiße und der Hundekacke startend auf den Lebensmitteln landen, eckelt mich jedes Essen an, von dem ich nicht genau weiß, dass es frisch gekocht wurde und bei dem die Zusammensetzung nicht mit den Augen und der Zunge auf Anhieb zu bestimmen ist. Ursulas Interesse am Schnabulieren indischer Genüsse ist mir fremd, und ich glaube darum nicht, dass ich für sie eine gute Begleitung in ein Dachrestaurant mit einer winzigen Küche im Untergeschoss abgebe."

Da Ursula nun aber allein auch nicht fahren konnte, ließ sich Ruth auf diese Suche nach einem Restaurant ein. Ich setzte mich dann doch in den Speisesaal unseres Hotels, bestellte mir Reis und Dal. Letzteres ist einfach nur Linsensuppe, und Reis und Linsen habe ich bisher gut vertragen. Ich wurde rasch bedient und war nach 10 Minuten gesättigt und konnte an den Computer zurückkehren, um die Lücken im Tagebuch zu füllen, die besonders an den letzten beiden Tagen doch sehr umfangreich ausgefallen waren.

Ruth war mit Ursula Mertens bis 23 Uhr unterwegs, weil der Rikscha-Fahrer zunächst das falsche Restaurant ansteuerte und das richtige gerade schloss, als sie eintrafen. Schließlich kehrten sie von ihrer langen Rikscha-Fahrt, bei welcher der Fahrer den immer platter werdenden Reifen durch Verlagerung seines Gewichtes am Steuer auszugleichen suchte, in Richtung Hotel zurück und bekamen in dessen Nähe dann tatsächlich noch etwas zu essen. Die nächtliche Rikscha-Fahrt hatte wohl ihren eigenen Reiz. Ich war zwar am Computer inzwischen immer wieder mal eingeknickt, hatte aber doch einige Seiten geschafft.

Agra - Fatehpur Sikri – Delhi.

Agra. Karsamstag, 29.3.1997

Wie bei den Mogulherrschern das Vernachlässigen der Ökologie zu einer gigantischen Fehlplanung und einer kunstvollen Ruinenstadt führte. Warum uns ein Wärter im Taj Mahal Museum die alten Meisterzeichnungen mit der Taschenlampe zeigt, und wie wir als ordinäre Touristen eine Marmorschatulle mit Malachiteinlage und Seide für Sommerkleider kaufen.

Banales Anales ist aller Tage Anfang. Beim Frühstück sind wir nur noch zu dritt. Georg geht es zwar infolge der vielen starken Medikamente deutlich besser und er kann sogar aufstehen, aber Friedemann ist immer noch schwach auf den Beinen, und Ursula Mertens hat nun auch Durchfall. Sie trinkt nur schwarzen Tee. Ruth und ich sind noch gesund, aber ich nehme wegen der breiigen Konsistenz des Stuhlgangs doch noch einmal - wie schon vor ein paar Tagen - vier Esslöffel des Mittels, das mir Manfred verschrieben hatte. Diese Arznei aus seiner Kinderarztpraxis hatte sich bereits in Ägypten beim Schutz vor "Pharaos Rache" bewährt.

Leider kommt es wieder zu Spannungen mit Frau Mehra - und zwar wieder wegen ihrer eigentümlichen Art, uns zu informieren. Ein offizielles Programm gibt es nicht. Mit dem hiesigen Gandhisten haben wir gestern bereits gesprochen. Ursula, Ruth und ich wollen darum heute einen Tagesausflug zu Denkmälern der Mogul-Zeit machen. Unser Ausflug endet am Bahnhof, und so wissen wir nicht, wann und wie unser Gepäck vom Hotel zum Bahnhof transportiert werden soll, denn heute abend werden wir nach Delhi weiterfahren. Auf unsere durchaus sachlichen, um freundliche Formulierungen bemühten Anfragen, erhalten wir von Frau Mehra nur patzige Antworten. Als ich frage, wie es denn mit dem Gepäck Georgs gemacht werde, der im Unterschied zu uns doch im Hotel bleibe, sagt sie mir, dass dies ihre Sorge sei. Sie hatte es mir offensichtlich übel genommen, dass ich sie gestern an ihr - mir in Deutschland gegebenes - Versprechen erinnert hatte, dass sie Kranke zum Arzt begleiten würde. Sie habe nur gesagt, dass sie für ärztliche Hilfe sorgen werde.

Zum ersten Mal, seit wir in Indien sind, ist der Himmel schwarz verhangen. Ursula Mertens hatte Ruth und mir vorgeschlagen, den programmfreien Tag in Agra wie normale Touristen zum Sightseeing zu nutzen. Ab Bahnhof Agra gab es mehrere Pauschalangebote. Am Vormittag wollten wir die verlassene Mogulresidenz Fatehpur Sikri besuchen. Mogul Jalal ad-Din Muhammad Akbar (1556-1605) hatte sie ab dem Jahre 1571 in erstaunlich kurzer Zeit - jedenfalls in weniger als zwei Jahrzehnten - erbauen lassen. Es ist "die erste wirklich geplante Residenzstadt der Moguln, deren Leben sich bislang weitgehend in Zelten abgepielt hatte," meint Annemarie Simmel.⁽³⁰⁾

³⁰ Annemarie Schimmel: Berge, Wüsten, Heiligtümer. Meine Reisen in Pakistan und Indien, München 1994, S. 150. An die Informationen dieser vorzüglichen Kennerin der Indo-Muslimischen Kultur werde ich mich im folgenden immer dann halten, wenn sich der bloße Augenschein oder auch die Aussagen unseres Führers als unzulänglich oder unzuverlässig erwiesen. Die Frage, ob Fatehpur Sikri aus Wassermangel oder anderen Gründen aufgegeben wurde, konnte ich nicht aufklären. A. Simmel meint, dass Fatehpur Sikri aus politischen Gründen aufgegeben wurde.

Warum diese riesige Anlage gerade an dieser Stelle erbaut und dann nach wenigen Jahrzehnten doch wieder aufgegeben wurde, ist mir nicht deutlich geworden. Als Gründe für das Aufgeben der Residenz werden zum einen Wassermangel, zum anderen aber auch eine Verlagerung des Schwerpunkts der Mogulherrschaft von Agra nach Delhi angegeben. Ich habe jedenfalls den Eindruck einer gigantischen Fehlplanung. Über die politischen Hintergründe einer solchen Stadtplanung und ihrer Preisgabe wüsste ich gerne mehr. Akbar, der Stadtgründer, hat Fatehpur Sikri nach etwa 15 Jahren des Aufbaus nur noch selten besucht, weil sich Lahore als geeigneter erwies, um von dort aus die aufständischen Pathanen zu kontrollieren. In Fatehpur Sikri soll sich jedoch der weibliche Teil des Hofstaats weiterhin aufgehalten haben. Simmel schätzt die Zahl dieser Hofdamen auf 5000. Sie hätten ein eigenes kulturelles Leben gepflegt. "Sie waren streng nach Rang und Würde organisiert und hatten eine eigene, gut funktionierende Verwaltung, genau wie die männlichen Angehörigen und Untertanen des Hofes. Weit entfernt von den abendländischen Vorstellungen des Harems als einer Stätte lasziver Genüsse, lebten die Damen in ihrer eigenen Welt, in der die Mutter des Kronprinzen den höchsten Rang einnimmt, und wie die Fürsten selbst waren auch sie höchst aktiv bei der Errichtung von Bauwerken, Pavillons, Gärten, Palästen, Moscheen."⁽³¹⁾

Der oft und gern erzählte Grund für die Gründung der Residenzstadt Fatehpur Sikri soll gewesen sein, dass Kaiser Akbar dies alles aus purer Dankbarkeit für den Segen des Chisti-Heiligen Salim vollbracht habe. Akbar wartete auf einen Thronfolgers, der ihm dann von einer seiner Frauen im Jahre 1569 in dem Dorf Sikri geboren wurde, wohin sie sich begeben hatte, um ihn der Nähe des Heiligen Salim Chisti und seiner Gebete zu sein. Der Thronfolger Jahangir erhielt darum auch den Namen des Heiligen Salim. Und an Salim Chisti erinnert auf der weiten Innenfläche des Palastareals ein marmornes Mausoleum, das wie eine weiße Perle von den feingliedrigen Bauten aus rotem Sandstein eingefasst ist. Doch diese Geschichte vom Erbauen einer Stadt zum Dank für die Geburt eines Nachfolgers ist wahrscheinlich gar zu schön, um die ganze Wahrheit wiederzugeben.

Doch es ist merkwürdig: Der optische Eindruck passt nicht zu den Fragen, welche die Geschichtsschreibung offen lässt. Die Architektur scheint alles zu beantworten. Die Anlage wirkt so harmonisch, so als ob unter diesen Mogulen alles in bester Ordnung gewesen wäre. Regennass und mit flachen Pfützen bedeckt glänzt der rote Sandstein dunkelbraun in den neu aufblitzenden Sonnenstrahlen. Die schiere Weite der Innenhöfe, der ruhige Ton des filigran behauenen Steins und die luftigen Säulenreihen lassen die gesamte Anlage als ein Zentrum der Besinnung und der weitsichtigen Planung erscheinen.

Der monumentale Anspruch der "Siegesstadt" (Fatehpur) wird an dem hochragenden Tor zum Palast deutlich. Kein Triumphwagen konnte von der Ebene aus hier einfahren. Wer von Sikri kommt, muss wie zu einem Weltenthron über 32 breite, steile Stufen zu dem 50 Meter hohen und 10 Meter breiten Tor emporklimmen. Wer hier oben steht, hat einen gewaltigweiten Blick über eine flache, fruchtbare Ebene wie vom Söller einer Burg - und doch steht er nicht auf einer Zinne, sondern in einem weit offenen Tor. Und hoch oben im Torbogen hängen die wuchtigen Scheiben der Waben wilder Bienen.

³¹ A. Simmel, op. cit., S. 151

Wer im Tor stand, las in der Gründerzeit zu seiner Seite einen Sinnspruch, welchen die Muslime ihrem Propheten Jesus von Nazareth zuschreiben: "Die Welt ist eine Brücke - geh hinüber, doch bau kein Haus darauf!" Warum sie ausgerechnet diesen Spruch an dieser Stelle angebracht haben?

Doch dies alles erfuhr ich nicht von unserem wuseligen Fremdenführer. Ich habe es nachträglich in dem wunderbaren Reisebuch Annemarie Simmels gefunden.

Kaum hat der Regen aufgehört, werden wir Touristen innerhalb einer Stunde durch die riesige Anlage gescheucht. Wir kommen hier nicht zur Besinnung und zum Nachdenken. Für die Besichtigung steht nur eine Stunde zur Verfügung. Dann fährt der Bus zurück. Unser Führer hetzt uns in seinem Primitiv-Englisch, das auf mich wirkt wie die späte Vergeltung der Inder an ihren Kolonialherren, durchs Gelände. Unter dem Klick-Klack unserer Spiegelreflexkameras oder unter dem Summen der automatischen Filmtransporter versuchen wir einige Eindrücke dieser wunderbaren Stadtanlage zu speichern, in der Hoffnung, dass wir sie dann beim Betrachten der Fotos nachträglich noch zu deuten vermögen.

Eigentlich müsste ich mich über das Eilverfahren dieses primitiven Führers, der bereits an die nächste Fuhre denkt, grün ärgern. Doch ich bin in einer merkwürdig ausgeglichenen Stimmung. Es ist so schön, auf dem regennassen Sandstein über die weiten Innenhöfe zu gehen. Ruth und ich genießen es, einmal nur Touristen zu sein, die sich an verzierten Säulen, an Blumenreliefs und wie mit der Laubsäge bearbeiteten Sandsteinplatten freuen dürfen. Ich lasse mich gehen; ich gebe es auf, den heruntergeschnurrten Erklärungen des Führers zu folgen, zumal die Deutung der Funktionen der einzelnen Räume unsicher ist.

Da gäbe es einen interessanten Ort im Areal, aber gerade er lässt sich nicht zweifelsfrei bestimmen. Von Abul Fazl, dem Hofgeschichtsschreiber zu Zeiten Akbars, wissen wir, dass der Mogul am interreligiösen Dialog interessiert war und freitags Vertreter der verschiedenen Religionen, also Muslime, Hindus, Jains, Buddhisten, Zoroastrier und seit 1580 auch Christen um sich zu sammeln und mit ihnen zu diskutieren pflegte. Am wahrscheinlichsten ist es, dass dies in einem Raum geschah, in dessen Mitte sich eine gewaltige Säule erhebt, die sich zu einer viergeteilten Plattform ausweitet. In seinen späteren Jahren hat Akbar auf der Basis einer eher mystischen Frömmigkeitspraxis dann noch den Versuch unternommen, eine eigene eklektische Religion zu entwickeln, in die er nach eigenem Gusto das einbaute, das ihm als angenehm aus dem interreligiösen Dialog in Erinnerung geblieben war. Er fand damit aber nur in der eigenen höfischen Umgebung - und dies wahrscheinlich auch nur aus Opportunismus - Anklang. Mich erinnerten diese Versuche von ferne an Gandhis Bemühungen, zumindest in seine Gebeten aus allen Religionen einiges einfließen zu lassen. So war zum Beispiel in Sevagram auch täglich das Vaterunser gesungen worden.

Zu unserem Sightseeing-Paket gehörte am Nachmittag ein nochmaliger Besuch des Taj Mahal. Dies kam uns zustatten, weil gestern das zugehörige Museum geschlossen war. So erfuhr ich heute, dass der Architekt dieses Meisterwerkes aus dem Iran kam, Isa Khan hieß, und auch ein französischer und ein italienischer Baumeister neben den 22.000

einheimischen Handwerkern beteiligt waren. Auch die Portraits von Jahal und Mumtaz Mahal wurden als Elfenbeinmalerei gezeigt.

Die alten Meisterzeichnungen führte uns zunächst ein Wärter mit der Taschenlampe vor. Ich hielt dies für ein besonders rücksichtsvolles Verfahren gegenüber diesen lichtempfindlichen und ohnehin bereits sehr blassen Meisterwerken. Doch dann ging das Deckenlicht an und ich merkte, dass das, was ich für eine Schutzmaßnahme gehalten hatte, nur ein Stromausfall gewesen war, wie er hierzulande immer wieder vorkommt. Ein Glück, dass mein Notebook automatisch auf Batteriebetrieb umschaltet, wenn der Strom ausfällt.

Die zweite gewaltige Sehenswürdigkeit Agra ist das Fort. Es wirkt auf die Besucher weniger als Festung denn als luftige Residenz, hoch über der Yamuna. (Anscheinend sind in Indien die Flüsse weiblichen Geschlechts.) Auch hier treibt uns der Führer zur Eile, und so besichtige ich noch einmal "japanisch" - aber das ist wahrscheinlich auch nur ein dummes Vorurteil über japanische Touristen, mit denen ich noch nie gesprochen habe und sie könnten jetzt dasselbe über mich sagen - durch den Sucher der Kamera.⁽³²⁾ Der Mogulstil beeindruckt mich durch seine Weitläufigkeit und seine Symmetrie. Es gibt keine Kemenaten, sondern nur Schatten spendende Dächer, die auf vielfältig gemusterten Säulen ruhen. Offenbar eine erdbebensichere Gegend.

Den Abschluss der Besichtigungstour bildete der Besuch einer staatlichen Verkaufsstätte für Marmorarbeiten und Stoffe. Fest stehenden Preise. Offenbar wurde auch Qualitätsware angeboten, und wir entschlossen uns, eine Marmordose mit Einlagearbeiten aus Malachit (für DM 150) und einen Seidensari (für DM 25) zu kaufen, den Ruth in Blusen und ein Kleid zu verarbeiten gedenkt. Ich kann mir vorstellen, dass der Kunsthandwerker für die Herstellung unserer Dose ein bis zwei Wochen arbeiten musste.

Die Fahrt von Agra nach Delhi dauert nur zwei Stunden. Ich schätze die Entfernung auf rund 200 Kilometer. Wir nehmen einem Expresszug, von dessen Existenz wir gar nichts wussten. Wie im Flugzeug wird am Platz ein fertig verpacktes, warmes Abendessen ausgeteilt. Draußen ist es dunkel.

Georg sitzt neben mir, und ich kann mit ihm in aller Ruhe seinen Besuch in meinem Seminar "Der Idealtypus des gewaltfreien Aufstands und die Wende in der DDR 1989" besprechen. Am liebsten wäre es mir, wenn wir anlässlich dieses Besuches auch seine beiden Ausstellungen von Briefmarken bzw. postalischen Belegen über Martin Luther King und die Bausoldaten zeigen könnten.

In Delhi werden wir vom hiesigen Leiter der Gandhi Peace Foundation abgeholt. Diese unterhält ein größeres Gäste- und Tagungshaus in der Nähe des Bahnhofs. Wie das Gästebuch zeigt, kommen hier immer wieder Deutsche für einige Tage unter. Ich finde die Namen von Peter Rühle, dem Gründer des Gandhi Informations Zentrums in Berlin, und von Benjamin Pütter, der für den Versöhnungsbund immer wieder Besuchsreisen organisiert hat und auch zur Zeit wieder in Indien unterwegs ist. Er war nach dem Examen Assistent im Deutschen Bundestag für grüne und sozialdemokratische Abgeordnete und

³² Der reale Kern des Vorurteils ist allenfalls, dass der Jahresurlaub der Japaner nur halb so lang ist wie der unsere, und sie dementsprechend unter Zeitdruck stehen.

arbeitet nun in Freiburg für eine deutsch-indische Organisation, welche sich für gerechte Preise und gegen die Kinderarbeit auf dem Teppichmarkt einsetzt.

Im Büro- und Gästehaus der Gandhi Peace Foundation wird man mit einfacher, doch wie sich noch zeigen sollte, gut verträglicher Kost versorgt.⁽³³⁾

Frauen und Männer schlafen getrennt in Dreibettzimmern. Ruth bildet so eine Art Puffer und Vermittlungszone zwischen Savita Mehra und Ursula Mertens. In jedem Zimmer hängt über den Betten ein Gandhi-Bild: Big brother is watching you. Allmählich kann ich Gandhi-Fotos nicht mehr sehen.

Delhi.

Ostersonntag, 30.3.1997

Ein Kartoffelsuppenfrühstück und die Osterbotschaft des Subba Rao. Mein Entsetzen über die Präsentation faschistischer Parolen im Gandhi Museum und ein Gedankenaustausch mit dem Direktor des Museums. Eindrücke von der Eröffnung des gesamtindischen Konvents gegen Kinderarbeit im einem Pfadfindercamp.

Frohe Ostern wünschen sich jetzt im Tagesgrauen die Christen in Deutschland, und bei uns klopft um 6 Uhr ein junger Mann an die Tür und erkundigt sich, ob ich eine Tasse Tee wünsche. Mir ist es angenehm, Georg und Friedemann hätten lieber noch eine Stunde geschlafen. Sie haben sich noch nicht erholt vom Durchfall in Agra. Aber immerhin, alle können aufstehen und sich zum Frühstück treffen. Scharf gewürzte Kartoffelsuppe mit gefetteten Chapatti. Ich esse lieber trockenes Toastbrot und zwei Bananen. Etwas wehmütig wird es mir schon ums Herz, wenn ich daran denke, dass wir jetzt in Berlin in der Familie zusammen frühstücken und dann zur Kirche gehen könnten. Auch in Ägypten, als wir mit dem Evangelischen Bildungswerk die Kopten besuchten, begleitete uns auf der ganzen Reise die Erinnerung an das Leben Jesu und die Osterhoffnung. Hier ist nichts davon zu spüren, und ich habe auch nicht die innere Kraft und Freude, die Tristesse des Kartoffelsuppenfrühstücks zu überwinden und etwas Österliches zu sagen.

Das Tagesprogramm beginnt mit einem Gespräch, das ich dolmetsche. Bei diesen Gelegenheiten bin ich immer auf Ruths Mitschriften angewiesen. Dr. S. N. Subba Rao ist für die Zeit nach Jayaprakash Narayan wohl der tonangebende Mann unter den Gandhisten. Zum 100. Geburtstag Gandhis organisierte er zwei Museumszüge, welche das Leben Gandhis in 10 Waggons zeigten und wahrscheinlich von etwa 10 Millionen Menschen besucht wurden. Der eine Zug startete im Norden Indiens, der andere im tiefsten Süden.

³³ Im Rückblick sehe ich dies skeptischer. Abkochen genügt nicht. Das gravierende hygienische Problem war, dass die Speisen auf Metallgeschirr serviert wurden und darum das Geschirr von uns nicht mehr der bereits eingeübten zusätzlichen Desinfizierung mit Sagrotan-Tüchern unterzogen werden konnten. Ich nehme an, dass ich meine fiebrige Erkrankung in Delhi den Spül- und Abtrockenverfahren in der Gandhi Peace Foundation zu verdanken habe. Jedenfalls erinnere mich mit Entsetzen an eines der Handtücher, mit dem ein freundlicher älterer Herr das Metallgeschirr auswischte, kurz bevor er uns darauf das Essen brachte.

Sein Honorar und die sonstigen Einnahmen dieser Tour meinte Subba Rao im Sinne Gandhis am besten zu verwenden, wenn er in Jora (bei Morena) einen Ashram gründete, um die Decoits zu reintegrieren. Die Philosophie dieses Unternehmens lasse sich in dem Sprichwort zusammenfassen: Jeder Heilige hat eine Vergangenheit, jeder Sünder eine Zukunft. Das war nun doch eine Osterbotschaft, wie mir überhaupt dieser Subba Rao in seiner bescheidenen und bestimmten Art sehr gut gefiel. Wir beiden hatten uns bereits am ganz frühen Morgen gesehen - ohne uns zu kennen -, als ich allein auf der Dachterrasse meinen Tee getrunken, und er dort seine Wäsche aufgehängt hatte.

Ich fragte ihn, ob die Gandhisten - wie einst für die Räuber - auch heute wieder für die in Kashmir entführten europäischen Touristen sich einsetzen könnten. Unter den Vermissten befände sich auch ein Deutscher, auf dessen Rückkehr seine Familie und mit dieser das ganze Dorf hofften. Er schaute mich traurig an. Der Fall liege weitaus schwieriger. Die Entführer seien nicht bekannt. Es sei ein hochpolitischer Konflikt. Man könne die Menschen nicht einzeln oder in kleinen Gruppen ansprechen und umstimmen wie bei dem Konflikt mit den Decoits. Es wimmle in Kashmir von Militär, und der Boden für zivile Lösungen könne nur sehr schwer bereitet werden. Der Gandhisten seien in Kashmir nur sehr wenige, aber ganz hoffnungslos sei die Lage nie.

Er sprach dann noch über das Jugendprogramm, seine derzeitige Hauptaufgabe. Organisiert werden Camps, an denen manchmal Tausende von Jugendlichen aus allen Teilen Indiens und auch aus vielen Religionsgemeinschaften zusammenkommen. Bei den großen Unterschieden in der Sprache und der Religion ist es eine schwierige Aufgabe, eine Art Nationalbewusstsein und Toleranz und Verständnis für das jeweilige Anderssein der Inder zu schaffen. Subba Rao sieht in diesen Camps einen Weg. Ob er damit recht hat, lässt sich von uns schwer beurteilen. Schaden werden die Camps sicher nicht, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass man in kurzer Zeit viel erreichen kann. Schulbildung, qualifizierte akademische Ausbildung und wirtschaftliche Integration scheinen mir auf die Dauer wirksamer zu sein.

Unser erster Ausflug in Delhi gilt der nationalen Gandhi-Gedenkstätte: ein rechteckiger, schwarzer, geschliffener Stein mit ewiger Flamme. Die Besucher bilden eine Schlange, dann kauern sie vor dem Stein für ein Familienfoto. Das gesamte Gedenkareal hinter einem grün umwallten Torbogen darf nicht in Schuhen betreten werden. Solange es nicht regnet, mag es als Verehrungsgeste ja angehen. Doch Rührung vermag bei mir angesichts solcher Monumente nicht aufkommen. Aus topographisch-kriminalistischen Gründen hätte mich der Platz, auf dem Gandhi erschossen wurde und auf dem die letzten Schritte im Abguss hervorgehoben werden, weitaus mehr interessiert. Doch Frau Mehra hatte uns wieder mal keine brauchbare Auskunft über das Programm des Vormittags gegeben. Ich hatte gedacht, wir würden zur Todesstätte Gandhis pilgern.

Nach einem gemächlichen, besockten Rundgang durch die eigentlich nichtssagende Gedenkstätte gewährte Frau Mehra uns dann gerade noch eine halbe Stunde für den Besuch des benachbarten Gandhi-Museums. Geboten wurde dort in Sachen Gandhi tatsächlich nichts Neues. Die uns von anderen Gedenkstätten und aus Büchern längst bekannten Fotos, wenn auch etwas aufwendiger präsentiert. Überrascht wurde ich jedoch von einer Sonderausstellung zum 100. Geburtstag Subhas Chandra Boses. Warum ehrt das National

Gandhi Museum die militante Konkurrenz? Ist kritische Auseinandersetzung das Ziel? Diese auf einen Raum begrenzte Ausstellung wollte ich mir so gründlich betrachten, wie dies eben in einer halben Stunde möglich war.

Ich war entsetzt. Die Ausstellung enthielt sich jeder Kritik. Unter den Bildern, die Bose in Berlin mit deutschen Offizieren zeigten, fehlten Erklärungen zum Sachverhalt. Man musste die deutschen Uniformen und die historische Situation aus anderen Quellen und Bilddokumenten kennen, um die Ungeheuerlichkeit der Kollaboration Boses mit den deutschen Faschisten zu begreifen. Der unbedarfte Besucher wurde über den scharfen Gegensatz zwischen der Strategie Gandhis und Boses nicht informiert; er wurde durch Zitate aus der gewaltlosen Vergangenheit Boses eher irre geleitet. Ich hatte noch die Erinnerungen von Günter Grass vor Augen, vor allem dessen Hinweise auf Fotodokumente von Begegnungen Boses mit Hitler und Himmler.

Sein Indienbericht "Zunge zeigen" gehörte zu meinem Handgepäck. Auf der langen Fahrt von Wardha nach Morena hatten Georg und ich wieder darin gelesen: "Aus Wochenschauen in Schülerzeiten erinnerte ich den Namen - er mag vor Stalingrad oder kurz danach ins Bild gekommen sein - und wie Bose in Zivil seine in Wehrmachtsklamotten gesteckte Indische Legion inspizierte, oder ich sah ihn auf flimmernder Vorstadtleinwand beim Händeschütteln mit Himmler, mit Hitler - wie ich ihn fünfundvierzig Jahre später in Kalkuttas Victoria Memorial Museum auf Fotos sehen werde: diesmal uniformiert neben japanischen Generalen oder beim Glas Wein mit Yamamoto, den er aus seiner Berliner Zeit kannte."³⁴)

Neben dem Biografischen legte die Ausstellung Wert darauf, die politischen Gedanken Boses vorzustellen. Das meiste waren allerdings Gemeinplätze in Form von Sinnsprüchen, wie man sie aus den Sonntagsreden vieler Politiker zusammenklauben kann. Solche Kalendersprüche dienen nur dem Heroenkult. Aber es gab auch Texte, die hätten von Gandhi abgeschrieben sein können. Das passte zum Museum, aber ich hatte das Gefühl: Da hat der Nachwuchspolitiker Kreide gegessen. Daneben standen nämlich andere Texte, die nur zwei bis vier Jahre jüngeren Datums waren, also aus den Jahren 1941-1945 stammten, und einen ganz anderen Charakter hatten.

Die schlimmsten Parolen, die ich für ausgesprochen faschistisch hielt, schrieb ich mir von den Ausstellungswänden ab: "Give me blood and I promise you freedom." (Gebt mir Blut und ich verspreche Euch Freiheit.) Und dann natürlich wieder das dumme Geschwätz von der Notwendigkeit der "Feuertaufe", das mich in Rage bringt. "Baptism of fire. The enemy that has drawn the sword, must be fought with the sword. Civil Disobedience must develop into armed struggle. And only when the Indian people receive the baptism of fire on a large scale, will they qualify for their freedom." (Feuertaufe. Ein Feind, der das Schwert gezogen hat, muss mit dem Schwert bekämpft werden. Der Zivile Ungehorsam muss sich zum bewaffneten Kampf entwickeln. Nur dadurch, dass das indische Volk in großem Maßstab die Feuertaufe empfängt, kann es sich für die Freiheit qualifizieren.) Das ist in seiner Bildersprache und im Blick auf die strategische Konzeption des Zivilen Ungehorsams bombastischer Schwachsinn! Beim Schwerterkampf gibt es doch keine "Feuertaufe", und eine Strategie des Zivilen Ungehorsam lässt sich nicht zum bewaffneten Kampf

³⁴ Zunge zeigen, a.a.O., S. 7

"entwickeln"; man kann diese Strategie nur "pervertieren" - und zwar gegen den unterschiedenen Widerstand derjenigen, die wissen, was man beim Zivilen Ungehorsam unter "zivil" zu verstehen hat, und das hat Gandhi immer wieder klar und deutlich definiert.

[Ich habe das dann noch einmal nachgeschlagen, als ich das Tagebuch in Berlin ins Reine schrieb: "Zivil" hatte bei Gandhi die Bedeutung von "höflich, wahrheitsliebend, bescheiden, klug, hartnäckig, doch wohlwollend, nie verbrecherisch und hasserfüllt."⁽³⁵⁾]

Gandhi hat Bose seit Beginn des Jahres 1939 politisch bekämpft, und eine Bose-Ausstellung im Gandhi-Museum hätte das klar machen müssen.

Bei dem Feuertaufen-Zitat handelt es sich um eine faschistische Verherrlichung des Krieges! Wer eine solche Ausstellung macht, muss sich doch selbst fragen oder fragen lassen, wie dieser Mann zwischen 1938 und 1941 vom angeblichen Gandhisten zum ausgesprochenen Faschisten mutiert sein kann. Ich nehme fast an, dass seine Ansprache von 1938, die so ganz gewaltlos-demokratisch klingt, weitgehend opportunistischer Natur war. "Als Redner mitreißend vor aller Welt Mikrofone", nennt ihn Günter Grass.⁽³⁶⁾ Doch zu diesen Mikrofonen gehörten eben auch die von Reichspropandaminister J. Goebbels kontrollierten in Berlin.

Verdächtig war mir auch Boses Aufforderung an Gandhi am Ende einer Ansprache vom 6. Juli 1943. "Father of our nation, in this holy war of India's liberation we ask for your blessings and good wishes." (Vater der Nation, in diesem heiligen Krieg für Indiens Befreiung bitten wir Dich um Deinen Segen und Deine guten Wünsche.) Gandhi hat sich wohl kaum als Vater der Nation gefühlt, denn er war sich - gerade auch am Beispiel Bose - der Oberflächlichkeit der Rezeption seiner Lehren schmerzlich bewusst, und er hat sich auch nicht als Papst verstanden, der urbi et orbi Segenswünsche austeilen kann. Er war ein Stratege, der Gleichgesinnte zum gemeinsamen Experimentieren aufforderte. Mit dem autoritären Mächtigen-Führer Subhas Chandra Bose hatte Gandhi wenig gemeinsam und er hat sich 1939 energisch für dessen Entfernung aus leitenden politischen Ämtern im Indian National Congress eingesetzt. So meine ich zumindest Gandhi verstanden zu haben.

Es würde mich interessieren, ob es Aussagen Gandhis zu Boses Charakter gibt. Nach meinem Gefühl war Bose ein außerordentlich ehrgeiziger, weitgehend prinzipienloser Machtpolitiker und skrupelloser Nationalist, der sich für den geborenen Führer von weiß der Kuckuck welchen Gnaden hielt. Mit dem Konflikt zwischen Gandhi und Bose werde ich mich nach der Rückkehr befassen müssen. Ein kritisches deutsches Wort zu Bose wäre

³⁵ M. K. Gandhi: The Crime of Chauri Chaura. In: Young India, 16.2.1922

³⁶ Zunge zeigen, a.a.O., S. 7. Auffallend konzilient ist Dietmar Rothermund in seinem Urteil. Er macht als mildernden Umstand geltend, dass es im Indian National Congress auch einen Generationenkonflikt gegeben habe und dass Gandhi - einmal abgesehen von J. Nehru - es mit der "alten Garde" gehalten habe. (Mahatma Gandhi. Der Revolutionär der Gewaltlosigkeit. Eine politische Biographie, München 1989, S. 348-357) Rothermund geht sogar soweit, dass er Bose vom Verdacht des Faschismus freispricht: "Niemand (im Indian National Congress - Th.E.) wünschte einen Sieg der faschistischen Diktatoren, selbst Bose nicht, der durchaus kein Faschist war, sondern nur hoffte, die Feinde der Briten für den indischen Freiheitskampf einspannen zu können, ohne dabei nur die Kolonialherren zu wechseln. Wie sich später herausstellen sollte, waren die Achsenmächte noch weniger gewillt als die Briten, die Freiheit Indiens zu einem erklärten Kriegsziel zu machen." (ebenda, S. 357)

doch auch für Indien wichtig. In der Ausstellung hieß es: Bose lebte im April 1941 in Berlin unter dem Decknamen Oriando Mazotta. Ich müsste aber auch überprüfen, ob die Erinnerung von Günter Grass an die Wochenschau-Berichte über Subhas Chandra Bose zutreffen. Wenn Fotos existierten, die Bose mit Hitler bzw. Himmler zeigen, hätten diese auf der Ausstellung in Delhi gezeigt werden müssen.

Als ich im Museum am Zimmer des Direktors vorbeikam und dieses nicht verschlossen, sondern nur mit einem Vorhang verhängt war, trat ich ein, denn an einen Vorhang kann man nicht klopfen, und traf auch tatsächlich sogleich auf Dr. Y. P. Anand, dem ich mich vorstellte und der mich freundlich aufnahm. Er sagte zunächst, dass er kein Fachhistoriker, sondern pensionierter Direktor der Eisenbahnen sei. Doch ich merkte schnell, dass er fachlich durchaus beschlagen war und dass er sich des heiklen Charakters einer Sonderausstellung zu Ehren Boses bewusst war. In seiner offenen, selbstkritischen und bescheidenen Art war er mir auch sofort sympathisch. Das konnte mich aber nicht daran hindern, meine Kritik vorzubringen, und er versuchte auch gar nicht, mich davon abzuhalten.

Ich sprach davon, wie diese Ausstellung auf mich als Deutschen wirke. Ich sei befremdet, wenn Bose - ohne Auseinandersetzung mit seinem Gedankengut - nur als Nationalheld dargestellt werde. Nach der Auffassung meiner Disziplin, der Politischen Wissenschaft, würde mit einigen Sprüchen Boses, wie sie die Ausstellung präsentierte, faschistische Ideologie verbreitet. Er wunderte sich über meine Kritik keineswegs, meinte sogar, sie zu teilen. Er versuchte mir deutlich zu machen, dass hier Bose als Patriot gewürdigt werde. Für indische Verhältnisse sei diese Ausstellung sehr zurückhaltend ausgefallen. Wenn die Inder jemanden verehrten, dann kenne ihre (unkritische) Begeisterung häufig keine Grenzen, was im Klartext hieß: Diese Ausstellung hätte, wenn es nach den Bose-Fans gelaufen wäre, noch viel schlimmer ausfallen können. Er betonte, dass die Indian National Army bereits vor Boses Auftauchen in Berlin im Aufbau begriffen gewesen sei.

Es war ein sehr intensives Gespräch, und wir hätten es mit Gewinn noch einige Zeit fortsetzen können, aber ich durfte unsere Gruppe nicht warten lassen. Eine Viertelstunde hatte ich die gewährte halbe Stunde überzogen, aber auch so kamen wir noch rechtzeitig zurück in die Gandhi Peace Foundation, wo wir für 25 Rupien ein einfaches Mittagessen erhielten.

Nachmittags und abends nehmen wir teil an der Eröffnung der zweiten Nationalen Zusammenkunft gegen Kinderarbeit (Public Hearing & 2nd National Convention against Child Labour, 30.3-1.4.1997). Sie ist mit einer Anhörung der Kinder im Parlament verbunden. Das Treffen der mehreren hundert Kinder findet statt auf dem weitläufigen Gelände der Pfadfinder, die in Indien eine der wichtigsten Jugendorganisationen sind. Savita Mehra hat als Kind auch an einem solchen Pfandfindertreffen teilgenommen; es war ein wichtiges Ereignis in ihrem Leben. Es scheint das erste Mal gewesen zu sein, dass sie sich zumindest für kurze Zeit aus der totalen Kontrolle durch die Familie lösen konnte. In der Erinnerung an diese Erfahrung ist sie außergewöhnlich aufgeräumt.

Dabei wirkt auf mich dieses Jugendlager, wenn ich es mit den deutschen Zeltlagern, wie ich sie von Sommerferien mit dem schwäbischen Ableger des Christlichen Verein Junger

Männer (CVJM) am Bodensee und im Schwarzwald kenne, nicht sehr einladend, weil in den dunklen, niedrigen Unterküften drangvolle Enge herrscht. Die Kinder schlafen in einzel stehenden igluartigen Schlafhütten. Über einem luftig gemauerten Ring von Ziegelsteinen wölbt sich ein rundes Dach mit einem Bitumenanstrich. Und verglich man diese Iglus mit unseren Unterküften in den Ashrams, so waren letztere - auch wenn man an Bhavnagar oder Rajkot dachte - geradezu luxuriös zu nennen. Doch wahrscheinlich sind die Kinder, die durchweg aus ärmlichen Verhältnissen kommen, solche Enge und Hitze gewohnt und empfinden sie nur als abenteuerliche Nähe zu Freunden. Alle Kinder haben eine rote Schildmütze und einen Rucksack bekommen, auf dem auch die Parolen der "Kampagne gegen Kinderarbeit" stehen. "Qualifizierte Schulbildung für alle Kinder. Sichere Arbeitsplätze für die Erwachsenen. Und zwar jetzt. "

Wir erleben die Ankunft der Kinder. Die einen erscheinen mit Trommelklang, die anderen auf Fahrrädern klingelnd und Parolen rufend. Doch die kämpferischen Rufe werden mehr von den Jugendleitern als von den Kindern intoniert. Für diese ist die Zusammenkunft ein fabelhafter Ausflug und ein Riesenspaß - verglichen mit der angespannten Arbeit, von der sie auf dem Hearing berichten werden. Die Jungen überwiegen zwar, aber etwa ein Viertel sind Mädchen. Die Leitung des Unternehmens liegt in erster Linie in den Händen von Frauen, die auch die Eröffnungsveranstaltung, die in einem Amphitheater stattfindet, inszenieren. Zwei junge Frauen stehen mit dem Mikrophon auf der Bühne und betätigen sich erfolgreich als Stimmungsmacherinnen. Alle Kinder haben Kerzentöpfchen erhalten, die sie bei einbrechender Dämmerung anzünden und dann vor der Bühne auf einer großen, farbig auf den Boden gezeichneten Landkarte Indiens abstellen.

Aus allen Bundesstaaten sind Delegationen eingetroffen und alle werden begrüßt, und dann feiern sich alle selber, indem sie sich und natürlich auch uns Gäste über und über mit Blumenblättern bestreuen. Ruths blondes Haar ist ganz mit Rosenblütenblättern bedeckt. Es scheint den Kindern besondere Freude zu machen, uns europäische Gäste mit Blüten zu überschütten. Wir haben das Gefühl, auf einem Sommerfest zu sein, und dabei schlagen die Kinder, sobald sie den Mund aufmachen und am Mikrophon von ihren Erfahrungen berichten, eines der traurigsten Kapitel der indischen Zivilisation auf: die wirtschaftliche Ausbeutung von kleinen Kindern beim Teppichknüpfen, auf den gleißenden, in die Augen beißenden Salzpflanzen und beim Sammeln und Sortieren des Plastikmülls. Das Fatale ist, dass die Eltern ihre Kinder nicht schützen können, weil sie selbst in einer Art Leibeigenschaft leben, die dadurch entsteht, dass Fabrikanten jungen Familien eine gewisse Grundausstattung geben, durch die Schuldenlast aber dann die ganze Familie an sich binden.

Sobald die Kinder am Mikrophon sprechen, wird auch uns Gästen erschreckend deutlich, wie ernst der Anlass für diese fröhliche Zusammenkunft ist. Die Stimmen klingen so ernst und sogar traurig; es ist ihnen überhaupt nicht nach Scherzen zumute, obwohl Kindern bekanntlich die Inszenierungen Erwachsener sonst immer einen Anlass bieten, ihre Spässe damit zu treiben. Das ganze Amphitheater konzentriert sich auf die kleinen Redner am Mikrophon.

Dabei konnten die Kinder wohl kaum verstehen, was ihre Altersgenossen in den jeweiligen Heimatsprachen berichteten. Es wurde ins Englische übersetzt. Aber welche Kinder

verstanden schon Englisch, hatten wir doch erfahren, dass die Kinderarbeit in der Regel zu einem verfrühten Abgang von der Schule führt? Doch es gab so etwas wie Solidarität unter den Kindern. Sie waren still und aufmerksam, solange vorne einer oder eine von ihnen am Mikrophon stand. Das änderte sich schlagartig, als die Politiker, die in langer Reihe auf dem Podium auf den Polstern saßen, ihrerseits zum Mikrophon griffen. Unter diesen war groß gewachsen, schlank, weißhaarig und im grauen Maßanzug europäischen Stils eine blendende Erscheinung: der Oberbürgermeister von Delhi, der wahrscheinlich auch den bewaffneten Schutz mit sich gebracht hatte. Die Soldaten blickten mit ihren Maschinenpistolen nicht zum Podium, sondern in den Hintergrund, als ob von dort sich Terroristen nähern könnten. Ich habe den Verdacht, dass bewaffneter Schutz hierzulande eine Prestigeangelegenheit ist.

Der Bürgermeister war nicht der einzige, der eine Rede hielt; es wollte mit diesen Ansprachen kein Ende nehmen, und die jungen Frauen an den Animiermikrofonen mussten sich schon Mühe geben, um die Kinder immer wieder zum obligatorischen Beifall zu bewegen, was ihnen aber dann doch gelang, so unkindgemäß diese Reden auch waren. Aber ich darf nicht lästern. Meine Rede in Umberthan haben wahrscheinlich auch erst die 12- bis 14jährigen verstanden. Die Kinder im Amphitheater waren sehr gutwillig, klatschten wenn die Tante auf dem Podium das Signal gab. Wahrscheinlich haben die älteren Kinder auch begriffen, dass diese Politikerstaffage nun mal sein musste, um dem Hearing öffentliche Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Wir hatten uns vier Stunden im Camp aufgehalten. Regierungsunabhängige Organisationen stellten in einer Ausstellung die verschiedenen Formen der Kinderarbeit im anschaulichen, erschreckenden Detail vor. Besonders beim Kauf von Teppichen müssen wir Europäer darauf achten, dass durch Zertifikate von glaubwürdigen, im Blick auf Indien in der Regel von katholischen Organisationen die Ausbeutung von Kindern ausgeschlossen wird. Benjamin Pütter ist in einer solchen Organisation tätig. Er sollte seinen Erfahrungen in "Gewaltfreie Aktion" veröffentlichen!

Am späteren Abend noch eine sound and light show zur Geschichte Indiens im Roten Fort - ähnlich wie im Gandhi-Ashram in Ahmedabad, nur protziger und auch kindischer. Da ertönt der Marschtritt ins Fort einmarschierender englischer Soldaten. Wir waren müde. Ruth und ich nickten immer wieder ein und weckten uns dann auch wieder mit einem sanften Schubs. Mir war die Show zu bombastisch. Der in gutem Englisch gesprochene Text wirkte auf mich wie eine Mischung aus Shakespeare und Goebbels. Zum Schluss erklang auch noch die Nationalhymne. Alle Inder standen auf - schließlich, wenn auch zögernd - selbst die deutsche Gruppe. Savita Mehra sang lauthals den geschmetterten Tagore-Text der Hymne. Mir gruselt es bei solch erhebenden Auftritten, und ich kann nur hoffen, dass wir Deutschen uns noch lange das gebrochene Verhältnis zum nationalen Brimborium bewahren werden.

Wir hatten noch nicht zu Abend gegessen. Frau Mehra mietete eine Sechser-Rikscha mit einem starken Motorradantrieb. Und damit fuhr sie nun, ohne uns über ihre Überlegungen zu informieren, von einem Restaurant zum anderen. Sie ging hinein und kam zurück, ohne etwas zu uns zu sagen. Wir wunderten uns, dass sie immer wieder weiterfuhr, ohne sich endlich für eines der Lokale zu entscheiden. Schließlich fragte sie uns, ob wir mit einem

Stehimbiss einverstanden wären. Wir wunderten uns noch mehr: Stehimbiss am Ostersonntagabend? Die von ihr in Augenschein genommenen Lokale waren ihr zu teuer gewesen. Wo denn ihr Limit für ein Abendessen liege? 50 Rupien, also DM 2.50. Das ist zwar doppelt so viel wie für ein bescheidenes Mahl in der Gandhi Peace Foundation. Doch dafür bekommt man in Delhi tatsächlich keine Mahlzeit in einem halbwegs anständigen Lokal.

Frau Mehra wollte die Suchfahrt fortsetzen, aber Ruth und ich luden dann einfach alle zum Abendessen ein. Das Lokal war billiger als eine simple Berliner Pizzeria, und wir saßen an weiß gedeckten Tischen mitten unter indischen Familien mit vielen, quirligen Kindern, die an Cola mit Eiswürfeln saugten. Wir fielen nicht auf, wurden freundlich bedient, erbaten uns europäisches Besteck und fanden uns in der auch englischsprachigen Speisekarte gut zurecht. No problem. Und es wurde noch ein gemütlicher Abend, auch wenn wir mittlerweile zum Umfallen müde waren.

Delhi.

Ostermontag, 31.3.1997

Wie mir die Reiseleiterin mit Gefängnis drohte, uns auf Connaught Place stehen ließ und sich davonmachte. Einkäufe im Oxford Bookshop und eine fiebrige Erkrankung, die ich als Sonnenstich deutete.

Frau Mehra drängte mich, mit der Deutschen Botschaft Kontakt aufzunehmen wegen des Verlustes meines Passes. Es war vergeblich, denn deutsche Beamte arbeiten am Ostermontag verständlicherweise nicht. Telefonisch war nicht einmal ein Notdienst erreichbar, was ich dann doch verwunderlich fand.

Eigentlich hätte der heutige Tag ganz problemlos verlaufen können. Vorgesehen war eine ganztägige Stadtrundfahrt - ohne Frau Mehra, die uns nur an den Ausgangspunkt bringen sollte. Doch an Ort und Stelle zeigte es sich, dass die Stadtrundfahrt bereits vor einer halben Stunde begonnen hatte, und dass wir entweder auf die kürzere Nachmittagstour warten oder uns selbst etwas anderes einfallen lassen sollten. Frau Mehra drängte, weil sie wieder zu dem Kinderhearing wollte. Letzteres interessierte Ruth und mich auch, und wir nahmen ihren Vorschlag an, uns ihr anzuschließen. Friedemann und Georg wollten sich selbständig machen bzw. eine andere, etwas teurere Stadtrundfahrt, die in einer halben Stunde beginnen sollte, buchen. Ruth und ich wollten lieber, wie von Frau Mehra vorgeschlagen, erst morgen fahren, weil dann die Museen, die Montags geschlossen sind, wieder geöffnet haben würden.

Ursula Mertens war sich unsicher, was sie tun sollte, schloss sich aber dann Ruth und mir an, weil sie auf keinen Fall allein durch Delhi laufen wollte. Das leuchtete uns auch ein. Frau Mehra war es jedoch offenbar zuwider, Ursula den ganzen Tag dabei zu haben. Nun wollte sie erst mal zu Indian Airlines, wohin wir sie auch begleiteten. Vor dem Büro der Fluggesellschaft sagte sie dann zu mir, ich solle den Verlust des Passes nicht so leicht nehmen. Da fühlte ich mich missverstanden. Mit der indischen Bürokratie war sicherlich

nicht zu spaßen. Auch ich wollte beim Einchecken keine Verzögerungen und mich darum sobald als möglich bei der Deutschen Botschaft nach dem Erforderlichen erkundigen. Dort könne man mir bestimmt helfen. Ich könne mir nur nicht vorstellen, dass die Inder ein Interesse daran hätten, meine Ausreise zu verhindern. Ich wolle doch keine Aufenthaltsgenehmigung, sondern auf dem gebuchten Flug nach Deutschland zurückkehren. Und nun drehte sie auf: Ich sei wochenlang ohne Pass illegal durch Indien gereist. Ich könne dafür mit Gefängnis bestraft werden.

Dies empfand ich als Drohung, und sagte, aber nicht mit erhobener Stimme, sondern mit einem eher amüsierten Unterton, ob sie als Reiseleiterin wirklich glaube, dass in Indien ein deutscher Tourist ins Gefängnis komme, weil er seinen Pass verliere und mit dessen Kopie und einem deutschen Personalausweis weiterreise. Da drehte sie sich auf dem Absatz um und sagte, sie würde uns jetzt verlassen. Wir waren perplex. Wie konnte sie uns mitten in Delhi einfach stehen lassen, wo für den heutigen Tag doch ein Programm angegeben war?

Ihr Abmarsch bildete für mich den Höhepunkt ihres bisherigen Fehlverhaltens. Von diesem Moment an stand für mich fest: Mit dieser Frau arbeite ich nur noch soweit zusammen, als es für mich unbedingt erforderlich ist, um planmäßig nach Deutschland zurückzukehren. Doch ich werde mit ihr als Kollegin nicht mehr kooperieren. Für mich heißt es ab jetzt: Quit Mehra, goodbye India.

Wir befanden uns, wie wir mit Hilfe eines kleinen Stadtplans im Baedeker Ursulas feststellten, am Connaught Platz, einem Einkaufsviertel für den gehobenen Bedarf. In der nahegelegenen Oxford Buchhandlung, die nicht einmal eine Fünftel des Umfangs einer mittleren deutschen Universitätsbuchhandlung hat, aber im Führer als bedeutend hervorgehoben wird, kaufte ich Gandhi- und Bose-Literatur, und Ruth einen Kunstführer. Ursula Mertens traute sich in ein Juweliengeschäft, und wir erlebten es mit, wie sie sich Ohrklips mit Smaragden herausuchte.

Der Einkaufsbummel war für mich sehr anstrengend. Ich hatte mehrfach das Gefühl, dass mir demnächst schlecht würde, aber ich brachte es zunächst mit meiner Wut über das Verhalten von Frau Mehra in Verbindung und trank zur Aufmunterung zwei Flaschen Coca Cola. Doch es wurde immer schlimmer. Erst in einem gekühlten Lokal "Gaylord", wo wir an weiß gedeckten Tischen zu Mittag aßen, erholte ich mich soweit, dass ich mit dem Rikscha-Taxi zur Gandhi Peace Foundation zurückfahren konnte. Dort legte ich mich den Nachmittag und den Abend ins Bett, weil sich Schüttelfrost einstellte und ich 38,3 Grad Fieber maß. Ich fühlte mich aber ansonsten nicht krank und hielt das Fieber für die Auswirkung der Hitze. Von einem Sonnenstich konnte man jedoch nichts sprechen, weil ich immer meinen Sonnenhut, waschbar - Baumwolle - made in China, getragen hatte.

Ruth war mit Ursula weiter in einen Basar gefahren. Beeindruckt war sie vor allem von den Lastenträgern, welche riesige Säcke durch die engen Gassen schleppen, die für kein Fahrzeug passierbar sind. Die drahtigen Männer hätten von dieser harten Arbeit - und sie beschrieb mir die rucksackartigen Tragestützen - ganz strenge Gesichter. Dieser Ausdruck der Anspannung und der dunkle Ton der Stimmen waren mir bei den Kinderarbeitern bereits gestern aufgefallen.

Ruth erzählte beim Abendessen munter von ihren heutigen Eindrücken. Ich schwieg wegen des Vorfalls am Vormittag und weil ich ohnehin ziemlich schlapp war. Frau Mehra sprach mit Friedemann und Georg, als ob nichts geschehen wäre. Und die beiden erfuhren auch erst nach dem Essen, was sich ereignet hatte.

Morgen abend will Frau Mehra mit der Gandhi Peace Foundation die Reise auswerten. Ich meine, dass ich mich daran nicht beteiligen werde. Georg wird wohl auch nicht hingehen. Er wäre ohnehin auf Übersetzungshilfe angewiesen; er könnte sich nicht direkt verständlich machen. Ich habe einfach kein Interesse mehr daran, mit Frau Mehra über unsere Reise zu diskutieren, nachdem sie sich so unkollegial verhalten hat. Ich werde mir eben meinen eigenen Vers auf das Wahrgenommene und wahrscheinlich auch teilweise Verkannte machen. Zurechtweisen lasse ich mich von ihr jedenfalls nicht mehr. Aufgrund ihrer Hindi-Kenntnisse konnte sie mehr Informationen sammeln als ich, aber ich hatte während der ganzen Reise nie den Eindruck, dass ihr an einem Informationsaustausch wirklich gelegen war. Das Ganze war ein Egotrip von Savita Mehra, bei dem unsere Erkenntnisse oder Lücken in der Wahrnehmung ohnehin keine ausschlaggebende Rolle spielten. Deswegen würde es auch die Wirklichkeit dieser Reise verfälschen, wenn wir uns nun pro forma auf eine gemeinsame Auswertung einlassen würden.

Delhi, 1.4.1997

Ein erster Besuch in der deutschen Botschaft, wo man mir zügige Hilfe beim Ausstellen eines Passersatzes zusagt. Zuschlimerletzt erwischt mich der Brechdurchfall, und das Fieber steigt.

Die gestrige Einschätzung meines Fiebers scheint richtig gewesen zu sein. Ich konnte zwar nur wenig schlafen, aber das Fieber war morgens auf 37,5 Grad gefallen.

Ruth lässt sich zusammen mit Ursula Mertens per Rikscha zu der um 8.30 Uhr beginnenden, ganztägigen Stadtrundfahrt kutschieren. Ich muss mich um meine Passangelegenheit kümmern. Da das Telefon in der Deutschen Botschaft nicht abgenommen wird, fahre ich kurz vor 12 Uhr mit einer Dreirad-Rikscha los. Leider zu spät, denn Herr Hack, der zuständige Konsularbeamte, kann mir nur noch die Formulare für die Ausstellung eines Passersatzes übergeben und mich bitten, morgen zwischen 9 und 12 Uhr wiederzukommen. Er sagt mir aber, dass er morgen das Problem auch lösen werde. Im Moment stünde er unter Druck, weil er sich um einen Haftentlassenen zu kümmern habe. Im übrigen war die Behandlung ausgesprochen zuvorkommend.

Um die Mittagszeit kommt Frau Mehra und fragt mich, was ich heute nachmittag machen wolle. Ich sage nur, dass ich kein Vertrauen mehr zu ihren Vorschlägen hätte. Gemeint war, dass ich nicht riskieren wolle, irgendwo von ihr noch einmal stehen gelassen zu werden. Ich informierte sie kurz über den Stand der Passangelegenheit.

Im übrigen will ich den heutigen Tag darauf verwenden, Lücken in meinem Tagebuch zu füllen und mich auf den strapaziösen Rückflug vorzubereiten. Der sogenannte Direktflug

der Indian Airlines beginnt morgen gegen 20 Uhr. Weiterflug mit derselben Maschine ab Bombay gegen 8 Uhr am folgenden Morgen und Ankunft in Frankfurt (mit einem Zeitgewinn von 4 Stunden) gegen 14 Uhr. In Bombay sollen wir von Indian Airlines in einem Hotel in der Innenstadt untergebracht werden, müssen jedoch das Gepäck mitschleppen. Und das für etwa 4 Stunden Schlaf. Doch meines Erachtens immer noch besser, als auf dem Flughafen 8 Stunden herumzuhängen - ohne eigene Toilette und Rasiergelegenheit.

Am Nachmittag verschlechtert sich mein Zustand zusehens. Wieder Schüttelfrost. 38,8 Grad Fieber. Ich entschieße mich, Antibiotika mit dem Wirkstoff Cefpodoximproxetil einzunehmen. Das ist das große Kaliber aus der Reiseapotheke meines Bruders. Ich fühle mich nach zwei Stunden besser und fange an zu schwitzen. Die Thermometer zeigt 40 Grad Fieber. Ich könnte mir in meinem Laienverstand vorstellen, dass die erhöhte Temperatur eine Begleiterscheinung der Auseinandersetzung der Antibiotika mit den Bakterien ist. So eine Art Hauen und Stechen in meinen Blutbahnen. Ich stelle mir das personifiziert so ähnlich vor wie den Aufmarsch der Samenfäden in Woody Allens Film "Was ich schon immer über Sex wissen wollte". Woody an der Spitze treten sie auf Kommando - unter Berücksichtigung der aktuellen Lage - zum Angriff an. Ich liege unter dem Gandhi-Portrait im Bett und lache und lache, und das passt eigentlich gar nicht zu meinem Zustand.

Friedemann ist genau so elend dran wie ich, aber er ist auch kein Trauerwedel. Brechdurchfall. Bei mir reicht bereits ein Schluck Pfefferminztee, um mir den Magen umzudrehen. So bekommen ich auch nur noch am Rande mit, was sich in unserer Reisegruppe abspielt. Um 18 Uhr kommt es zu einem etwa zweistündiges Gespräch mit einem Mitglied des indischen Oberhauses. Sein Hauptthema ist das indische Erziehungswesen.

Ruth nimmt dann auch an dem Auswertungsgespräch in der Gandhi Peace Foundation teil, was insofern sinnvoll war, als zunächst der Leiter des Hauses über die eigene Organisation sprach. Friedemann und Georg waren gesundheitlich nicht in der Lage, zum Abendessen und zu dem Auswertungsgespräch zu gehen. Hinzu kamen neben Ruth und Ursula noch Manfred Kunz und Sven Merbeth, die wieder mit der Gruppe zurückfliegen müssen. (Monika Walther und Daniela Kempkens waren - wie von vornherein geplant - bereits vor 14 Tagen nach Deutschland zurückgekehrt. Monika musste wieder im Krankenhaus Dienst tun, und Daniela wollte sich auf eine Prüfung vorbereiten.)

Das Auswertungsgespräch war schwierig. Die Kritik an der Person der Reiseleiterin konnte und wollte niemand mit der Gandhi Peace Foundation erörtern. Dass es hier enorme Schwierigkeiten gegeben hatte, würde sich in der Gandhian Community gewiss herumsprechen. Ruth meinte dann nur, bei vergleichbaren Reisen sollte künftig darauf geachtet werden, dass weniger Orte besucht, an den einzelnen jedoch länger verweilt werde. Die Zeit hätte meist nicht ausgereicht, um ins persönliche Gespräch zu kommen und Erfahrungen auszutauschen. Vielleicht wäre das Kennenlernen besser gelungen, wenn man zusammen an etwas gearbeitet hätte, und sei es nur, dass man zusammen gekocht, im Garten, auf dem Feld oder an einem Gerät gewerkelt hätte. Mir wären als eine Möglichkeit des Zusammenwirkens auch gruppenspezifische Übungen aus dem Trainingsprogramm für gewaltfreie Konfliktbearbeitung eingefallen. Im Umerthan hatte ich solche Übungen im

Sinne gehabt, und beinahe wäre es auch zu einem solchen Angebot gekommen. Doch zu all diesem braucht man mehr Zeit, als sie uns an den einzelnen Orten zur Verfügung stand. So ist es in der Regel auf dieser Reise beim Besichtigen und Ausfragen geblieben.

Einzelne Gandhi-Stätten wollte Ruth nicht charakterisieren, weil die Bedingungen der Anmeldung und der Unterbringung sehr unterschiedlich gewesen seien. Wir wussten eben auch nie, was in der Korrespondenz mit den einzelnen Gastgebern an- und abgesprochen worden war. Vieles sei dann auch spontan gelungen, weil die Gastgeber sich große Mühe gaben und improvisieren konnten. So sei man in Jora auf Besuch zwar überhaupt nicht vorbereitet gewesen, hätte es aber ad hoc geschafft, ein außerordentlich spannendes und informatives Programm zu entwickeln.

Frau Mehra selbst machte keinen Versuch, die Reise zu evaluieren, was ich bestimmt moniert hätte. Es ist typisch für autoritäre Charaktere, dass sie dann, wenn ihre Interpretationsmuster nicht mehr akzeptiert werden, sich der Auseinandersetzung nicht stellen, sondern nur die Leute ausfragen, um ihr Herrschaftswissen zu erweitern. Hinterher können sie dann die Ergebnisse der Aussprache nach gusto zusammenfassen. Da ich dieses Verfahren mittlerweile durchschaue, spiele ich nicht mehr mit. Ich habe es einfach satt, von Frau Mehra mit einem Schnellfeuer von Fragen gelöchert und dann beliebig zitiert zu werden.

Ursula Mertens hat sich an der Evaluierung in des Wortes wissenschaftlicher Bedeutung auch nicht beteiligt. Sie war durch die abschätzigste Behandlung, die sie während der ganzen Reise wiederholt erfahren hat, so verbittert, dass ihr Hauptinteresse war, zu verhindern, dass jemals wieder eine Reisegruppe in die Hände Savita Mehras fallen könnte. Sie nahm Ruth - aus meiner Sicht verständlicherweise - übel, dass diese das Nachdenken über künftige Reisen mit dem Gedanken, dass Frau Mehra erneut die Leiterin sein könnte, verbunden hatte. Und Ruth räumte dann auch ein, dass sie sich aus der Situation heraus versprochen habe, jedoch tatsächlich niemand raten könnte, mit dieser Leiterin sich auf ein revidiertes Programm einzulassen. Sie hätte ihre Lehren für künftige, vergleichbare Reisen ganz allgemein formulieren wollen und nicht ad personam.

Delhi, 2.4.1997

Im Rikscha-Taxi von Amt zu Amt, schnelle Hilfe beim deutschen Konsulat und unnötige Warterei vor dem Abflug nach Bombay.

Die Nacht verlief leidlich. Ich musste vier Mal aufs Klo. Friedemann ging es ähnlich, wahrscheinlich sogar noch schlechter. Gegen 4 Uhr nahm ich zwei Tabletten des Antibiotikums, weil ich um 8.45 Uhr soweit wieder hergestellt sein wollte, dass ich meine Passangelegenheit allein erledigen konnte. Morgens maß ich dann auch nur noch 37,8 Grad Fieber und konnte sogar ein Glas Tee trinken und eine Scheibe Toast essen. Dabei spürte ich aber auch schon wieder den Brechreiz und beließ es bei dem Minimalfrühstück.

Im Konsulat wurde ich sehr entgegenkommend behandelt. Ich bekam nicht nur einen behelfsmäßigen Pass für den Rückflug, sondern auch noch zwei Begleitschreiben für die Polizei und die indische Visastelle. Mein Rikscha-Fahrer, der mich gestern bereits kutschiert und heute morgen mit breitem Lachen über dem Stoppelbart wieder abgeholt hatte, wartete geduldig. Doch bei der Polizei und der Visastelle ging es dank der Schreiben von Herrn Berndt, 3. Sekretär bei der deutschen Botschaft, sehr fix. Die Polizei stellte erst gar keine Fragen, sondern stempelte kurzerhand das Schreiben der Botschaft, und bei der Visastelle wurde ich vom Leiter der Behörde durchgewinkt und rasch abgefertigt. Zu meinem Glück, denn wieder in der Gandhi Peace Foundation angelangt, meldete sich auch bereits mein dünnpfiffiges Innenleben. Ich hatte vorsichtshalber Ersatzhosen in einem Beutel mit mir getragen.

Ruth hat in einem Einkaufszentrum für Kunsthandwerk noch ein Hemd für Christian und für Nadya einen Seidenschal gekauft, der wie die Saris in Rajkot aus im Schuss - dem Muster entsprechend - gefärbter Seide gewebt war.

Mitsamt den Geschenken haben wir beiden zusammen in 6 Wochen DM 800 ausgegeben. Wenn man sich den Lebensbedingungen der Einheimischen einigermaßen anpasst, dann ist das Leben für Europäer in Indien außerordentlich billig. Der Fahrer des Rikscha-Taxis hat mich heute morgen für DM 10 drei Stunden durch Delhi kutschiert und vor den Behörden geduldig auf mich gewartet, jedesmal hocheifrig, wenn ich wieder auftauchte. Wahrscheinlich hat er in den paar Stunden aber an mir mehr verdient als an normalen Tagen.

Der Abflug ist ärgerlich zeitaufwendig. Um 15 Uhr fahren wir in der Gandhi Peace Foundation los, und erst gegen 21 Uhr hebt der Jumbo der Indian Airlines endlich ab. Die meiste Zeit haben wir in Warteräumen verbracht. Soweit die Batterie eben reichte, konnte ich das Tagebuch auf dem Notebook fortsetzen und ergänzen.

Während des kurzen Flugs nach Bombay saß ich neben Georg Meusel, und Ruth neben Friedemann. Georg berichtete mir, wie er aus der DDR über die westdeutsche Adresse seiner Schwester bei einer ganzen Reihe von Prominenten Stellungnahmen zur Bedeutung der gewaltfreien Aktion als Methode der Konfliktbearbeitung erbeten hatte. Erfolg hatte er bei Coretta King, leider nicht bei Ralph Abernathy, dem Freund und Nachfolger Kings, den er mehrmals angeschrieben hatte. Doch Antworten kamen auch von Niemöller, Heinemann, Gollwitzer. Auch Stephan Hermlin hatte ihn zum Gespräch zu sich nach Hause eingeladen, als klar war, dass ein Mann der Friedensbewegung und kein Journalist mit ihm sprechen wollte. Reiner Kunze wohnte in seiner Nähe. Mit ihm war er richtig befreundet, obgleich er dessen antikommunistische Einstellung nicht teilte.

Bombay - Frankfurt - Berlin, 3.4.1997

Über Savita Mehras letzten starken Auftritt im Flughafen vom Bombay. Friedemann verweigert ihr ein Interview zur Einschätzung unserer Reise, und ich sinniere über indische Popkultur und berate mit Ruth, wie wir uns von dieser Reiseleiterin verabschieden können.

Frau Mehra hatte ursprünglich eine Woche länger als wir in Indien bleiben wollen, um Verwandte zu besuchen. Wir nahmen an, dass auch ihr Vater, der hier ein hoher Beamter gewesen war, und vielleicht auch ihre Mutter noch in Delhi leben könnten. Sie berichtete nichts von irgendwelchen Wiedersehen. Man sagt: Wes das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Sie ist anders. Eine Nacht hatte sie nicht in der Gandhi Peace Foundation geschlafen. Ein Fakt. Ein Drama? No comment. Anscheinend war auch das Umbuchen nicht möglich, so dass sie nun doch mit uns zurückflog und es zu ihrer 'Führung', die in Delhi doch sehr spärlich ausgefallen war, in Bombay noch einen Nachschlag gab und zwar im sattsam bekannten Stil, doch mit krönenden Akzenten.

Ich hatte bereits gehofft, sie los zu sein, als sie nochmals eine Show abzog, die sich gewaschen hatte, angeblich der Gruppe diente, tatsächlich aber mal wieder ihr persönliches Interesse im Namen der Reisegruppe verfolgte. Doch mich hatte - im physisch geschwächten Zustand - eine heitere Gelassenheit überkommen, die es mir möglich machte, mich auch über ein noch so absurdes Verhalten schon nicht mehr zu erbosen, sondern nur noch ingrimmig zu amüsieren.

Als unser Gepäck bei der Zwischenlandung in Bombay noch einmal ausgecheckt werden musste, bevor es dann von der gleichen Fluggesellschaft wieder eingeladen werden konnte, kamen einige unserer Gepäckstücke auf dem Laufband an, als ob sie weiß gepudert worden wären. Ruth griff zum Lappen und wusch unsere beiden Schalenkoffer rasch ab. Wir wären gar nicht auf die Idee gekommen, hier ein Schadensprotokoll aufzunehmen. Die zwei mit Packpapier umwickelten Pakete Frau Mehras waren aufgerissen, was angesichts der in Indien üblichen Stoffverpackung auch niemand verwundern durfte.

Jedenfalls holte Frau Mehra noch einmal zu einer wohlthätigen Aktion aus: Wie schon bisher und mal wieder ganz ohne vorherige Rücksprache mit uns ließ sie ein Schadensprotokoll aufnehmen und dazu unsere Koffer wiegen und registrieren. Das ganze Theater dauerte eine geschlagene Stunde, und dabei war uns eigentlich das Allerwichtigste gewesen, so schnell wie möglich - und es war schließlich Mitternacht - einen passablen Sitz- oder Liegeplatz zu finden. Wir hatten den Anschluss an die anderen Flugreisenden, die wie wir nach Frankfurt weiterfliegen wollten, verloren und wir hatten keine Ahnung, was von der Fluggesellschaft für die Zwischenzeit des langen Aufenthalts in Bombay vorgesehen war.

Nun sollten wir erst einmal zum erneuten Check-in auf das nächste Stockwerk des Flughafengebäudes gelangen. Da der Aufzug kaputt war, marschierte Frau Mehra nun auch noch zum Direktor des Flughafens mit dem fabelhaften Ergebnis, dass wir - statt unser Gepäck eine Treppe hoch zu tragen und dies hatten wir auf Bahnhöfen oft genug getan - nun an einer anderen Stelle, nämlich der Ankunftshalle für Inlandflüge, erst einmal mit dem Aufzug in den zweiten Stock hinauf und dann um ein paar Ecken herum mit einem anderen Aufzug wieder hinab in den ersten Stock fuhren. Wie so oft auf dieser Reise dackelten wir auch zum Schluss noch einmal hinter unserer Reiseleiterin drein - und vorneweg ein Flughafenangestellter, der sich als Pfadfinder betätigte. Als wir dann schließlich an der richtigen Stelle angelangt waren, stellte sich heraus, dass das Einchecken nicht mitten in der Nacht, sondern erst in zwei Stunden möglich sein würde.

Wir waren also immer brav hinter unser supertüchtigen und auch ganz zum Schluss noch so superwichtigen Reiseleiterin einher getrottet und fingen nun aber doch an, uns zu fragen, was denn wohl die anderen deutschen Transitpassagiere in dieser Nacht gemacht bzw. von der Fluggesellschaft angeboten bekommen hatten. Und dann gab es plötzlich auf Kosten der Reiseleitung Frühstück in einem weitläufigen Flughafenrestaurant. Mir war mittlerweile im Magen-Darm-Bereich wieder sehr blümerant geworden, und ich war froh, mich setzen und zwei Antibiotika-Tabletten mit etwas Wasser schlucken zu können.

Wir erholten uns etwas, während sich Frau Mehra in Begleitung von Friedemann um das erneute Einchecken kümmerte, was wir nicht erwartet hatten und selbst hätten besorgen können. Wahrscheinlich wollte sie uns am Ende noch einmal zeigen, wie fürsorglich sie sei. Das war ja eigentlich rührend, doch sie fand einfach nicht den humorvollen Ton, uns so etwas mit ein wenig Selbstironie mitzuteilen. Sie hat nach sechs Wochen immer noch nicht verstanden, dass wir von ihr gar nicht bedient, sondern vor allem über das, was ansteht, informiert sein wollten.

Insgesamt 8 Stunden Aufenthalt innerhalb des Flughafens von Bombay bis zum Weiterflug. Mit der Zeit ist nichts Vernünftiges anzufangen. Ich hänge in verschiedenen Sesseln herum und wische mir den Schweiß von der Stirn - immer gewärtig, dass ich einen Fiebrückfall bekommen könnte. Doch die vorsichtshalber beim Frühstück um fünf Uhr morgens in der Cafeteria eingenommenen Tabletten des Antibiotikums plus einer Tablette gegen den Durchfall haben die erhoffte Wirkung, und ich fühle mich beim Besteigen des Flugzeugs um 8 Uhr recht passabel und freue mich sogar auf ein leckeres Frühstück mit Kaffee und Brötchen - ohne Linsen und Reis.

Die Rückkehr nach Deutschland stimmt mich euphorisch. Ich werde den Beton der Frankfurter Landebahn nicht küssen wie der Papst, aber ich freue mich darauf, wieder in Deutschland zu sein. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass es bei mir ein bodenständiges 'Nationalgefühl' gibt. Oder ist es etwas anderes?

Beim Vorausdenken der nächsten Wochen ist mir etwas bange. In vier Tagen startet das Sommersemester. Meine Seminare beginnen bereits an den ersten beiden Wochentagen. Da gibt es kein Wiedereinleben. Als Geschäftsführender Direktor muss ich mich sofort um die Lehrplanung für das Wintersemester kümmern. Dabei bräuchte ich eine Woche, um mich von den letzten vier Tagen zu erholen. [Nach einer Woche gab es dann auch einen Rückschlag: Der Brechdurchfall stellte sich wieder ein, aber er verging auch sofort wieder, und das Institut für Tropenmedizin konnte nichts Schlimmes finden. Friedemann hingegen ging es anhaltend schlecht; diagnostiziert wurde Amöbenruhr, und auch bei Georg dauerte es Wochen, bis er wieder zu Kräften kam und auch seelisch Tatkraft und Frohsinn zurückgewann.]

Ich habe im proppenvollen Jumbo einen Fensterplatz, den ich nach dem Start mit Ruth auch tauschen würde. Doch diese schläft tief, als wir über die Wüsten des Irak fliegen. Graue Gebirgsketten und dann, ohne dass ich von oben eine wasserführende Änderung der Landschaft wahrzunehmen vermöchte, eine Ansammlung von rechteckigen Feldern. In den trockenen Wadis die grünen Punkte wild aufgegangerer Bäume. Doch rechts und links der

Wadis war die Erde 'wüst und leer'. Auch kein Sand, keine Wanderdünen, nur gefurchte Felsplatten.

Ich wandte mich ab. Die Antibiotika wirkten weiterhin Wunder. Ich ließ mir das Essen schmecken inklusive einem Viertel Weißwein.

Als ich wieder hinunterblicke: Unter den Aluschwingen der Flugmaschine immer noch namenlose Wüste. Doch nun werfen die Oberkanten von Wanderdünen scharfe Schatten. Nirgends ein Sträuchlein zu erkennen. Silbrig glänzende Flächen. Sind das ausgedörrte Salzseen? Deine Erde? Dein Stern? Dann in der Ferne schneebedeckte Gipfel - oder ist das eine optische Täuschung? Unter mir nun ein schwarzes Hochplateau. Ich bin stumm, gelähmt, weil ich so gar keine Ahnung habe, wo mich dieses Fluggerät gerade über den Globus bewegt. Im Innern des Jets Entertainment. Für uns globalisierte Drinks, Filme und Spots auf den Bildschirmen vor unseren Nasen. Szenen aus dem Leben Marilyn Monroes. Sie zeigt all das, was Savita Mehra an den Frauen unserer Reisegruppe schockiert hätte. Am rührendsten wie diese schöne Marilyn sich an den einen Kopf größeren Arthur Miller, den Schriftsteller, lehnt. Warum konnte sie nicht mit ihm alt werden wie Baucis an der Seite Philemons? Ich denke an ihren, ich meine letzten Film "Misfits" an der Seite Clark Gables. Darin war sie eine richtige Frau, hatte das Puppenhafte abgelegt. Nicht länger pin up. Und dann dieses Ende - die Scheidung, die Verzweiflung, das Gift.

Auch 'Made in India', wie es als Videoclip über die Lehnen der vor uns Sitzenden flimmert, unterscheidet sich nur durch die Hautfarbe der Tänzerinnen von westlicher Disco-Kultur. Dem Sound und dem Bewegungsmuster entsprechend hot pants und keine Saris. Doch du nimmst mit dir nach Hause die Frauenfarbentupfer auf dem Marmor des Taj Mahal und das Wehen der Saris im Fahrtwind der Motorroller. Schön und gut. Geht's auch in einem Wort? Als 'kalosk'agatos' trägst du es in dir, so hieß es bei Platon. Das ist so lange her und du warst nicht gut in Griechisch, in der Schule, aber vergessen hast du nicht alles. Und wo findest du solche Melange, das Kalosk'agatos, in Zeiten des Turbokapitalismus und Funktionalismus? Und vergiss nicht das Elend in the Gardens on the Leela! Schwärme nicht von Indien! Doch ich war zu müde zum Denken, spürte keine Einbildungskraft, überließ mich der Schubkraft der Turbinen. Im Eindämmern überlegte ich noch: Was hat wohl in dem Gedicht gestanden, das die Schülerin in Porpandar unter dem weit ausladenden Baum der verborgenen Vögel vorgetragen hat? Wahrscheinlich war's ein Liebesgedicht. Aus einem Dorf, erinnert in einer Stadt. Ein Gedicht über das Zubereiten und das Backen der Chapattis mit einem Klatsch auf den knusprigen Bauch. Die Fladenbrote, Liebesboten, Antipoden zum fast food. Und Gandhi? Er hätte für die Chapattis einen Sonnenröster konstruiert und Kasturba dazu ein Kinderlied gesungen in Jora bei Morena.

So sinnierte ich Konfuses und döste so vor mich hin und dann merkte ich mit dem Blick auf das Band der Donau, dass für unsere Reisegruppe die Abschiedsstunde nahte. Wir Deutschen würden uns wiedersehen, doch wie Frau Mehra Lebewohl sagen? Dich beschäftigt diese Frage vielleicht noch mehr als die anderen, dachte ich. Warum meinst du das?

Friedemann kam zu uns ans Ende des Flugzeugs. Er war beim Einchecken in Bombay wieder mal neben Savita Mehra zu sitzen gekommen. Sie hatte ihn nun gefragt, ob sie ihn zum Verlauf der Reise, zu den Befunden interviewen dürfe. Auf Tonband. Er hatte abgelehnt. Unmissverständlich.

Das schien sie, in deren Gesicht ich so selten eine Regung wahrgenommen hatte, nun doch noch erschüttert zu haben. Friedemann war ihr hauptsächlicher Ansprechpartner, ihr Helfer und Vermittler gewesen. Doch gestern war er nicht zum Auswertungsgespäch gegangen, gewiss in erster Linie, weil er sich miserabel fühlte, hatte er doch den ganzen Tag nicht einen Bissen zu sich nehmen können - übrigens auch heute nicht -, aber sie spürte: Seine jetzige Verweigerung war mehr. Es ging um die ganze Wahrheit dieser Gandhi-Reise. Friedemann wusste, er durfte bei der Beurteilung des Ertrags der Reise unsere Konflikte mit ihr, der Reiseleiterin, und alle damit verbundenen Beschwerden nicht auszuklammern. Er musste damit rechnen, dass sein Kommentar publik würde und als gelernter DDR-Bürger wusste er, wie man durch Selektion und Arrangement mit Aussagen, die in den Einzelheiten stimmen, ein falsches Bild entwerfen kann.

Ich hatte immer wieder gestaunt, wie freundlich und geduldig er mit Frau Mehra gesprochen hatte. Jemand musste dies schließlich tun. Das war Teil unserer Durchhaltestrategie. Und mit seinem Naturell war diese Aufgabe eher vereinbar als mit dem meinen. Ich hatte mich für clever gehalten. Dass diese Frau mich so ärgern und richtig zornig machen konnte! Das hatte ich nicht für möglich gehalten. Bei dieser Savita hatte ich immer wieder das Gefühl, die Selbstachtung zu verlieren, wenn ich jetzt nicht den direkten Konflikt mit ihr eröffne - auf Biegen oder Brechen.

Doch Georg meinte auch: Diese Frau hat eine unglaubliche Kondition. Sie gibt nicht nach und sie gibt nicht auf und sie gibt beileibe keinen Fehler zu. Ihn schlauchte, dass sie, wenn sie gestellt wurde, es auch mit der Wahrheit nicht so genau nahm. Sie bog die Dinge um. Nicht sie, andere trugen dann die Verantwortung, waren die Schuldigen.

Ruth spürte mein Dilemma und sie meinte - wie ich im Stillen auch - , dass ich Frau Mehra am Flughafen in Frankfurt nicht einfach stehen lassen dürfe, so wie sie es in Delhi mit uns Dreien gemacht hatte. Ich müsse mich schon verabschieden. Sie empfinde gegen Frau Mehra auch keine Abneigung, sondern habe ihre (meines Erachtens nur bisweilen) charmante Art des Auftretens gegenüber Gastgebern sogar bewundert. Zugegeben, den Leiter des Ashrams in Jora hatte sie sehr gekonnt und im Handumdrehen eingewickelt und für den hochinteressanten Ausflug im Jeep gewonnen, den er zwar nicht selbst mitmachen, aber doch ermöglichen konnte. Diese Absprache war wirklich atemberaubend schnell erfolgt.

Sie kann zupacken, wenn sich eine Gelegenheit bietet. Und sie hat überhaupt keine Hemmungen, Forderungen zu stellen. Da ist sie ganz die verwöhnte Prinzessin, die immer wieder die Erfahrung gemacht hat, dass ihr kein Wunsch abgeschlagen wird. Ihr Verhalten ließ sich erklären, aber es ärgerte mich trotzdem. Sie war egoistisch, ganz unkollegial. Kommandoton anstelle von Diskurs, das passt doch zu keiner Exkursion von Wissenschaftlern. Als Kollege konnte ich mich bei ihr für diese Fehlleistung unmöglich bedanken. Beim ersten Separat-Interview mit der Enkelin merkte ich bereits: Die sammelt

die Informationen in erster Linie für sich selbst. Wir sollen dankbar sein für die Brosamen, die vom Tisch der Herrin fallen. So was Idiotisches: Zusammenarbeit qualifiziert doch die Leistung des Einzelnen!

Ihre Idee, eine solche Reise zu unternehmen, war ein starker Einfall. Das Design der Reise hatte mir imponiert. Doch sie hatte zu wenig an die Strapazen der Teilnehmer gedacht. Statt einfühlsam auf unsere Beschwerden zu reagieren, sparte sie an jeder Rupie und kommandierte uns herum, ohne über das uns Bevorstehende ausreichend zu informieren.

Gestaunt hatte ich über ihre Energie und ihre Ausdauer. Doch sie versteht nichts von der Leitung einer Gruppe. Die Betroffenen müssen durch Informationen und auch durch das Aussprechen von Erwägungen in den Entscheidungsprozess einbezogen werden. Am wenigsten konnten Georg und ich es ertragen, angelogen zu werden. Das war meine Bilanz. Ungeschminkt.

Ich holte mein Notizbuch heraus und buchstabierte an einem Abschiedswort. Ich wollte es aufschreiben: Ich will sie ruhig ansehen, ihr die Hand geben und sagen: "Wir werden uns ja wohl mal wiedersehen. Es war eine einprägsame Reise, auf der ich viel Unerwartetes erlebt habe." Mehr nicht.

Es kam anders. Ich verabschiedete mich zuerst von Manfred und Sven, Georg und Ursula. Friedemann war schon unterwegs. Wir umarmten uns. Und dann war noch Frau Mehra da. Ruth war vor mir dran, und sie umarmte auch Frau Mehra, und sie sagte mir nachher, dass sie, als ihre Wangen sich berührten, Tränen gespürt hätte. Auch ich bemerkte irgendwie diese innere Bewegung, auch wenn äußerlich wieder mal nichts zu sehen war, gab ihr die Hand und sagte dann nichts weiter als "Auf Wiedersehen". Und sie tat desgleichen.

Postkriptum

Gehört unsere Spurensuche zur Kategorie 'schlimmste Reisen der Welt' oder überwiegen nicht doch die freundlichen Erinnerungen und die positiven Befunde?

Zu einem Wiedersehen mit der Reiseleiterin ist es nicht gekommen. Mitfühlende Freunde hatten nach den ersten, noch ganz frischen Reiseberichten uns eine von Hans Magnus Enzensberger dargebotene Sammlung "Nie wieder! Die schlimmsten Reisen der Welt"⁽³⁷⁾ in die Hand gedrückt. Diese Assoziation hat uns dann doch überrascht. So schlimm hatten wir unsere Reise nicht im Gedächtnis, zumindest waren die Eindrücke sehr gemischt.

Land und Leute waren uns in freundlicher Erinnerung. Wir hatten auch die Lage in den Dörfern nicht als hoffnungslos empfunden, hatten wir doch in den Schulen, in der Landwirtschaft und bei der mittleren Technologie manche Erfolg versprechenden Initiativen kennen gelernt. Unsere deutschen Freunde fragten sich wohl, ob sie selbst diese Reise durchgehalten hätten. Gewiss, die Reise war auch im physischen Sinne anstrengend ge-

³⁷

Frankfurt/M.: Eichborn Verlag, 1995 (in der Reihe "Die andere Bibliothek")

wesen, und Schlaf- und Waschgelegenheiten waren mitunter sehr primitiv ausgefallen. Das hatten wir aber nicht anders erwartet.

Wirklich schlimm und bedrückend war eigentlich nur eines gewesen: unsere Ohnmacht und unsere Hilflosigkeit im Konflikt mit der Reiseleiterin, mit deren extrem autoritärer Charakterstruktur wir nicht zu Rande gekommen waren. Und wir wissen heute noch nicht, wie man mit einem solchen Menschen umgehen sollte. Das ist merkwürdigerweise die eigentlich belastende Erfahrung.

Im Dezember 1997 hat dann auch noch der Inhaber von Lupe-Reisen, ein kleines Reisebüro in Bonn, bei Ruth und mir in Berlin angerufen. Er wollte sein eigenes Bild der Reise - im Blick auf den von den Aussteigern betriebenen Prozess - vervollständigen. Er zeigte sich sehr verständnisvoll und wurde von Ruths Darstellung nicht überrascht. Auch er hatte zwischenzeitlich mit Frau Mehra nur Ärger gehabt. So etwas wie Selbstkritik kenne diese Frau überhaupt nicht, war sein zusammenfassendes Urteil. Die Schadensersatz- und Anwaltskosten drückten den kleinen Unternehmer und seine Ehefrau, die gleich mir vom Zorn gepackt worden war, im übrigen schwer.

Ich denke immer noch, dass die ganze Reise anders verlaufen wäre und unsere Eindrücke und unsere Wahrnehmungen andere gewesen wären, wenn wir uns nicht in diesem Dauerkonflikt mit der Reiseleiterin befunden hätten. Dieser Konflikt ist unlöslich mit unserer Wahrnehmung der Spuren Gandhis verbunden. Das ist fatal, aber das ist nun mal so. Auch in der Beschreibung dieses Konflikts sehe ich ein "Experiment mit der Wahrheit". Es war nicht nur Gandhis Indien, sondern auch dieser Konflikt, der uns den Spiegel vorgehalten hat. Und ich habe mir darin nicht immer gefallen, wie das eben so ist, wenn man in Spiegel blickt.

ZWEITER TEIL:**IN KALKUTTA UND SANTINIKETAN**

**Aus dem Tagebuch der zweiten Indienreise
22.11.-6.12.1997**

Vorbemerkung

Die Einladung zur Gandhi-Konferenz in Kalkutta. Das Bemühen der Europäer in den indischen Großstädten um einen gewissen Komfort und eine franziskanische Abweichung von dieser Gepflogenheit.

Beim Ausarbeiten des Tagesbuches meiner ersten langen Reise durch Indien, die mich von Bombay über Gujarat und Gandhis letzten Ashram in Sevagram nach New Delhi geführt hatte, kam mir immer wieder der Gedanke: Wenn du doch dieselbe Reise noch einmal unternehmen könntest! Und am schönsten wäre es, wenn dich dieses Mal ein Indienkenner begleiten würde, der in Deutschland aufgewachsen ist und dir nun erklärt, was ihm einst - wie dir jetzt - fremd erschienen ist.⁽³⁸⁾ Dann könnte ein ausgeglichenes, ein zuverlässiges Reisetagebuch entstehen! Dieser Wunsch verstärkte sich, als ich meine Tagebuchnotizen sortierte und überarbeitete und dabei "Im Lichte Indiens" von Octavio Paz las. Als Botschafter Mexikos (1962-1968) in New Delhi residierend konnte er sich mit der indischen Kultur auch auf Reisen intensiv befassen und vieles mehrfach auf sich einwirken lassen. Doch anscheinend hat auch der nachmalige Nobelpreisträger für Literatur trotz seiner bei weitem eingehenderen Betrachtungsweise im Rückblick gespürt: Was ich sah, waren doch nur "Vislumbres". Er übersetzt es: "*Vislumbrar*: etwas erspähen, ausmachen, nur so eben erkennen, flüchtig sehen. *Vislumbres*: Anzeichen, zwischen Licht und Schatten wahrgenommene Wirklichkeiten."⁽³⁹⁾

Doch ein solches Wiederholen einer Reise - vergleichbar dem Abschreiten derselben Wege ums eigene Haus und um den heimischen See - ist nur so ein wolkiger Traum. Tatsächlich wird es zu einem Wiedererblicken, zu einer präzisierenden, zu einer verstehenden

³⁸ Vielleicht waren bei meiner ersten Indienreise die fast unerträglichen Spannungen zwischen der deutschen Reisegruppe und der indischen Reiseleiterin auch darauf zurückzuführen gewesen, dass sie uns das Indien ihrer Kindheitserinnerung zu oktroyieren suchte. Sie hatte zehn Jahre lang in Deutschland gelebt, ohne deutsche Sitten und Gebräuche zu akzeptieren und hatte anscheinend unter Deutschen auch keine Freunde gewinnen können. Sie sprach mit uns nicht offen darüber, aber wir ahnten, dass sie in New Delhi ihre Eltern, die sich hatten scheiden lassen, wiedersehen würde. Zu einem solchen Wiedersehen mit dem einen oder anderen Elternteil oder auch anderen Verwandten wird es in New Delhi wohl auch gekommen sein. Beglückend waren diese Begegnungen wohl nicht ausgefallen. Wir waren überrascht, dass sie - entgegen ihrer ursprünglichen Ankündigung - mit uns zurückflog, statt noch einige Zeit in Indien zu verweilen. Vielleicht hatte sie an uns etwas beweisen wollen, ohne dass wir begreifen konnten, das sie an uns und mit uns vorführen wollte. Jedenfalls war uns immer wieder aufgefallen, dass die anderen Inder sich uns Deutschen gegenüber viel toleranter und nachsichtiger verhielten als sie, die uns ständig schurigelte.

³⁹ O. Paz: Im Lichte Indiens. Ein Essay. Aus dem Spanischen von Rudolf Wittkopf, Frankfurt a. M. 1997, S. 42 (1995 erschienen unter dem Titel: Vislumbres de la India).

'Revision' nicht kommen. Doch ich hatte zum Ende des Jahres 1997 noch das wirkliche Glück, vom Goethe-Institut, das in Indien nach einem berühmten Indologen Max Mueller Bhavan heißt, nach Kalkutta eingeladen zu werden, zu der Fachtagung "Gandhi and India".

Im Anschluss an diese Tagung haben wir - Ruth begleitete mich wieder - noch den Universitätsort Santiniketan besucht. Dieser liegt 150 km nordwestlich von Kalkutta neben der Bahnstation Bolpur und ist weithin bekannt, weil Rabindranath Tagore, Indiens berühmtester Dichter, hier 1901 zuerst eine Schule und dann 1921 seine experimentelle Visva-Bharati-Universität gegründet. Bis zu seinem Tode im Jahre 1941 hat Tagore auch hier gelebt. Santiniketan verdient seinen Namen 'Ort des Friedens'.

Vorbereitet hatte diese Exkursion Ingrid-Maria Keimel-Metz, die Direktorin des Max Mueller Bhavan in Kalkutta. Wir drei wurden erwartet von Dr. Martin Kämpchen, der auch an der Gandhi-Konferenz im Kalkutta teilgenommen hatte. Kämpchen kommt häufig nach Kalkutta, aber er lebt den größten Teil des Jahres in Santiniketan. Er arbeitet als Tagore-Übersetzer und ist freier Mitarbeiter deutscher Rundfunkanstalten und Zeitungen. 1990 hatte ihn die Deutsch-Indische Gesellschaft mit dem Rabindranath Tagore Literaturpreis ausgezeichnet.

Unsere Fahrt nach Santiniketan war eine Fortsetzung der Suche nach Gandhis Vermächtnis. Gandhi hat Tagore dreimal in Santiniketan besucht: 1915, 1925 und 1940 zusammen mit Kasturbai. Über Gandhis letzten Aufenthalt in Santiniketan wissen wir aufgrund eines Berichtes von Gandhis Sekretär Mahadev Desai und auch auf der Basis einiger Fotografien besser Bescheid als über die früheren Besuche.

Diese Aufenthalte und Visiten Gandhis, zu denen auch ein Gegenbesuch Tagores in Sabarmati Ashram in Ahmedabad im April des Jahres 1920 gehört, sind Zeichen des freundschaftlichen und kritischen Austausches zwischen Poet und Politiker und bedürften einer eingehenden Darstellung und Analyse, nachdem gerade jetzt die wichtigsten Dokumente dieser Zusammenarbeit und des kritischen Meinungsaustauschs erschienen sind, herausgegeben von Sabyasachi Bhattacharya, dem früheren Vizepräsidenten der Visva-Bharati Universität, der jetzt Geschichte an der Jawaharlal Nehru Universität in New Delhi lehrt.⁽⁴⁰⁾ Eine solche Untersuchung des Verhältnisses dieser beiden bekanntesten Inder zueinander ist normale Schreibtischarbeit auf der Basis von schriftlichen Dokumenten. Ich habe diese im Sinne, doch wenn sich schon mal die Möglichkeit bietet, sich im voraus topographisch zu orientieren, dann sollte man eine solche Gelegenheit auch nutzen.

Gandhi hatte Tagore beim Abschied von Visva-Bharati - und der Poet lebte danach nur noch ein gutes Jahr - versprochen, dass er sich für den Erhalt dieser damals privaten Universität, die vom Kolonialregime keine Unterstützung erhielt, einsetzen wolle. In Santiniketan befindet man sich nachvollziehbar auf Tagores und auch auf Gandhis Spuren. Man kann sich an die Fotografien in der Dokumentation Bhattacharyas "The Mahatma and the Poet" halten.

⁴⁰ The Mahatma and the Poet. Letters and Debates Between Gandhi and Tagore 1915 - 1941. Edited by Sabyasachi Bhattacharya. National Book Trust, New Delhi 1997

Im Blick auf Gandhis Vermächtnis zur Dorfentwicklung ist aber nicht weniger wichtig, dass in kurzer Entfernung von der Visva-Bharati-Universität in einigen Dörfern der Santals, eines der größeren Stämme indischer Ureinwohner, vorbildliche Dorfentwicklungsprogramme zu beobachten sind. Durch Ghosaldanga, eines dieser Santal-Dörfer, hat uns Dr. Kämpchen geführt. Einen kundigeren und sprachgewandteren Informanten hätten wir uns nicht wünschen können. Mir kam entgegen: Was ich nicht an Ort und Stelle erfahren und sofort verstehen konnte, ließ sich nachlesen. In der Regel können wir doch erst durch die Verbindung von Anschauung und Schrift, also auf der Basis der Versuche unserer Vorgängern, das von ihnen Erblickte und Erlebte in Worte kleiden, etwas Unbekanntes begreifen. Auf der ersten Indienreise im März und April dieses Jahres hatte ich mir gar zu oft meinen eigenen Vers auf das Vorgeführte oder selbständig Aufgespürte machen müssen. Ich war mit meinen Notizen unzufrieden, bisweilen ärgerlich und manchmal sogar aggressiv, weil ich meinen Eindrücken, den unzulänglichen Informationen, diesem ganzen Stückwerk nicht trauen durfte und ich mich immer wieder fragen musste, ob solche prima vista Notizen überhaupt veröffentlicht werden sollten. Ich vermisste zuverlässige Korrekturen und die Rechtfertigung des Unternehmens entlieh ich dem Sprichwort: Unter Blinden ist der Einäugige König, das heißt: Wo (zumindest in deutscher Sprache) keine Aufzeichnungen existieren, ist auch die unzulängliche erste Information besser als gar keine.

In Santiniketan ging es mir gut. In Martin Kämpchen hatte ich nun einen geistesverwandten Führer und Begleiter. Von Hause aus Germanist und Religionswissenschaftler hat er in den vergangenen zwanzig Jahren immer wieder nach neuen Methoden gesucht, uns Deutschen das ferne Indien in unserer Sprache zugänglich zu machen. Er hat als Journalist und Sachbuchautor⁽⁴¹⁾ gearbeitet. Das Glanzlicht dieser Tätigkeit ist ein Essay über Kalkutta, dem die Ehre zuteil wurde, in Lichtenbergs Tradition in der Göttinger Reihe der 'Sudelbücher' zu erscheinen.⁽⁴²⁾ Kämpchen hat auch Tagebuchnotizen vom Leben auf dem Lande veröffentlicht und wie vor alters Dorfgeschichten und nun sogar einen Dorfroman "Das Geheimnis des Flötenspielers"⁽⁴³⁾ geschrieben. Er hat Tagore direkt aus dem Bengalischen übersetzt und dessen Lyrik zum ersten Mal in angemessener Form zugänglich gemacht. Und er ist auch noch Herausgeber einiger klassischer religiöser Schriften Indiens wie der Upanishaden in deutscher Sprache.

Eine solche Führung habe ich auf der ersten sechswöchigen Rundreise im Frühjahr 1997 immer wieder schmerzlich vermisst. Wie gerne hätte ich zum Beispiel die Lebensgeschichte eines der Räuber, die von Jayaprakash Narayan und seinen Freunden zum Abgeben der Waffen überredet und dann auch wieder angesiedelt worden waren, gelesen! Welch ein Thema: Michael Kohlhaas begegnet nicht Martin Luther sondern Gandhi! Es gab zwar über die Geschichte dieser Räuber ein Büchlein, doch eben leider nur in Hindi, und unsere Reiseleiterin hatte es kommentarlos eingesteckt. So blieb es für mich beim 'Geheimnis des Räuberhauptmanns'.

⁴¹ Martin Fritz und Martin Kämpchen: Krishna, Rikscha, Internet. Indiens Weg in die Moderne, München 1998

⁴² Martin Kämpchen: Calcutta. Eine funktionierende Anarchie, Göttingen: Wallstein Verlag 1994 (Göttinger Sudelblätter, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold)

⁴³ Wuppertal: Peter Hammer Verlag, 1999

Man weiss wahrscheinlich über kein Dorf Indiens so viel wie über das winzige Ghosaldanga, und ich bin glücklich, dass ich sagen kann: Auch ich bin dort gewesen.⁽⁴⁴⁾ Ein anderes dieser Dörfer bei Santiniketan hat Günter Grass - ohne den Namen zu nennen - in "Zunge zeigen" beschrieben.⁽⁴⁵⁾ Meine Notizen sind also auch ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte. Wenigstens an dieser einen Stelle konnte ich mich auch auf die Spur der Indienreise von Günter und Ute Grass setzen. Ich habe dasselbe in Kalkutta dann noch einmal getan - im Blick auf die Statuen Subhas Chandra Boses. Diese hatten in ihrer faschistischen Pose auch Günter Grass ins Auge gestochen.⁽⁴⁶⁾

Ansonsten habe ich in Kalkutta von vornherein auf eine Ortsbeschreibung verzichtet, weil ich die Kalkutta-Schrift Martin Kämpchens in ihren Kenntnissen und in ihrem Stil vorzüglich fand; auch gibt es in englischer Sprache über Kalkutta viele Berichte und gute Bücher.⁽⁴⁷⁾ Wenn hier jemand Tagebuch schreiben sollte, dann vielleicht einer aus der Gruppe *Ärzte für die Dritte Welt*, die seit Jahren im Stadtteil Shibpur, auf der anderen Seite des Ganges, eine Klinik betreiben. Doch diese werden meist Dringenderes zu tun haben als ein Tagebuch zu führen.⁽⁴⁸⁾ Vielleicht findet sich aber einmal ein Journalist oder eine Schriftstellerin bereit, diese Ärzte über längere Zeit - und darauf käme es an - zu begleiten.

Ich beschränke mich im folgenden auf wenige Eindrücke, die auch diejenigen Kalkutta-Reisenden interessieren könnten, welche Kämpchens Essay "Calcutta. Eine funktionierende Anarchie" oder auch "Zunge zeigen" von Grass bereits gelesen haben.

Auf unserer zweiten Indienreise wurden Ruth und ich auf das freundlichste von Ingrid-Maria Keimel-Metz und ihrem Mann Thomas Metz in ihrer schönen Wohnung, einem wahren Refugium nach dem Stress und Frust des Managements eines Goethe-Instituts,

⁴⁴ Th. Ebert: Zum Beispiel Ghosaldanga. Ein Adivasi-Dorf in West-Bengalen. Eine ausführliche Besprechung von Kämpchens Roman "Das Geheimnis des Flötenspielers" vor dem Hintergrund des deutschsprachigen Dorfromans im 19. Jahrhundert. In: Gewaltfreie Aktion, Heft 122, 1999

⁴⁵ Da Grass von einer Anpflanzung von Eukalyptus-Bäumen berichtet hatte, nahm ich zunächst an, dass Ute und Günter Grass 1986 auch Ghosaldanga besucht und von Kämpchen geführt worden seien. (G. Grass: Zunge zeigen, Frankfurt a. M.: Luchterhand Literatur Verlag, 1988, S. 57-59) Kämpchen teilte mir jedoch auf Nachfrage mit, dass das Ehepaar Grass ein Santaldorf besucht hätte, das unmittelbar an Santiniketan angrenzt und dass er Günter Grass bei dessen Besuch in Santiniketan zwar gesehen, aber ihn nicht begleitet habe. (Brief vom 19.3.1999)

⁴⁶ Er hat mir dazu am 9.2.1999 geschrieben, dass ihn das Thema Bose seit seiner Calcutta-Reise nie recht losgelassen habe und der Stoff weiterhin an ihm nage, auch wenn ihm eine literarische Gestaltung des 'Führerleins' nicht von der Hand gehen wolle. "Während meines Aufenthaltes in Calcutta konnte ich mir ein Buch entleihen, das, obgleich bewundernder Art, dennoch eine Menge Material offenlegte, zum Beispiel wurde mir deutlich, wie früh schon der junge Bose während eines Italienaufenthaltes (etwa um '36 herum) zum Mussolini-Bewunderer wurde. Hier, beim italienischen Faschismus, und nicht bei der deutschen epigonalen Kopie, dem Nationalsozialismus, sind Boses ideologische Vorformen zu suchen. Auch schließe ich vulgär-marxistische Frühprägungen nicht aus. Dass sich Gandhi von ihm getrennt hat, ist mir mehr als verständlich, denn zwischen den beiden konnte es keinen Ausgleich geben. Mag sein, dass die Trennung nicht unter besonders demokratischen Vorzeichen vollzogen wurde, doch notwendig war sie allemal, weil Boses Militanz sich nicht mit der von Gandhi empfohlenen Form des Widerstandes (die langfristig auch zum Erfolg geführt hat) vereinbaren ließ."

⁴⁷ Hingewiesen sei vor allem auf den Klassiker: Geoffrey Moorhouse: Calcutta. A City Revealed, Harmondsworth; Penguin, 2. Aufl. 1983. Weitere Hinweise in M. Kämpchen: Calcutta. Eine funktionierende Anarchie, Göttingen 1994

⁴⁸ Nach der Auskunft von M. Kämpchen soll es ein Tagebuch eines Koblenzer Arztes geben, aber ich weiß nicht, ob es veröffentlicht wurde.

aufgenommen. Wir saßen auf dem Balkon unter Zimmerpalmen und erfreuten uns in den weiten Räumen der Wohnung an großen Gemälden indischer Maler, die man vielleicht als symbolische Realisten bezeichnen könnte, gewissermaßen ausgewachsene Buchmalerei persischer Herkunft. Ein schönes Zuhause. Das Ehepaar Keimel-Metz hatte eine erste Fassung des Tagebuchs meiner - aus ihrer Sicht ziemlich strapaziösen - Indienreise gelesen, und beide wollten uns nun den Aufenthalt in Kalkutta so angenehm wie möglich gestalten.

Dies kam mir sehr zustatten, weil ich mich vor und während der Gandhi-Konferenz auf das Fachliche konzentrieren wollte. Wenn ich noch einen größeren Vortrag vor mir habe, ziehe ich - egal wo ich mich aufhalte - die Fühler ein. Ich gleiche dann einer Schnecke, die sich im Gehäuse am wohlsten fühlt, in diesem Falle also der Wohnung von Keimel-Metz mit ihren tausenden Bänden bester deutscher Literatur.

Das Bild vom Schneckengehäuse stimmt nicht ganz. Zumindest Ruth war viel unterwegs, und auch ich habe mich vor meinem Vortrag etwas umgesehen, um mich einzustimmen. Ein indischer Architekt führte uns durch das Kalkutta der Kolonialzeit und wir haben wachen Sinnes daran teilgenommen. Doch - und dies ist das Körnchen Wahrheit am Bild des Schneckenhauses - ich habe anders als auf der ersten Reise mich nicht bemüht, für andere etwas aufzuschreiben. Es blieb bei privaten Gedächtnisstützen.

Ich besuchte vor der Tagung mit dem Ehepaar Keimel-Metz in den Räumen der Deutschen Bank eine Vernissage mit kuriosen Gemälden zur Arbeit Mutter Teresas und es amüsierte mich, ein schweigender Misanthrope sein zu dürfen, eine Rolle, um die mich andere, welche die Honneurs machen mussten, beneideten.

Ich nahm auch an einem feinen Empfang zum Antrittsbesuch des neuen deutschen Botschafters Heinrich-Dietrich Dieckmann im Garten des deutschen Generalkonsulats teil. Dies war ein angenehmes Kontrastprogramm zu den Strapazen der Reise durch die Dörfer und Kleinstädte im Frühjahr. Uns zu solchen Terminen im klimatisierten "Ambassador" durch Kalkutta kutschieren zu lassen, war eine bequeme Form der Einstimmung auf Kalkutta, aber ich war mir auch darüber im klaren, dass ich auf diese Weise von dieser Stadt keinen Eindruck gewinnen konnte, den weiterzuvermitteln die Tinte wert wäre. Ich ließ diese Programmpunkte und Impressionen vorläufig nur an mir vorbeigleiten, ohne mich darauf - ob nun zustimmend oder kritisch - einlassen zu können. Das war nun mal der Imperativ der Fachkonferenz, der mich im Banne hielt, auch wenn dann im Endeffekt nur wenige Vorträge - zum Beispiel über Gandhis Verhältnis zu den Vertretern der Kastenlosen (Dalits) und zu den Kommunisten - mich fachlich weiterbildeten. Manchmal kam ich mir auf dieser Konferenz vor wie auf einem Jahrmarkt professoraler Eitelkeiten. Übrigens ist dies nicht typisch für Indien, aber durch die Apostrophierung Gandhis nahm manches doch besonders skurile Züge an. Ärgerlich ist es trotzdem, dass die versprochene Dokumentation der Beiträge auch nach drei Jahren noch nicht erschienen ist.⁽⁴⁹⁾

Ich habe in der Konferenz-Woche das vergleichsweise komfortable Leben der Europäer in Kalkutta geführt. Dabei ist mir klar geworden, dass ein Deutscher, der in einer solchen

⁴⁹ Mein eigener Beitrag "Vom indischen Friedensnetzwerk (Shanti Sena) zum deutschen Zivilen Friedensdienst" findet sich im Anhang.

Großstadt als Berufstätiger lebt, wohl kaum wie ein Gandhi die Lebensweise der Armen oder auch nur des unteren Mittelstandes teilen könnte.

Auch wenn man nach europäischen Maßstäben über ein gutes Einkommen verfügt - und aus der Sicht eines armen Inders ist man damit ein Krösus beziehungsweise kleiner Maharadja -, ist das Leben für einen Deutschen in einer solchen Stadt beschwerlich. Die meisten Leistungen, die in Deutschland ohne großen Aufwand bei durchschnittlichem Verdienst zu erlangen sind, erfordern in Kalkutta einen enormen persönlichen, schweißtreibenden Einsatz und sehr viel Zeit. Thomas Metz konnte davon ein Lied singen, egal ob es sich um Einkäufe auf dem Markt für einen Empfang in der eigenen Wohnung, um Katzenstreu oder die Anfertigung eines Maßanzuges handelte. Ich war als Karriere-Professor beschämt zu beobachten, wie hier ein erfahrener Wirtschafts-Journalist, der auch Theodor Adornos Seminare besucht hatte, nun als Hausmann und Privatsekretär der geliebten Frau half, den Traum ihres Lebens zu erfüllen, ein Goethe-Institut zu leiten. Es klang schön, wie er ihren Vornamen in der Doppelform aussprach. Immer.

Nur ein Beispiel für die Probleme, die ein gutes Geld verdienender Deutscher in Indien so alltags hat. Während wir bei Keimel-Metzens wohnten, wurde für unser aufwendig bewachtes und von einer hohen Mauer umgebenes Apartmenthaus, in dem die Wohnungen teurer sind als vergleichbare in Berlin, von einem runden Dutzend Arbeitern ein Brunnen gebohrt, der den schadhaften ersetzen sollte. Bohren und Pumpen von Hand, begleitet von rhythmischen Rufen, die klangen als ob sich Matrosen-Shanties an Land verirrt hätten. Wir mussten aus Tankwagen versorgt werden. Das normale Leitungswasser von Kalkutta ist wegen seines Arsengehalts nicht zu empfehlen, und auch das im Tank gelieferte Wasser musste im Haushalt noch einmal gefiltert werden.

Dieser Perspektivenwechsel gegenüber unserer ersten Reise durch das dörfliche und kleinstädtische Indien war für Ruth und mich zumindest eine Einstiegserfahrung in das großstädtische Leben in Indien.⁽⁵⁰⁾

Nachdem wir die besonderen Lebensbedingungen der Europäer in Kalkutta ein wenig kennen gelernt hatten, waren wir dann umso erstaunter, in Dr. Martin Kämpchen einem Deutschen zu begegnen, der es versteht, die Lebensweise der Einheimischen zu teilen und doch den Anschluss an die europäische Lebenswelt aufrechtzuerhalten, aber eben auch kein deutsches Institut mit einer größeren Zahl mehr oder weniger zuverlässiger und kompetenter Mitarbeiter zu leiten hat. Kämpchens Probleme bei den Kontakten zu den Bewohnern von Ghosaldanga waren ganz anderer Natur.

⁵⁰ Ich will mich dazu jedoch nicht äußern, weil ich nur kurz in Kalkutta war, und das Leben in indischen Großstädten von anderen Europäern wahrscheinlich schon des öfteren beschrieben wurde. Vgl. M. Kämpchen: Das Indienbild der Deutschen. Land der Mystik und Weisheit oder klassisches Armutsland. In: Indoasia. Politik, Kultur, Wirtschaft in Indien, Südasien, Ostasien, Heft 3, 1997, S. 13-24

Kalkutta - Santiniketan, 30.11.1997

In diesen heiligen Hallen... Die Neuentdeckung von Tagores Lyrik durch die direkte Übersetzung aus dem Bengalischen ins Deutsche.

Nach der Arbeit das Vergnügen; nach der Gandhi-Tagung nun also die Reise nach Santiniketan zu Rabindranath Tagores Wirkungsstätte. Ich soll an der dortigen Universität noch einmal über die Wirkung Gandhis auf die deutsche Friedensbewegung sprechen.⁽⁵¹⁾

Vor diesem Vortrag reicht es nur noch zu einem kurzen Rundgang durch das Tagore-Museum der Universität. Wahrscheinlich geht es mir wie einem Staatsgast, der vom Direktor durch eine repräsentative Ausstellung geführt wird: Du schaust interessiert, aber du bist gar nicht in der Lage, in solcher Eile etwas zu studieren und zu begreifen. Es fällt mir auf, dass Tagore in seine Manuskripte hinein zeichnete. Man könnte behaupten: Schrift und Graphik bilden ein Ganzes, aber vielleicht ist es auch nur eine Inszenierung ad maiorem gaudium der Autographensammler und Ausdruck des natürlichen Schmuckbedürfnisses eines Dichters, der viele Stunden vor weißen Blättern sitzt und dann als Ergebnis immer nur Buchstaben vor Augen hat. Und heute starren wir nur noch auf Bildschirme und sehen in den Augenwinkeln wie sich das gesamte Buchstabenbild in Formation verrückt. Vorbei das Schreiben mit Gänsekielen, vergangen der Fortschritt zu Stahlfedern und Tintenfasschen, zum Füller und zum Tastenklopfen auf der Schreibmaschine. Nun huschen nur noch die Finger unterbewusst gesteuert blindlings über die Tastatur. Eigentlich kein Wunder, dass Dichter früher dem Wunsch nachgaben, auf den Blättern herumzumalen. Ob es sich dabei dann im Ergebnis um Kunstwerke handelt, ist eine sekundäre Frage. Es gibt Maler, welche Lyrik und Prosa der sogenannten Malerpoeten am liebsten in der reinen Textfassung lesen. So halten's einige auch mit Günter Grass. meine Kinder im Blick auf Günter Grass. Ich dagegen habe meinen Spaß an seinen neuerlichen Aquarellen und weiß seine Radierungen und Lithographien zu schätzen.

In einer der Glasvitrinen finde ich ein Gedicht Tagores, das nach dem Besuch Gandhis in Santiniketan im Januar 1940 entstanden ist. Wie gut dieser Dichter doch die Strategie Gandhis und deren innere Dynamik verstanden hat! Das Gedicht ist datiert mit 15. Februar 1940 und trägt die Überschrift "Gandhi Maharaj".⁽⁵²⁾ Ist das nicht ein kurioses Bild? Bei

⁵¹ Die ausführlichere deutsche Fassung dieser auf Englisch gehaltenen Rede hatte den Titel: Vom indischen Friedensnetzwerk (Shanti Sena) zum deutschen Zivilen Friedensdienst. Sie ist im Anhang zu finden. Veröffentlicht wurde bislang weder die englische, noch die deutsche Fassung. Zu einer Dokumentation der gesamten Tagung oder auch nur von Teilen ist es (bis jetzt) nicht gekommen, obwohl dies versprochen worden war und von der Leitung des Goethe-Instituts in Kalkutta immer wieder angemahnt worden ist.

⁵² Martin Kämpchen war so freundlich, mir eine Abschrift von Tagores eigener englischer Fassung des Gedichtes zu schicken.

Gandhi Maharaj

*We who follow Gandhi Maharaja's lead
have one thing in common among us:
we never fill our purses with spoils from the poor
nor bend our knees to the rich.*

einem Maharadscha denke ich an den schwarzweißen Streifen 'Der Tiger von Eschnapur' und sehe eine Gondel der Schönen und der Reichen auf dem Rücken eines Elefanten schaukeln; und da nennt nun Tagore den 'halbnackten Fakir', der sich von Freunden das Radfahren beibringen lässt, einen Maharadscha? Ließe sich "Gandhi Maharaj" in die Luther-Sprache unserer Bibel übersetzen? Doch bereits Tagores eigene Übersetzung aus dem bengalischen Original hat das Gedicht in Richtung Agitprop vergrößert, und nun gar eine Übersetzung vom Englischen ins Deutsche. Da setzt du auf einen Schelmen anderthalbe.

Mohandas Friedefürst Gandhi

*Um die Stirn der Schar dieses Fürsten
schlingt sich ein einigend Band:
Erpresse nichts von den Armen
und knie' vor den Reichen nie!*

*Und wenn sie uns drohen,
und ihre Fäuste und Keulen,
und ihr stierender Hass uns trifft,
so bewahren wir uns ein Lächeln
und fragen zurück:
Wen wollt ihr schrecken,
wem wollt ihr drohn?
Wir sind nicht furchtsame Kinder!*

*Wir wollen das Ja,
wir wollen das Nein
und nicht diplomatische Ränke.
Die Botschaft ist einfach,
die Mittel sind klar:
Wir pilgern direkt ins Gefängnis.*

*When they come bullying us
with raised fist and menacing stick,
we smile to them, and say:
your reddening stare
may startle babies out of sleep
but not frighten those who refuse to fear?*

*Our speeches are straight and simple,
no diplomatic turns to twist their meaning;
confounding penal code
they guide with perfect ease the pilgrims
to the border of jail.*

*And when these crowd the path to the prison gate
their stains of insult are washed clean,
their age-old shackles dropt to the dust,
and on their forehead are stamped
Gandhiji's blessings.*

*Und wenn der Zug sich am Tore drängt,
wenn die Gefängnisse füllen die Massen,
dann fallen von uns die Ketten:
Die Schmach von alters vergeht,
und von den Stirnen leuchtet
sein Segen.*

Um 16.30 Uhr soll ich meinen Vortrag in der Eingangshalle des Tagore Museums halten. Dieser von Säulen getragene Vorraum scheint solch ehrenvollen Versammlungen zu dienen. Die meisten Zuhörer sitzen auf Matten vor mir. Ich habe einen Stuhl erhalten und darf nun im grünen Hemd und in Socken vor einem Auditorium meist älterer Gelehrter aufrecht sitzen und ich kann bei meinem Vortrag auch ein Mikrophon benutzen. Man hört konzentriert zu. Fast wie bei einer Predigt. So etwas kenne ich aus deutschen Hörsälen nicht. So ganz passt mir dies auch nicht. Gewiss, Zuhören will auch gelernt sein, aber ich traue meiner Autorität nicht, fürchte unfreiwillige Komik, schaue auf meine Socken, ob ein Zeh hervorlugt. Doch niemand lacht.

Beim Abendessen mit Kämpchen im Bungalow-Hotel erfahren wir, wie er seine Erwerbstätigkeit als Journalist für Rundfunkanstalten und für die Frankfurter Allgemeine Zeitung mit seiner Arbeit in einem Dorf der Santals, das wir morgen besuchen werden, und mit der Übersetzung Tagores aus dem Bengalischen verbindet. Mir imponiert, dass Kämpchen mit einer Lehrerin seine Kenntnisse des Bengalischen immer noch laufend zu verbessern trachtet, um Tagores Lyrik in der richtigen Melodie übersetzen zu können.

Tagore war in den 20er Jahren auf dem deutschen Buchmarkt sehr erfolgreich. Die Auftritte des ersten asiatischen Literaturnobelpreisträgers mit wallendem Bart und langem Gewand beeindruckten Europäer und Amerikaner. Tagore war zumindest eine Sehenswürdigkeit. Doch nach seinem Tode - und in Deutschland bereits seit 1933 - ging es ihm fast wie dem Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht: Tagore war nach dem Zweiten Weltkrieg als Autor nicht mehr präsent, und die anhaltende Verehrung der Inder für ihren großen Dichter blieb zumindest den jungen Deutschen ein Geheimnis.

Das ist auch kein Wunder. Tagore hat seine Gedichte selbst ins Englische übersetzt oder er hat sie von Indern seiner Entourage übersetzen lassen. Zu seinen Lebzeiten mochte dies genügen. Die persönliche Erscheinung des Autors überstrahlte die Mängel der Übersetzung. Ob sich Tagore selbst der Problematik seiner Übersetzertätigkeit in eigener Sache bewusst war? In mir regt sich der Verdacht: Tagores Übersetzungen seiner Lyrik gleichen der Holzschnittversion eines Gemäldes von Monet. Das gibt es auch in den Niederungen der Politik. Mein Mitsynodaler Träger, ein Gymnasialdirektor, pflegte mich mit seinem Lieblingsspruch zu trösten, wenn eine meiner Vorlagen in etwas Mehrheitsfähiges 'übersetzt' wurde: Was bleibt vom Waldesduft in der Pilzsuppe? Und da handelte es sich beim Waldesduft weiß Gott nur um politische Prosa.

Wahrscheinlich hängt es von der dichterischen Qualität der direkten Übersetzungen aus dem Bengalischen ab, ob Tagore aus deutscher Sicht auch in Zukunft als ein Autor von Weltliteratur zu gelten hat. Und wir - Ingrid-Maria Keimel-Metz, Ruth und ich - sitzen nun hier mit dem Übersetzer zusammen, auf den es ankommt. Welcher Deutsche kann schon

Bengali? Da ist möglicherweise ein Schatz zu heben. Als Halbwüchsiger wollte ich nicht Lokomotivführer, sondern Schatztaucher werden, las auch einschlägige Berichte und übte im Hallenbad das Langstreckentauchen. Einmal längs und dann noch wenden. Und nun sind wir Germanisten und Politologen geworden. Wir können auch anders!

Doch wie halte ich es nun mit der Lyrik Tagores in der Übersetzung Martin Kämpchens? Welche Verse in der Sammlung "Auf des Funkens Spitzen" gefallen mir am besten?⁽⁵³⁾ Vorsicht! Ich falle leicht herein auf Gedankenlyrik, mochte derlei schon in der Schule bei Friedrich Schiller. Das sei verkopft, hörte ich später sagen. Dann lieber gleich Philosophie in Prosa. Mag sein, aber könnte es nicht sein, dass es Kulturen oder bestimmte Konstellationen in Kulturkreisen gibt, in denen die Philosophie epigonal bleibt, aber durch die Lyrik dem neuen Philosophieren der Weg bereitet wird? Aus dem arabischen Raum habe ich dies - mit Blick auf den in Frankreich lebenden arabischen Dichter Adonis - schon gehört, ohne diese Kunde in ihrer Stichhaltigkeit beurteilen zu können. Wer weiss, ob dies nicht auch für Indien zutrifft, und vielleicht sollten wir Tagore als Satyagraha-Poeten lesen, der die Wahrheit in Gedichten suchte, so wie Gandhi dasselbe unternahm mit seinen politischen Experimenten im Widerstehen und konstruktiven Aufbau.

*Jener, der das Licht der Sterne entzündet
am Firmament,
fragt sich geduldig, wann auch in der Welt
das Licht zu brennen beginnt.*

*

*<Wer wird mein Werk tun?> fragt das Abendlicht.
Die Welt verstummt zum Bild, sie redet nicht.
Das Lämpchen aus Ton, das sagt freundlich:
<Was mein schwaches Licht vermag - tu ich.>*

*

*Umhergewandert bin ich voll Sehnsucht,
nur Suche ist das Leben.
Viel gesagt und viel geschaffen hab ich,
und mir schwere Lasten aufgegeben.
Was ich nicht bekam, soll ich bis in den Tod
mich darum mühen immer wieder?
Wird die Saite meiner Laute reißen
vom Schmerz der ungesungenen Lieder?*

Mich rühren diese Verse Tagores an, aber ich bin mir meiner Gefühle nicht sicher, bleibe ein Bedenkenträger, habe Bammel, dass das Anrührende doch noch unversehens ins

⁵³ Ich entnehme die folgenden Gedichte: Rabindranath Tagore: Auf des Funkens Spitzen. Weisheiten für das Leben. Ausgewählt, aus dem Bengalischen übersetzt und eingeleitet von Martin Kämpchen, München: Kösel Verlag, 1989. Die Texte tragen in der Reihenfolge die Ziffern 28, 69 und 51.

Kitschige ausfransen könnte. Nota bene: Bei allem, was du über Indien schreibst, musst du dir ständig vor Augen halten, dass wir Europäer unsere Sentimente auf Indien projizieren und dann behaupten, dort sei alles echt und original. Wer Berichte von Deutschen über Indien liest, muss immer kritisch prüfen, was und wie hier berichtet wird. Der Rückblick auf das Bild Indiens in der deutschen Dichtung und Reiseliteratur muss dich skeptisch stimmen,⁽⁵⁴⁾ auch auf die Gefahr hin, dass du dir selbst die Freude an gelungenen indischen Gedichten verdirbst.

Santiniketan und Ghosaldanga, 1.12.1997

Von der wechselseitigen Verehrung und Kritik zweier großer Inder. Eindrücke aus einem Dorf der Ureinwohner: Ein Lob der Langsamkeit und des integrationsfördernden Unterrichts und noch etwas Amateur-Ethnologie zum Thema Kinderspiele in Deutschland und Bengalen.

Ab 9 Uhr besichtigen wir das Areal des Palastes und der verschiedenen Nebenwohnsitze Rabindranath Tagores, die sich zwischen blühenden Bäumen rings um einen weiten, kiesbestreuten Platz gruppieren. Am besten gefällt mir das ursprüngliche, ebenerdige, weißbraune Lehmhaus Shyamoli mit seinen dicken, sich nach oben verjüngenden Mauern. Hier haben auch Gandhi und Kasturba übernachtet, als sie in Santiniketan zu Gast waren.

Ich habe Mühe, vor dem Hintergrund von Gandhis Pauperismus den ganz andersartigen Lebensstil von Rabindranath Tagore zu verstehen. Erst nach meiner Rückkehr aus Indien habe ich die wohlthuend informative, einfühlsame und doch kritische Biographie Rabindranath Tagores aus der Feder Martin Kämpchens gelesen.⁽⁵⁵⁾

Anders als viele deutsche Dichter, die meist aus bescheidenen Verhältnissen stammen, kommt Tagore aus reicher Familie, wenn er auch nicht ganz so vermögend war, wie man leicht annehmen könnte, wenn man nur das Palastareal der Familie in Calcutta und die hiesige Anlage vor Augen hat. In Wirklichkeit hatte Rabindranath Tagore immer Geldsorgen und musste bei seinen Auslandsreisen auch Geld sammeln für den Unterhalt der Universität in Santiniketan.

Dies war ein wichtiger Hinweis Martin Kämpchens, denn auch ich hatte Tagore für reich gehalten. Wahrscheinlich ist dies ein weit verbreiteter Irrtum. Die Tagore-Familie verfügte zwar über ausgedehnte Ländereien, aber damit war im Industriezeitalter nicht viel Geld zu verdienen, und zudem hatten noch Verwandte, für die Rabindranath gebürgt hatte, viel Geld bei der Gründung einer Handelsfirma verloren.

Das sieht man nicht, wenn man sich in Santiniketan nur den Palast und die fabelhafte, museumsreife und jugendstilbunte Badewanne, die den Reiz jeder Filmdiva noch gehoben

⁵⁴ Vgl. die Einleitung "Schriftsteller des Kulturschocks" in Martin Kämpchen: Calcutta, a.a.O., S. 5-8 und Anm. 8.

⁵⁵ M. Kämpchen: Rabindranath Tagore mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek: Rowohlt Monographien, 2. Aufl. 1997

hätte, betrachtet. Was man sieht, ist Tagores Bestreben, auch in der Innenarchitektur den europäischen und den indischen Stil zu etwas Eigenartigem zu verbinden. Wie weit dies gelungen ist, lässt sich bei einem einzigen Rundgang schwer beurteilen. Einiges ist angenehm schlicht, anderes pompös und etwas düster durch die Holzverschalungen, durch die Teppiche und üppig drapierten Vorhänge und Polsterungen.

Rabindranaths Vater Debendranath hatte sich um die Reform des Hinduismus, die sogenannte "Hindu-Renaissance", verdient gemacht. Ich muss mich aber noch erkundigen, ob und wie der interreligiöse Dialog diese Reform beeinflusste und welche Konsequenzen sie für die Volksfrömmigkeit hatte.

Rabindranath Tagore begann seine Laufbahn als Lyriker bereits in jungen Jahren, erwarb aber immerhin im heutigen Bangladesh als Verwalter der Familiengüter auch praktische Erfahrungen in der Landwirtschaft. Nach Auskunft von Kämpchen lebte er in dieser Zeit volksnah auf einem Hausboot auf dem Flusse Padma.

Später nutzte er den Reichtum der Familie, um sich als Dichter zu 'inszenieren', zumindest mutet mich das hier Erblickte so an. Innerhalb des Palastareals der von ihm gegründeten Universität soll er sich im Laufe des Jahres von Domizil zu Domizil bewegt haben, was ich, dessen Gelehrtenideal der 'Hieronymus im Gehäuse' ist, nicht begreifen kann. Kämpchen meint, Tagore sei ein unruhiger Geist gewesen, der den ständigen Wechsel gebraucht habe, um inspiriert zu bleiben. Er habe auch unendlich viele Reisen auf sich genommen. Das klingt plausibel. Was mir als Selbstinszenierung erscheint, meinte er wohl seinem Lande schuldig zu sein, war er doch auch ein glühender indischer Nationalist im guten Sinne.

Offenbar hat sein äußeres Auftreten als indischer Dichtorfürst den Europäern gewaltig imponiert. Sein großes Ansehen hat sich in der Zwischenweltkriegszeit auf den Literaturnobelpreis und seine eindrucksvolle äußere Erscheinung gestützt. Ich darf ihm das nicht übel nehmen, auch wenn ich immer wieder versucht bin, mich unter die Spötter zu mischen. Angesichts der vielen Tagore-Porträts im Palast kann ich nicht umhin, mich des Lieblingszitats meiner Kinder aus des Privatdetektivs Nick Knatterton gesammelten Werken zu erinnern: Ein großer Fall verlangt einen großen Bart.

Tagore war im Leben, aber auch in der Kunst ein Mann des Theaters. Schon im Elternhaus wurde Theater gespielt, und Tagore hat es später auch vorzüglich verstanden, in der Rolle des fernöstlichen Propheten aufzutreten. Mir ist er sympathischer auf den Fotos, die ihn als Mann in mittleren Jahren mit seinen Kindern zeigen, als auf den Bildern als bärtiger Prophet, die mich an Gemälde und Holzschnitte Emil Noldes erinnern.

Zur Massenpsychologie der Scheiterhaufen

Tagore war das genaue Gegenteil von Gandhi, gerade auch im äußeren Auftreten. Umso bemerkenswerter ist, dass diese beiden Männer sich schätzten. Es war Tagore, welcher Gandhi den Titel Mahatma, große Seele, verliehen hat. Gandhi war davon nicht erbaut. Er stöhnte und mokierte sich über den 'Mahatmaismus'. Aber besonders effektiv war er dann auch nicht mit konterkarierenden Maßnahmen. Je weniger Gandhi sich inszenierte, desto mehr entsprach er dem Ideal des Asketen. Das hat Gandhi nicht bemerkt. Da hätte er vielleicht von Jesus etwas lernen können, der interessanterweise im Rufe stand 'ein Fresser

und Weinsäufer' zu sein, obwohl dies gewiss übertrieben war und er eben nur mal mit den Zöllnern getafelt hatte, um ihnen auch ins Gewissen reden zu können. Und einer Hochzeitsgesellschaft in Kanaan aus der Verlegenheit, dass der Wein ausgeht, zu helfen, war als Wunder doch 'au net schlecht', um mit Hermann Lenz bodenständig und menschlich zu sprechen.

Tagore hat Gandhi kritisiert wegen des verkehrten Signals, das er mit der Verbrennung englischen Tuchs auf Scheiterhaufen gesetzt habe. Vielleicht hätte Gandhi seinen weltläufigen, hochgebildeten Landsmann besser verstanden, wenn er geahnt hätte, dass die Nazis nach der Machtergreifung Bücher verbrennen und in den Museen die Kunst der Moderne gegen Germanisches vom 'Meister des deutschen Schamhaars' austauschen würden. Wer Scheiterhaufen ansteckt, muss - und dies ist eine Lehre der Geschichte - damit rechnen, dass darauf eines Tages auch Menschen verbrannt werden. Doch wir Europäer haben hier auch noch nicht genügend gelernt aus unserer Geschichte. Der deutsche Protestantismus hat doch ein ganz naiv glorifizierendes Verhältnis zu Luthers Heldentat, die päpstliche Bannbulle vor den Toren Wittenbergs zu verbrennen. Dabei wurde mit der Verteufelung des Papstes in Rom als dem Antichristen - und Lucas Cranach hat dies mit einer kontrapunktischen Holzschnittserie noch befördert - der Boden bereitet für die Religionskriege. Und auf den Scheiterhaufen brannten dann später katholischer- und evangelischerseits die Ketzer und die Hexen.

Tagore hatte das bessere Gespür als Gandhi für die Massenpsychosen, die mit dem Anstecken von Scheiterhaufen sich entflammen. Er hatte geahnt, dass es 1920 noch nicht möglich sein würde, eine disziplinierte, ganz Indien überziehende, wirklich gewaltfreie Bewegung auszulösen. Tagore misstraute den Massen und er sah vorher, was Gandhi dann nach dem Verbrennen und Erschlagen von Polizisten in der Wache von Chauri Chaura als seinen 'himalayagroßen Irrtum' bezeichnen musste.

Wahrscheinlich würde es sich lohnen, Tagore auch mal als politisch denkenden und argumentierenden Menschen und als Erforscher der menschlichen Seele darzustellen. Dafür würde wahrscheinlich sogar die Kenntnis seiner englischen Schriften und Übersetzungen ausreichen, obwohl ich vermute, dass gerade der Lyriker häufig der beste Psychologe ist.

Gandhi und die Deutschen

Bei unserem Rundgang werde ich vom Aufseher des Palastes fast genötigt, auf einem besonderen Blatt ein Votum über Gandhi zu formulieren. Ein Gästebuch im strengeren Sinne scheint es nicht zu geben, was mir sehr angenehm ist. Etwas verdutzt verspreche ich, das Votum nicht ad hoc, wohl aber am Ende des - du lieber Himmel, hoffentlich inspirierenden - Rundgangs durch Tagores Häuser und Gemächer niederzuschreiben.

Etwas Neues ist mir jedoch während des Rundganges nicht eingefallen. Mein Sprüchlein geriet strohtrocken - und das angesichts der vielen Blumen! Und auch durch die Übersetzung ins Deutsche wird es nicht funkenspitzennmäßig. Professor bleibt eben Professor.

Gandhi lehrte die Deutschen auf den Zusammenhang zwischen Mitteln und Zielen zu achten. Mittel sind Ziele in statu nascendi. Gewaltfreie Methoden wirken konstruktiv,

gewaltsame fatal. Es gilt, die gewaltsamen Mittel auszuschneiden, sich von der Gewalt frei zu machen.

Darum wurde Gandhis Begriff Satyagraha bzw. nonviolent action nicht mit dem schwächlich klingenden "gewaltlos Handeln", vielmehr mit "gewaltfreie Aktion" ins Deutsche übertragen.

Auf diese Weise sollte der befreiende Charakter dieser Einsicht in den Zusammenhang zwischen Mitteln und Zielen dramatisiert und der globale Bezug zu den Befreiungsbewegungen der Menschheit hergestellt werden.

Bildende Künste auf dem Campus

Wir haben für den ganzen Tag ein Auto samt Fahrer gemietet. So können wir nach dem Besuch der Palastanlage Tagores sogleich weiterfahren zu den Ateliers der bildenden Künstler auf dem Campus. Bei den Bildhauern ist keine besondere Stilrichtung zu erkennen. Symbolischer Realismus überwiegt. Handwerkliches Geschick in Ton, Stein und Papier. Überall Vorbereitungen auf das abendliche Künstlerfest mit Verkauf. Großpuppen aus Pappmachée über Drahtbügeln. Man fertigt auf den Druckerpressen Postkarten und Kalender und signiert großzügig. Der gesamte Erlös landet in einer Kasse für bedürftige Studenten. Ich bin angenehm überrascht von dieser Begeisterung für die Solidarität, nachdem dieser Begriff unter deutschen Studenten ziemlich außer Mode gekommen ist.

Bei den Adivasis

Am Nachmittag fahren wir mit Martin Kämpchen nach Ghosaldanga, einen Dorf von Ureinwohnern vom Volke der Santals. In Indien leben etwa 60 Millionen Ureinwohner. Die meisten dieser Adivasi besitzen ihre eigene soziale, kulturelle und religiöse Identität. Sie sprechen eigene Sprachen, die aber (noch) keine Schriftsprachen sind und nicht zu den offiziell anerkannten Sprachen Indiens gehören. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung Indiens, die bald eine Milliarde betragen dürfte, liegt bei etwa 7 - 8 Prozent. Man unterscheidet auf Indien verteilt 17 verschiedene Stämme von Adivasis. Zu den größten zählt der Stamm der Santals, dem 3 bis 4 Millionen Menschen zugerechnet werden. Sie leben in den Bundesstaaten Bengalen, Bihar und Orissa.

Über das Leben in einem solchen Dorf der Santals hat Martin Kämpchen in verschiedenen Formen berichtet, als Journalist und Soziologe, als Erzähler und zuletzt in dem Roman "Das Geheimnis des Flötenspielers" (Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1999).

Wer nicht die exotische, kurzweilige Unterhaltung sucht, also gewissermaßen die Guruliebeskriminalgeschichte, wird zunächst einmal versuchen müssen, sich innerlich auf den Lebensrhythmus eines Santal-Dorfes einzustellen. Wer über das indische Dorf schreibt, darf sich viel Zeit lassen bei der Vorstellung der Helden einer Dorfgeschichte und ihres Alltags. "Schonas Vater saß auf dem Hof in der Sonne und rieb sich den Oberkörper mit Senföl ein", lautet der erste Satz. Dieser Prozedur der Körperpflege gilt fast die ganze erste Seite dieses Romans. Ein deutscher Mann erledigt Vergleichbares morgens im Bad in wenigen Minuten, und ein deutscher Roman kann auf einer ersten Seite leicht in eine turbulente, gar mörderische Affaire einführen. So etwas gibt es auch in Indien, aber kaum in einem Dorf, wo man einfachen Tätigkeiten nachgeht und die Beziehungen der Bewohner

ihren Vorlauf und ihren Verlauf haben und die Dinge ihre Zeit brauchen; so wie der Fußmarsch der Brautwerber von einem Dorf zum anderen eben ein Tagesausflug für die männliche Jugend des ganzen Dorfes ist und die Phantasie aller Beteiligten über Stunden erregt.

Besucht unsereiner das Indien-Museum in Calcutta, wo die Stämme der Adivasi in einem freundlichen Wachsfigurenkabinett in lebensgroßen Dorfszenen dargestellt werden, wird er über die Santals nur erfahren, dass die Familien in einem Gehöft aus Wohn- und Schlafhäusern, Stallungen und Speichern um einen Innenhof mit einer Feuerstelle leben. Die Gefäße der Santals sind aus Messing, die Teller neuerdings aus Edelstahl, die Bestecke noch aus Bambus. Sie bauen Reis, Gemüse, Hülsenfrüchte und Hirse an, in einigen Gebieten auch Tee. Sie sammeln die Früchte des Waldes und fischen in Flüssen und Teichen. Sie verarbeiten das Geerntete mit Steinmühlen, Ölpresen und Reis-Enthülsern. Sie lieben den Gemeinschaftstanz, zu dem sie mit Flöten und Trommeln aufspielen. Der kulturellen Überlieferung dienen wandernde Geschichtenerzähler, die improvisierend Aktuelles und Historisches verbindend Dorfgeschichten erzählen, die noch niemand aufgeschrieben hat. Die Basis des sozialen Lebens ist die Familie und die Verwandtschaft. Das Dorf hat einen Vorsteher, den 'Manjhi', und Medizinmänner lassen sich für ihren Zauber mit Speisen und Reisbier honorieren. Immer mehr Santals wandern jedoch aus den Dörfern ab zur Industriearbeit in Minen und Fabriken.

Das gehört zum indischen Allgemeinwissen - unter den Gebildeten, die Museen besuchen und sich für Ethnologie interessieren und das sind nur wenige. Europäer haben wir in der abgelegenen Adivasi-Abteilung des Museums in Calcutta keinen einzigen gesehen.

Kindergarten, Schweinehüten und Ratte am Spieß

In Ghosaldanga haben wir es nun statt mit Wachsfiguren mit leibhaftigen Menschen zu tun und Martin Kämpchen kennt im Dorf jeden und jede.⁽⁵⁶⁾ Am Rande von Ghosaldanga hat ihm ein befreundeter Bauer im hiesigen Baustil eine "Dichterklause" zum gelegentlichen Übernachten gebaut hat. Erst seit kurzer Zeit ist das Dorf mit dem Auto erreichbar. Davor wand sich nach Ghosaldanga nur ein lehmiger Pfad, den in der trockenen Jahreszeit Ochsenkarren und eben auch Martin Kämpchen mit seinem Fahrrad benutzen konnte. In der Regel geht man zu Fuß, barfuß. Dass die drei erwachsenen Söhne des Häuptlings zusammen zwei Fahrräder besitzen, gilt bereits als ein Zeichen besonderen Wohlstands in einem Dorf, in dem die Einkommensunterschiede gering sind.

48 Familien aus dem Stamm der Santals wohnen in Ghosaldanga, das nur etwa 30 Fahrradminuten von Santiniketan entfernt am Rande eines Gemeinschaftswaldes der

⁵⁶ Nicht alles, was ich im folgenden über Ghosaldanga berichte, konnte ich bei dem kurzen Besuch selbst beobachten. Ich habe meine ersten Eindrücke mit Hilfe der Aufsätze Martin Kämpchens, des Video-filmes "Mit Ramakrishna und Franziskus. Martin Kämpchen, Schriftsteller unter Ureinwohnern und Hindus" (30 Minuten, arbeda media Verlag, Bonner Str. 44, 5047 Wesseling, 1992) von Viola Schmid und Bert Herfen und der jährlichen, etwa 20-seitigen detaillierten Berichte der Selbsthilfeorganisation Ghosaldanga Adibasi Seva Sangha ergänzt. Vorzügliche Darstellungen des Lebens in den Santal-Dörfern bei Santiniketan finden sich in: Martin Fritz und Martin Kämpchen: Krishna, Rikscha, Internet. Indiens Weg in die Moderne, München: C. H. Beck, 1998, S. 118-141 und in dem Essay: Leben in Ghosaldanga. In: M. Kämpchen: Schlangenbiss. Erzählungen aus dem indischen Stammesdorf Ghosaldanga, Himmerod: Himmerod Drucke 1998, S. 158-206. Dort auch Übersetzungen von Liedern der Santals S. 207-217.

Dorfbewohner und neben ausgedehnten Reisfeldern liegt. Letztere gehören zum Teil Grundbesitzern in Santiniketan. Diese erwarten dafür die Hälfte der Reisernte als Pacht. Nur entlang eines Bewässerungskanals sind zwei Ernten im Jahre möglich. Voraussetzung ist der Einsatz von Pumpen, die in den letzten Jahren die Schinderei des stundenlangen Handschöpfens abgelöst haben.

Mich wundert, dass der exorbitante Pachtzins, der doch weit über den uns vertrauten Zehnten hinausgeht, von den Santals anscheinend klaglos akzeptiert wird; ich komme aber nicht dazu, dies mit Kämpchen zu erörtern. Jetzt sind die Felder abgeerntet und liegen trocken vor uns. Eine Herde schwarzer Schweine wühlt nach Verzehrbares und wird von einem sechsjährigen Jungen mit langer Rute gehütet, wobei ich mir nicht darüber im klaren bin, was der Knirps mit seiner Rute gegen das stramme Borstenvieh im Konfliktfall auszurichten vermöchte.

Wie kommt man zu einer Dichterklause in einem Dorf der Santals? Dies ist eine lange Geschichte und sie beginnt in einem Dorf in Deutschland, im Westerwald, in Nisterbrück. Dort ist Martin Kämpchen aufgewachsen. Dort hat er beim Nachbarn Kühe gefüttert und sie am Strick geführt. Das waren glückliche Jahre. Darum wollte er nach seinen ersten Berufsjahren als Lektor in Kalkutta auch wieder auf dem Lande leben, fand Gefallen an dem ländlichen Universitätsstädtchen Santiniketan mit seinen gerade mal viertausend Einwohnern und freute sich auf einen Besuch in Ghosaldanga, als er zu Beginn der 80er Jahre in Sona Murmu den ersten Mann aus diesem Dorf kennen lernte, der es geschafft hatte, einen Schulabschluss zu erzielen.⁽⁵⁷⁾

Der Journalist und Germanist Kämpchen, der nur gelegentlich zur Hacke greift, um Bäume zu pflanzen oder Unkraut am Pflanzloch zu jäten, romantisiert das Landleben nicht. Es ist nun mal hart, und man ist froh, wenn man dreimal am Tag einen Teller Reis und etwas Passendes zum Anziehen hat. Und wenn es den Bauern ein wenig besser geht, dann hat der reichliche Genuss von Reisbier auch unerfreuliche Konsequenzen. Da torkeln die Männer des Nachts schon mal betrunken durch das Dorf. Die Frauen halten gelegentlich mit, aber doch zumeist in Maßen.

Dennoch mag ich Martin Kämpchen darin zustimmen: In einem solchen Dorf aufzuwachsen, hier Kind sein zu dürfen, ist wahrscheinlich das Schönste, was einem Menschen auf dieser Erde passieren kann. Man gehört selbstverständlich dazu, hat Geschwister und Spielkameraden, und ein Kind ist bei den Nachbarn immer willkommen. Wo man müde wird, darf man sich in den Schatten legen und schlafen. Und schon als Kind lernst du hier die wichtigsten Fertigkeiten für den bäuerlichen Alltag wie im Spiel.

Wir beobachten einen Zehnjährigen, wie er über einem großen, gekrümmten Messer, das mit dem Rücken in einen Balken montiert wurde, Reisstroh zerkleinert. Andere sammeln trockene Blätter, damit die Mutter auf der Feuerstelle vor dem Haus Reis und rote Linsen kochen kann. Man braucht vier Körbe trockener Blätter, um einen Topf Reis zu kochen.

⁵⁷ Zu seinem Werdegang siehe: Porträt: Schona Murmu. Eine moderne Dorfelite entsteht. In: M. Fritz u. M. Kämpchen: *Krischna, Rikscha, Internet*, a.a.O., S. 135-141

Doch es gibt auch so aufregende Dinge wie die Rattenjagd auf den frisch abgeernteten Reisfeldern. Die Beute wird der Länge nach aufgespießt und dann wird ihr das Fell über dem Feuer abgesengt. Ratte am Spieß gilt als Leckerbissen. Du denkst an Müllhalden und Pestübertragung. Doch in Ghosaldanga gibt es (noch) keine Müllhalde. Hier ist die Ratte etwas ähnliches wie bei uns der Hamster, der sich von den Früchten des Feldes nährt. Erscheint die Ratte auf dem Speiseplan der Santals, ist sie ein Teil des ökologischen Kreislaufes. Rattenschaschlik am Rande der Kloaken von Calcutta mag ich mir nicht vorstellen.

Wir werden von diesen Kindern umringt. Die Älteren tragen die Geschwister, die gerade erst das Laufen lernen, auf dem Arm. Sie lassen die Kleinen auf der Hüfte aufsitzen und pflanzen sich so vor uns auf. Sie sind eher etwas untersetzt und haben kräftige Gliedmaßen; ihre Haut ist dunkelbraun, und sie haben kleine, aber nicht sonderlich breite Nasen. Sie würden mir im Straßenbild von Santiniketan nicht als ein eigenartiger Menschenschlag auffallen, aber die Santals selbst meinen, dass man sie von den Hindus leicht unterscheiden könne.

Doch die reine Idylle ist eine Kindheit in Ghosaldanga nun auch wieder nicht. Wir sehen zwar nur gesunde, kräftige Kinder, aber es gibt auch hier Kinderkrankheiten. Die ärztliche Versorgung ist zeitweise dürftig. Selbst kleinere Infektionen können böse Folgen haben. Eine deutsche Ärztin hat in ihren Ferien über Jahre das Dorf besucht und neben ihren Hilfeleistungen auch kritische Berichte zur Gesundheitslage geschrieben. Mit ihren gesundheitlichen und auch ihren sonstigen Sorgen kommen die Dorfbewohner zu dem Sona Murmu, zu der Kindergärtnerin Lina oder zu Martin Kämpchen nach Santiniketan und bitten um Rat und Hilfe, gerade auch beim Kontakt mit Behörden.

Dabeisein in Freud und Leid

Ein sehr einfaches, doch nachhaltiges Gesundheitsprojekt war es, wöchentlich ein Stück Seife an die Familien in Ghosaldanga zu verteilen, um sie an Grundregeln der Hygiene zu gewöhnen und damit Infektionskrankheiten einzudämmen. Das ist inzwischen gelungen, und die Bauern erwerben die Seife jetzt aus Sorge um die Gesundheit ihrer Kinder. Seife gilt nicht mehr als Luxus, sondern als notwendiges Überlebensmittel. Das sind kleine Siege und sie werden in der Regel von den Frauen erkämpft: Seife und vitaminreiches Gemüse oder Reisbier? Das ist hier die Frage!

Ghosaldanga ist ein sich langsam entwickelndes Projekt, denn schwieriger noch als die Geldbeschaffung ist das Finden und das dauerhafte Motivieren geeigneter Helfer aus dem Dorf und auch das vertrauenswürdige Einbinden von auswärtigen Unterstützern. Das Gespräch, das Dabeisein in Freud und Leid und die wechselseitige Hilfe im Alltag sind das Alpha und das Omega solcher Entwicklungsarbeit. Martin Kämpchens Berichte über die Dorfentwicklung sind Berichte über die Menschen im Dorf. Da fallen viele Namen. Da wird nicht nur von Wasserpumpen und Baumsetzlingen und von Schulabbrüchen und Schulabschlüssen berichtet, sondern auch von Geburten, Todesfällen und Hochzeiten, von Besuchen aus Deutschland und nicht zuletzt von Festen. Das sind alles organische Bestandteile des Dorfentwicklungsberichtes. Und man liest erschüttert, dass einer derjenigen, der es geschafft hat, die Schule zu durchlaufen, in Bombay einem Stromschlag erlegen ist, als er versehentlich eine der vielen wirr und gemeingefährlich herumhängenden Leitungen berührt hat.

Offizieller indischer Träger des Dorfentwicklungsprogrammes in Ghosaldanga ist seit 1988 ein eingetragener Verein: Ghosaldanga Adivasi Seva Sangha. Dieser Verein hat eine Partnerschaft zum Ramakrishna-Orden mit Sitz in Narendrapur bei Kalkutta. Lokashiksha Parishad of the Ramakrishna Mission heißt diese gelehrte und wohlthätige Einrichtung, die das Entwicklungsprogramm in Ghosaldanga berät und technisch unterstützt, auch bei den wichtigen Fragen der Abrechnung mit den staatlichen Behörden. Der Ramakrishna-Orden, der in der Tradition der reformorientierten Hindu-Renaissance steht, hat seit 1991 Sona Murmu als Sozialarbeiter für Ghosaldanga angestellt.

Hinzu kommen als auswärtige Hilfsorganisation ein "Freundeskreis Ghosaldanga" in Deutschland⁽⁵⁸⁾ und die Unterstützung des katholischen Kindermissionswerkes in Aachen. Letzteres bedeutet jedoch nicht, dass in Ghosaldanga in irgend einer Weise christliche Mission betrieben würde. Dem Kindermissionswerk, auch die Sternsinger genannt, geht es allein darum, bei deutschen Kindern Verständnis für das Leben in einem indischen Dorf zu wecken.⁽⁵⁹⁾ Ein deutsches Kind kann ja nicht nur Indianer, sondern auch Santal spielen. Du grüßt deinen Freund, indem du die Faust an die Stirn legst, oder du spielst "Arme Katze": Alle Kinder sitzen im Kreis; eines wird zur Katze ernannt. Dieses versucht nun die anderen zum Lachen zu bringen, indem es miaut, einen Buckel macht, von einem zum anderen schleicht und nach Katzenart mit einem Wollknäuel spielt oder um Nahrung bettelt. Wer zuerst lacht, muss beziehungsweise darf als nächstes Katze spielen.

Arme Katze und Hahnenkampf

Ruth wundert sich, dass ich das notiere. "Das ist doch gar kein typisches Santal-Spiel. Das haben unsere Kinder auf der Waldwiese in Lichtenrade auch gespielt." Was sie nicht sagt, höre ich heraus: "Du hast das bloß nicht mitgekriegt, weil du wieder mal in einer Bibliothek gegessen hast." Und nun stehe ich als Amateur-Ethnologe auf dem Schlauch. Wie ist das nun mit "Arme Katze"? Ist das einfach multi-kulti, oder wer hat's von wem? Oder haben es die Kindergärtnerinnen auch aus einem schlaun Buch in einer Bibliothek?

Robuster, aber genau so lustig geht es beim "Hahnenkampf" zu. Alle Kinder bilden einen großen Kreis. Einige, aber nie mehr als fünfzehn, stellen sich hinein, winkeln das linke Bein an und halten es mit der linken Hand fest. Mit dem rechten Arm greift man hinter dem Rücken in einen Gürtel oder an einen Bund. Die Hähne hüpfen nun auf dem rechten Bein aufeinander zu und versuchen sich umzustoßen. Wer kippt oder das angewinkelte Bein herunternimmt, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen, muss das Feld der Hähne räumen.

Auch hier kommentiert Ruth: "Das habe ich als Kind auch gespielt." Da stelle ich frustriert meine ethnologischen Aufzeichnungen ein. Was soll's? Es ist anscheinend bei den Santals wie bei uns: Es gibt Spiele mit und ohne Sieger; es gibt solche, die sich mehr für Jungen eignen, und andere, in denen Mädchen mal den Jungen die Show stehlen können. Ruth meint, nicht einmal dies stimme. "Mädchen können alles genau so gut wie Jungs." Was soll ich dazu noch sagen? Also, die Hahnenkämpfe, das Katzenschnurre, das muss ich mir

⁵⁸ Freundeskreis Ghosaldanga, Dr.-Ing. Mandaresh Mitra und Dipl. Päd. Roswitha Mitra, Wildbachstr. 28, 52074 Aachen.

⁵⁹ Dies geht auch deutlich aus der einschlägigen Broschüre "Kindergarten und Mission. Leben und Lernen in der Einen Welt", Aachen, 1. Halbjahr 1998, hervor.

jetzt mal ganz genau ansehen - in Deutschland, in Indien - vergleichend, so richtig komparatistisch. Ich hätte nicht gedacht, dass sich die Spiele deutscher und indischer Kinder so gleichen, aber vielleicht gibt's bei genauem Hinschauen doch Unterschiede.⁽⁶⁰⁾ Die muss es doch geben! Es wäre doch gelacht, wenn man so etwas nicht auch vergleichen könnte. Da arbeitest du seit Jahrzehnten in einem Institut für Innenpolitik und Komparatistik und kannst noch nicht mal deutsche und indische Katzenspiele und Hahnenkämpfe unterscheiden. Manchmal sind wir Wissenschaftler schon komische Gestalten. Entweder wir haben Tomaten oder Bücher vor den Augen.

Neben dem einheimischen Sozialarbeiter Sona Murmu ist der wichtigste Verbindungsmann zum Ramakrishna-Orden und zu dem deutschen Freundeskreis und den Entwicklungsorganisationen jeweils Dr. Martin Kämpchen. Dieser hat vor Jahren bei der Ramakrishna Mission eine geistliche Ausbildung erhalten, steht mit deren Leiter in regem Kontakt und wohnt auch heute noch im Heim des Ordens, wenn er nach Kalkutta kommt. Es ist ihm wichtig, dass die Bemühungen in den Dörfern der Santals über den Ramakrishna-Orden in die offiziellen indischen Bemühungen um die Dorfentwicklung eingebunden sind.

Auch das Hauptinteresse des Ramakrishna-Ordens ist es, zur Bildung und zur Gesundheit der Kinder beizutragen. Unser Besuch des Dorfes hat darum auch im Kindergarten, einer zweizimmerigen Lehmhütte mit einem Dach aus Reisstroh, begonnen. An sechs Tagen der Woche kommen an die 50 noch nicht schulpflichtige Kinder für drei Stunden in den "Kindergarten". Gebraucht wird dieser deutsche Ausdruck auch von der einheimischen Kindergärtnerin. Dies ist aber nicht auf den Einfluss Kämpchens zurückzuführen. Kindergarten ist im Englischen als Lehnwort üblich. Das merkt man auch daran, dass der Plural von Kindergarten nicht die Kindergärten, sondern the kindergartens ist.

Die Kinder - und es gibt vielleicht auch hier im Dorf nicht nur zufällig mehr Jungen als Mädchen - erhalten in ihrem Kindergarten neben einer praktischen und musischen Erziehung auch täglich eine Mahlzeit Reis mit Linsen oder Soja-Bohnen oder auch mit einem anderen Gemüse auf einem Metallteller, zubereitet von einer für diese Aufgabe angestellten Köchin. Auch Schwangere können eine freie Mahlzeit erhalten.

Für diese tägliche Schulspeisung und die (sehr bescheidene) Bezahlung der einheimischen Kindergärtnerin Lina Hembrom und auch der Köchin sorgt der Ramakrishna-Orden.⁽⁶¹⁾ Die Eltern müssen aber auch einen geringen Eigenbeitrag aufbringen und für den regelmäßigen Besuch des Kindergartens sorgen, was gar nicht selbstverständlich ist und auf den Dorfversammlungen immer wieder angemahnt und begründet werden muss.

Vom Hexenwahn zum Heilkräutergarten

Martin Kämpchens häufige Teilnahme an diesen Versammlungen ist hilfreich und hat zweifellos einen aufklärenden und bei manchen Zwisten auch dämpfenden Effekt. Bei Unglücksfällen und Krankheiten von Vieh und Mensch geben die Santals sonst leicht

⁶⁰ Von diesen Spielen berichten Lina Hembrom und Sona Murmu in: 'Johar' - sei begrüßt. Kindergarten und Mission. Leben und Lernen in der Einen Welt, a.a.O., S. 29

⁶¹ Diese Mittel, die dem Ramakrishna-Orden von der Regierung zur Förderung einiger Dutzend Kindergärten zur Verfügung gestellt wurden, wurden nach unserem Besuch in Ghosaldanga ganz plötzlich gestrichen. Jetzt kommt das Geld aus Deutschland. (Mitteilung M. Kämpchens vom 17.3.1999)

Hexen die Schuld, und das kann zu harten wirtschaftlichen Sanktionen gegenüber diesen angeblichen Hexen führen. Ghosaldanga ist vom Hexenwahn seit Jahren verschont geblieben. Der aufklärende Effekt der Arbeit des Ramakrishna-Ordens und die schiere Präsenz von Kämpchen und von einzelnen Abkömmlingen des Dorfes mit einer gewissen Schulbildung ist hoch zu schätzen. Fortschritte auf dem Gebiete der Gesundheit sind in hohem Maße von Fortschritten in der Bildung abhängig.

Seit fünf Jahren besucht die deutsche Ärztin Dr. Monika Golembiewski aus Flein die beiden Santal-Dörfer Ghosaldanga und Bishnubati. Martin Kämpchen gibt mir ihren Bericht, in dem es heißt: "Die beiden Kindergärtnerinnen Mungli und Lina, welche ich bisher als Geburtshelferinnen ausgebildet hatte, waren das ganze Jahr bemüht gewesen, Haut- und Augenpflege und Vitaminvergabe bei den Kindern durchzuführen. Für die Dorfbewohner hielten sie täglich eine zweistündige Sprechstunde ab und versorgten Kranke, soweit sie konnten, mit Medikamenten. Schwere Erkrankungen werden dem Arzt Dr. Anirban Das vorgestellt, der zweimal die Woche abends aus Santiniketan in die beiden Dörfer kommt. Die beiden Helferinnen hatten ein erstaunliches Maß an Selbständigkeit erreicht, häufig wiederkehrende Krankheiten wie Skabies (Krätze), Bindehautentzündung, Durchfall und Bronchitis selbst behandelt und entsprechende Heilpflanzenauszüge eigenständig zubereitet... Die häufigsten Krankheitsbilder sind nach wie vor Unter- und Fehlernährung, Durchfall, Wurminfektionen, Atemwegsinfekte, Hautinfektionen und Augenerkrankungen." Ein nächster Schritt ist die Anlage eines Heilpflanzengartens.

Die deutsche Ärztin führt die Übertragung von Krankheiten - z.B. der Krätze - auch darauf zurück, dass manchmal vier bis fünf Personen auf einem Bett bzw. einer Bastmatte schlafen, und die Erwachsenen die Benutzung und damit auch die Einrichtung von Latrinen ablehnen. Im Kindergarten erlernen die Kinder das Benutzen einer Latrine.

Neben der Erziehung zur Hygiene besteht das Entwicklungsprogramm für die Erwachsenen vor allem im Aussäen und Anpflanzen von Bäumen an den Weg- und Feldrändern. Holz ist wertvoll als Baumaterial. Die Holztür ist der teuerste Bestandteil eines bäuerlichen Lehmhauses. Getischlerte Fenster wären unerschwinglich. Die Frauen und die Kinder sammeln die Blätter und auch die kleinsten dünnen Äste als Brennstoff. Sonnenkocher mit Aluschirmen haben wir noch nirgends gesehen.

Im Verbund mit dem Nachbardorf Bishnubati, in dem etwas über 70 Santal-Familien leben, wird auch gewebt, aber nur von den Frauen, vor allem Taschen für den einheimischen Markt, aber auch für die Basare der deutschen Sympathisanten, die für die Unterstützung des Pilotprojekts in Ghosaldanga einen Freundeskreis mit einer gewissen Konzentration in Aachen, im Rheinland und in Berlin gebildet haben. Das Kindermissionswerk in Aachen übernahm auf einen Schlag mehrere hundert handgewebte Schultertaschen und Rucksäcke. Auch Ruth und mir gefielen diese bunten Taschen mit ihrem breiten Trageband, welches das Gewicht von einem halben Dutzend dicker Bücher gut verkraften kann.

Die Lehmbauweise

Der besondere Reiz von Ghosaldanga besteht aus meiner Sicht in der althergebrachte Bauweise der Bauernhäuser. Martin Kämpchen hat sie eingehend beschrieben.⁽⁶²⁾ Es gibt

⁶²

M. Kämpchen: Leben in Ghosaldanga, a.a.O. (Anm. 9), S. 161-165

im ganzen Dorf keine einzige Slumhütte, wie wir sie in Bombay und Kalkutta vorgefunden haben. Das Baumaterial ist der harte Lehm Boden unter unseren Füßen, der mit Wasser zu einem zähen, klumpigen Brei verarbeitet und dann in der trockenen Jahreszeit Woche für Woche, Schicht um Schicht zu einer Hauswand aufgebaut wird. Immer wenn ein Lehmring nach vier oder fünf Tagen unter der prallen Sonne ausgetrocknet ist und rissig wird, kann die nächste Schicht aufgetragen werden. Unten ist die Mauer dicker als oben und der Sockel wird vor dem Aufweichen während des Monsuns durch das weit überstehende Dach aus Reisstroh geschützt.

Im Prinzip sind die Häuser zwar viereckig, aber es gibt keine akkuraten rechten Winkel. Du denkst in einem solchen Dorf nicht an little boxes on the hillside, sondern eher an eine Ansammlung von Steinpilzen mit hellbraunen Reisstrohkappen und überhängendem Rand.

Bevor die Regenzeit einsetzt, muss das neue Haus fertig sein. Unbedingt, sonst löst sich das Bauwerk in Lehmsöße auf. Die backe-backe-Kuchen hochgezogenen Wände erhalten, bevor es in Strömen zu regnen beginnt, aus Bambus oder Ästen einen primitiven Dachstuhl und ein Vordach, das sich auf krumme Stämmchen oder Bambus stützt. Die mit Hanfstricken geknüpfte Unterkonstruktion des Daches und Vordaches wird mit einer dicken Schicht Reisstroh bedeckt. Diese scheint locker aufgehäuft und dann unter dem herabprasselnden Monsun zusammengesackt und verfilzt zu sein. Es sieht so aus, als ob das Reisstroh zu Büschen gebunden und dann mit den lockeren Enden nach unten auf dem Dach befestigt wurde. Die Beschichtung ist weniger akkurat als bei einem Reeddach. Das Dach scheint immer ein wenig über die Ränder zu rutschen und auszufransen, zusammengehalten durch den Verwitterungsprozess und dann gelegentlich mit einem Bündel neuen Stroh ausgebessert. Solch ein Dach hält nur wenige Jahre, aber an Reisstroh mangelt es nicht, und die rundlichen Strohhäuben genügen offenbar den örtlichen Bedürfnissen.⁽⁶³⁾

Die Häuser stehen eng um den Dorfpfad, der kaum breiter ist als ein Ochsenkarren, und sie werden überwölbt von alten, lederblättrigen Bäumen und Fächerpalmen. Die einzelnen Häuser gruppieren sich häufig im Familienverbund um einen Hof, dessen Zentrum wiederum eine Feuerstelle bildet. Überall schnattern Enten und picken Hühner.

Tanzen im Rhythmus der Flöten

In einem solchen Dorf gibt es keine abgeschlossenen Bezirke und wohl oder übel auch kaum Intimität. Dafür wahrscheinlich auch keine Einsamkeit und Vereinzelung. Martin Kämpchen meint: "Alleinsein ist langweilig, sogar furchterregend." Es gibt viele Anlässe für Feste, und damit diese auch feucht-fröhlich geraten können, werden Streitigkeiten nicht selten dadurch geschlichtet, dass eine oder beide Parteien eine oder auch diverse Runden Reibier spendieren.

⁶³ Leider habe ich mich hier getäuscht. Kämpchen hat mich darauf hingewiesen, dass man in den letzten Jahren immer mehr dazu übergeht, hybride Reissorten anzubauen. Diese reifen schneller, und das Risiko, die Ernte durch Dürren oder Fluten einzubüßen, ist entsprechend geringer. Doch das Reisstroh dieser Sorten ist kürzer, so dass es sich zum Dachdecken nicht eignet. Wellblech fängt an, die Strohhäuben zu ersetzen. Steinpilze ade!

Charakteristisch für das Zusammengehörigkeitsgefühl im Dorfe sind auch die Tänze der Santal-Frauen. Wir konnten die Tänze bei unserem kurzen Besuch nicht beobachten und wir wollten sie auch beileibe nicht 'vorgeführt' bekommen. Doch es gibt einen feinsinnigen Videofilm aus Ghosaldanga, der zeigt, wie die jungen Frauen sich Seite an Seite zu einer Reihe aneinanderschließen, so dass sich ihre Körper von den Schultern bis zu den Hüften berühren. In dieser engen Verbindung bewegen sie sich in einem zögerlichen Rhythmus, dessen besonderer Reiz auf der langsamen, gemeinsamen Bewegung beruht. Kämpchen meinte - und dies gilt sicherlich auch für die Grundhaltung im Ramakrishna-Orden: "Es gibt eine Erlösung durch Langsamkeit, die wir temporeichen Europäer erst wieder erlernen müssen."

Vielleicht spielt bei der Langsamkeit der Rhythmen in Ghosaldanga eine gewichtige Rolle, dass mit den beidseitig geschlagenen Trommeln sich das Tempo des Tanzes zwar hätte beschleunigen lassen, aber dann die allgemein hochgeschätzten Flöten weniger zur Geltung gekommen wären.

Wir bummelten durch das Dorf - immer von den Kindern begleitet. Wir konnten auch in die Häuser schauen. Sie sind klein und dienen vor allem als Vorratskammern und Schlafstätten. Man lebt und arbeitet vor dem Haus und in der Regenzeit sitzt man wahrscheinlich auf den etwas erhöhten Lehmplattformen oder Stufen unter den ausladenden Vordächern.

Ein Bayer in Bengalen und seine Santal-Grundschule

Rechtzeitig vor Sonnenuntergang wanderten wir dann auf einem schmalen Pfad und über eine nach oben gewölbte Bambusbrücke, die einen tief eingeschnittenen Wassergraben überspannte und auf ihren Stützen aus krummen, hohen Baumstämmen unter unserem Gewicht gefährlich schwankte, zu einer neu erbauten Schule, die zwischen Ghosaldanga und Bishnubati liegt und von Kindern beider Santal-Dörfer genutzt werden kann. Der Schulbau wurde ermöglicht durch das Vermächtnis eines Münchener Astrophysikers. Nach ihm heißt die Schule nun Rolf Schoembs Vidyashram - eben so wie man in Deutschland Schulen nach Albert Schweitzer benennt. Die nach dem Bayern Schoembs benannte Schule soll die Benachteiligung der Adivasi-Kinder im bengalischen Bildungssystem ausgleichen helfen.

Zwar wird auch den Kindern der Santal im Rahmen der allgemeinen Schulpflicht ein Alphabetisierungsangebot gemacht, aber die Lehrer unterrichten in diesen vierklassigen Grundschulen von Anfang an nur auf Bengalisch. Die Klassen sind mit 50 bis 60 Schülern so groß, dass die Santal-Kinder keine besondere Förderung erhalten können. Diese haben früher darum meist nach ein oder zwei Jahren aufgeben und sind wie ihre Eltern Analphabeten geblieben. Den Eltern leuchtet es meist auch gar nicht ein, dass ihre Kinder in die Schule gehen sollen, statt bei der Feldarbeit und beim Hüten des Viehs zu helfen.

Dieser Benachteiligung der ABC-Schützen aus den Adivasi-Dörfern war in Ghosaldanga zunächst dadurch begegnet worden, dass den Kindern am Abend noch Unterricht in ihrer Muttersprache angeboten wurde. Damit hatte Martin Kämpchens Freund Sona Murmu seine Sozialarbeit im Heimatdorf begonnen. Dieser erinnerte sich nur zu gut daran, wie schwer es ihm gefallen war, zu einem Schulabschluss zu gelangen. Und er hatte es ohne die

Unterstützung der Eltern auch nur geschafft, weil ihm ein Internatsplatz besorgt worden war.

Auf diesem abendlichen, dörflichen Nachhilfeunterricht aufbauend wird nun in der neuen Schule von zwei Lehrern, deren Muttersprache Santali ist und die neben Bengalisch auch Englisch sprechen, Schülern - und zwar Jungen und Mädchen - ein weiterführender Unterricht angeboten. Mit messbarem Erfolg. Nur wenige erreichen nicht den angestrebten Abschluss. Doch ohne diese Schulbildung hätten diese Kinder keine Chance, anders als ihre Eltern, die sich nur als Tagelöhner auf dem Bau oder bei Feldarbeiten verdingen können, einen Beruf zu erlernen. Das Ziel der Entwicklungsarbeit ist es, durch Bildung letzten Endes auch das traditionelle Dorf und die angrenzenden Kleinstädte als soziale und ökologisch gesunde Gefüge zu stabilisieren, damit nicht schon bald durch eine weitere, ungesteuerte Abwanderung in die Großstädte dort die Verslumung noch weiter um sich greift. Die Dorfidylle auf Steinzeitniveau hätte keine Zukunft.

Wir trafen in der Schule die beiden Lehrer Gokul Hansda und Boro Baski an. Sie wohnten auch hier. Die Gebäude dieser Schule waren zwar auch sehr schlicht gehalten, doch sie waren aus Backsteinen errichtet und auch mit Ziegeln gedeckt worden und sie hatten verglaste Fenster. Ein wenig Strom wurde über Solarzellen gewonnen, so dass die Lehrer bei den häufigen Stromausfällen nicht auf die Kerosinfunzeln angewiesen waren. An einem Wasserreservoir wurde noch gebaut. Zur Finanzierung dieser kleinen Bildungsstätte hatte auch der deutsche Generalkonsul in Kalkutta beigetragen.

Ingrid-Maria Keimel-Metz findet diese Bemühungen, die Santal-Kinder in ihrer Muttersprache an den Grundschulunterricht heranzuführen und ihnen dann allmählich den Übergang zum Bengalischen und Englischen zu ermöglichen, sehr überzeugend. Das sei vernünftig und förderenswert; das sei ein an die Verhältnisse angepasstes Verfahren.

Vom Lob der Langsamkeit und dem Wettlauf mit der Zeit

Mich erinnerte diese Integrationsstrategie an unsere Diskussionen in der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, wo wir jedesmal mit Mehrheit, aber gegen die Einwände der strenger kirchlich Orientierten die Anstellung von türkischen (und dies bedeutete eben muslimischen) Erzieherinnen für die evangelischen Kindergärten zu genehmigen hatten. Das musste mit schöner Regelmäßigkeit in der Kirchenleitung immer besonders und unter einem eigenen Tagesordnungspunkt und mit entsprechender Vorlage ad personam beschlossen werden. Ich habe dies zwölf Jahre lang und immer leichten Herzens getan, weil ich mir dabei die Kinder der türkischen Eltern vorstellte. Für diese Kinder ist es einfach leichter, in den Kindergarten zu gehen und sich dort wohl zu fühlen und verstanden zu wissen, wenn sie dort *auch* eine türkische Erzieherin vorfinden. Es ist schon merkwürdig, dass man für manche Probleme in Bengalen und Berlin vergleichbare Lösungen sucht und auch findet. Und wie es die Kinder dann später mit der Religion halten, das dürfen wir getrost Gott überlassen. Martin Kämpchen meinte: "Ich kann mir nicht vorstellen, dass meine Hindu-Freunde, die ihren Glauben sehr ernst leben, nicht von Gott angenommen werden."

Dabei stehen diese Erziehungsprogramme - bei allem Lob der Langsamkeit - doch unter einem nicht geringen Zeitdruck. Noch ist die Moderne in Ghosaldanga nicht eingebrochen,

aber nur wenige Kilometer entfernte Hindu-Dörfer sind bereits elektrifiziert, und die Fernsehprogramme bringen Bilder und Phantasien ins Dorf, die bisher weitab lagen.

Martin Kämpchen berichtet in einer seiner Erzählungen, welche ein Abenteuer für einen Bauern die Eisenbahnfahrt in die Stadt bedeutet und dass er sich dazu nach Möglichkeit einen erfahrenen Begleiter suchen wird. Ghosaldanga wird sich vom Einfluss der industriellen Kultur nicht abschirmen lassen. Schon tuckern die Motorpumpen durch die Abendstille, rattern im Nachbardorf zwei Traktoren und in einigen Jahren wird man auch in Ghosaldanga nicht nur Flöten und Trommeln hören, wenn Feste gefeiert werden. Martin Kämpchen hofft, dass die konstruktiven Programme mit ihren Bildungsangeboten und auch mit ihrer bewussten Pflege der Stammeskultur und besonders der schönen Feste den Einbruch der Industriekultur konterkarieren und das dörfliche und das kleinstädtische Leben auf einem höher entwickelten Niveau stabil halten können. Das ist dieselbe Hoffnung, die auch die anderen dörflichen Entwicklungsprogramme - in der Tradition von Gandhis konstruktivem Programm - trägt, denen wir auf unserer Reise durch Maharashtra und Gujarat begegnet waren. Wir verstehen diese jetzt besser dank der genauen Informationen, die wir über das kleine Ghosaldanga erhalten haben.

Auf dem Fest der Kunststudenten

Im Dunkeln kehren wir nach Santiniketan zurück. Dort erwartet man uns im Lampen- und Kerzenschein auf dem Campus der Kunstakademie Kala-Bhavan zum Basar. Die Studenten haben aus Drahtgestellen, die sie mit Papier überzogen und bunt bemalt haben, phantastische Tiere und hochragende Säulen geformt. Wir wissen nicht, ob sie damit an einheimische Traditionen anknüpfen. Wir haben aber das Gefühl, dass es hierher passt und nicht Disneyland importiert. Ruth und ich kaufen einen Kalender mit signierten Lithographien und den Linoldruck eines Märchens vom lausig-stürmischen Wind. Der Basar ist ein allgemeines Stelldichein, und wir treffen fast alle Besucher meines gestrigen Vortrags und die Teilnehmer des Mittagessens wieder. Santiniketan ist Künstlerkolonie und Kleinstadt per excellence, ein selten kommunikativer Ort.

Es wird spät, weil wir noch die Gelegenheit zu einem langen Gespräch mit Martin Kämpchen nutzen. Als wir ihn dann von unserem Fahrer wieder zu seinem Haus bringen lassen wollen, finden wir vor dem Hotel zwar das Auto, doch der Fahrer scheint verschwunden. Das Hotelpersonal schwärmt aus. Wo ist er nur abgeblieben? Schließlich funzeln wir hinter den Fahrersitz. Dort schläft er fest und ist erst nach kräftigem Trommeln auf das Blech wach zu bekommen. Alles feixt, als er verschlafen aus seinem Gefährt kriecht und Martin Kämpchen einsteigen lässt.

Santiniketan - Kalkutta, 2.12.1997

Franziskus digital. Vom Leben Dr. Martin Kämpchens zwischen Tagore-Übersetzung und Dorfentwicklung.

Nach einer ruhigen Nacht besuchen wir gegen 11 Uhr Martin Kämpchen in dessen ganz bescheidenem, nur gemieteten Haus in einem weitläufigen, jedoch kaum gepflegten Garten.

Franziskanischer Lebensstil, und der heilige Franz hängt auch als Poster an der Wand. Neben Rabindranath Tagore. Auf dem Schreibtisch Laptop, Drucker und Faxgerät. Bücher in Blechschränken, um sie vor Insektenfraß und Feuchtigkeit zu schützen.

Kämpchen zeigt uns seine Bücher und gibt uns einige der jährlichen Arbeitsberichte zur Dorfentwicklung. Er schreibt für Zeitungen und den Hörfunk. Er nimmt monatlich etwa DM 2.000 brutto ein. Das reicht auch noch für die Altersvorsorge in Deutschland.

Gestern abend hatte er uns von dem Romanmanuskript "Der Flötenspieler" und von seinen Kontakten zu dem Göttinger Germanisten Heinz Ludwig Arnold, der "Text und Kritik" herausgibt, berichtet.

Während wir uns Kämpchens Tagore-Übersetzungen - nur eben so als Stapel - zeigen lassen, kommt laufend Besuch vorbei, meist Santals, aber auch ein kauziger Schweizer, der ein paar Jahre älter sein dürfte als ich. Wahrscheinlich tut es gut, sich ab und zu auch in der Muttersprache unterhalten zu können.

Auf der Rückfahrt im Zug sprechen wir mit einer britischen Anthropologin, die sich mit der Tradition des Bänkelsanges in Bengalen befasst. Im Zug tritt dann auch ein solcher Baul-Sänger mit seinem Zupfinstrument auf. Durch ihre Haartracht - ein Zöpfchen zur Seite - will diese Gruppe signalisieren, dass ihr Zugehörige betont friedlich sind und zwischen Männern und Frauen stehen.

In Kalkutta werden wir von Mr. Roy, dem Fahrer des Goethe-Instituts, mit dem "Ambassador", einem - aus indischer Sicht - vornehmen, hochbuckligen PKW auf dem Parkplatz für VIPs abgeholt. Diese stabilen, meist leicht verbeulten Straßenkreuzer der VIPs wirken auf mich wie ein Verschnitt aus einem deutschen Ford Taunus in den 50er Jahren und einem englischen Taxi desselben Jahrgangs. Hauptsache: die (benzinfressende, umweltverstärkende) Klimaanlage funktioniert! Im Schritttempo zurück über die Schlaglochpiste der Howrah-Brücke. In wagenradgroßen, auf dem Kopf zu tragenden Körben werden Bananen angeboten. Wir werden im "home, sweet home", wie es Ingrid-Maria Keimel-Metz und Mr. Roy unisono nennen, von Thomas Metz mit einem Festessen empfangen: Ente kross mit Sauerkraut und Ananas und Semmelklößen! Rotwein. Mango und Kirschen. Wir lassen's uns wohl sein!

Kalkutta, 3.12.1997

Sigthseeing in Kalkutta und die merkwürdige Kombination von Ohrwärmern mit Barfüßen.

Mit Thomas Metz zu den Buchständen in der College Street. Man müsste mehr Zeit haben, um sich hier zurecht zu finden. Fündig würde man wahrscheinlich auch nur in den etwas größeren Geschäften mit umfangreichen Regalbeständen. Leichter orientieren wir uns dann in der Oxford Buchhandlung, wo ich mir von Charles Bell "The People of Tibet" (1928), die Erinnerungen von Maulana Abul Kalam Azad "India Wins Freedom" in der kompletten

Fassung von 1988 und ein signiertes Exemplar von "Freedom at Midnight" von Dominique Lapierre und Larry Collins, eine auf Befragungen basierende Reportage zur Ermordung Gandhis, kaufe.⁽⁶⁴⁾ Lapierre hat dann auch noch einen weiteren Bestseller geschrieben, sein Kalkutta-Buch "City of Joy". Diese Apostrophierung habe das hiesige Bürgertum gern gehört. Thomas Metz rät mir ab. Das sei clever eingerührter Kitsch. Also kaufe ich nur noch Briefpapier und ein Skizzenbuch für Wolfgang, fein geschöpftes Büttchen.

Am Nachmittag im Park des Victoria Memorial. Die Queen als bronzene Matrone. Wirklich kein berauschender Anblick. Doch zu einer Affaire mit einem Stallmeister hat sie es immerhin auch gebracht, meine ich aus dem "Spiegel" zu wissen. Das Museum selbst hatte erstaunlich früh geschlossen. Nach Auskunft von Günter Grass in "Zunge zeigen" haben wir aber an den Historienschenken auch nicht viel versäumt. So war es jedenfalls erholsam. Man flanierte in lauer Winterluft. Rund 20 Grad Celsius. Da fröstelt es die Inder bereits. Während unsereiner immer noch schwitzt, stülpen die Väter ihren (nach wie vor barfüßigen) Kinderchen bereits Wollmützen mit Ohrenklappen über. Ruth und ich amüsieren uns über diese zwischen oben und unten so kurios differenzierende Vorsorge.

Am Abend ein Video-Film über die Arbeit Martin Kämpchens mit den Santals. Ich habe den vervielfältigten Auszug aus Kämpchens Roman-Skript "Das Geheimnis des Flötenspielers" inzwischen gelesen. Berichtet wird von einem von Dorf zu Dorf ziehenden Geschichtenerzähler. Sehr einfühlsam, man meint dabei zu sitzen. Doch ich müsste schon das ganze Manuskript lesen. Es wird schlicht und anschaulich erzählt. Auf jeden Fall ist das Skript von ethnologischem Interesse. Die einfache Sprache passt zum Personal. Ob aber das Plot einen Roman trägt? Blöde Frage. Auch du bist bereits action-verdorben, auch wenn dich mittlerweile die gängigen Mischungen des creative writing anöden. Warum soll es nicht auch einen gemächlichen Roman geben? Bei jedem Wettbewerb in creative writing wären doch Adalbert Stifter und Hermann Lenz hochkant durchgefallen. Erzählungen hat Kämpchen bereits in größerer Zahl veröffentlicht. Auch ein Tagebuch. Für letzteres interessiere ich mich besonders.

Im Grandhotel

Thailändisches Abendessen im Hotel Oberoi, so genannt nach einem großen Gourmand vor dem Herrn. Die Klimaanlage lässt auch uns frösteln. Ich fühle mich in den stinkvornehmen Hotels mit dem vielen livrierten Personal überhaupt nicht wohl. Extrem sparsam erzogen befürchte ich noch heute, in diesen kulinarischen Tempelanlagen etwas verkehrt zu machen und wähle die Speisen nur unter dem Gesichtspunkt des geringstmöglichen Risikos, wobei ich nicht genau weiß, worin dieses bestehen könnte. Ich will die Esserei nur hinter mich bringen und beim Drum und Dran nichts falsch machen. Privat schmeckt's mir immer besser, besonders wenn jemand wie Thomas Metz gekocht hat. Ich erinnere mich auch heute nicht mehr daran, was ich überhaupt bestellt habe, wahrscheinlich wieder mal Reis und ein Gemüse. Zum Auftakt trank ich jedenfalls einen 'Pflanzer-Cocktail' - klang ein bisschen nach Santiniketän und war was Scharfes mit Ananas.

⁶⁴ Larry Collin / Dominique Lapierre: Um Mitternacht die Freiheit. Übersetzt von Christian Spiel (aus dem Amerikanischen unter Verwendung der französischen Ausgabe), München: Bertelsmann, 1976

Kalkutta, 4.12.1997

Gandhi-Verehrung und Gandhi-Kritik, und warum in Kalkutta der Hitler-Gruß in Bronze gegossen wurde und ein Historiker-Streit über Gandhi und Bose noch aussteht.

Ich sollte jetzt damit anfangen, eine Bilanz der Reise nach Kalkutta zu ziehen. Ich habe in der ersten Woche im Tagebuch fast nichts notiert. Neben den Bücherschätzen von Thomas Metz sitzend griff ich lieber ins Regal als zum Laptop. Ich könnte hier jahrelang lesen, ohne dass es mir langweilig würde. Es hat angefangen mit R. Safranskis Heidegger-Biographie "Ein Meister aus Deutschland", setzte sich fort mit der Rowohlt-Monographie von Wolfgang Heuer über Hannah Arendt, und heute Nacht habe ich mir von F. C. Delius "Unsere Siemenswelt", eine meisterliche Dokumentarsatire auf eine Firmenfestschrift, vorgenommen.

Die Gandhi-Tagung war nicht sehr ergiebig. Doch aus einigen Beiträgen konnte man etwas lernen. Die alten und auch die jungen Gandhianer nahmen wieder die in Indien weit verbreitete, den Mahatma verehrende Grundhaltung ein. Ad maiorem gandhi gloriam. Verdammt noch mal: Das ist unfruchtbar! Vermisst habe ich gerade hier in Kalkutta einen Beitrag, der sich mit dem Konflikt zwischen Gandhi und dem jungen, bengalischen Nachwuchspolitiker Subhas Chandra Bose auseinandergesetzt hätte.

Neu waren für mich die Informationen von Nandu Ram, eines Wissenschaftlers aus den Reihen der Unberührbaren, über die Möglichkeiten der positiven Diskriminierung der Dalits (dem offiziellen Terminus für die Unberührbaren bzw. Kastenlosen) und Gandhis Abwehrversuchen gegenüber diesen Bestrebungen der Unberührbaren. Das Problem dieses Referenten war jedoch, dass er seine kritische Einstellung zu Gandhi durch eine unkritische gegenüber dem Dalit-Politiker Ambedkar kompensierte.

Auch über das Verhältnis des Kommunisten M. N. Roy zu Gandhi erfuhr ich von Sibnarayan Ray einiges Neue. Zum Ende ihres Lebens standen sich Gandhi und Roy gar nicht mehr so fern. Das war wohl eine wechselseitige Annäherung. Aber vielleicht war dieser Vortrag zu harmonisierend. Meine generelle Einschätzung: Das Umfeld von Gandhi und besonders sein Verhältnis zu anderen Politikern ist noch nicht ausreichend erforscht.

Gene Sharps und meine Ansichten zur 'Macht von unten' und unser von den eigenen Bedürfnissen geleiteter (eklektischer) Umgang mit Gandhis Rezepten waren für die indischen Teilnehmer neu und provozierend. Zumindest war dies der Eindruck von Thomas Metz, der am letzten Tag noch zum Seminar gekommen war. Sein Urteil ist mir wichtig. Er ist ein ungemein belesener Mann. Er hat zu Zeiten Adornos in Frankfurt Ökonomie, Philosophie und Soziologie studiert, war dann als Journalist tätig und verschlingt nach wie vor eine Unmasse von Presse-Berichten. Er verfügt über ein wohl geordnetes Privatarchiv, das sich von den Schichtungen der Papiere in meinem Arbeitszimmer, die nur Literaturarchäologen als Ordnung zu begreifen vermöchten, wohlthuend unterscheidet.

Mich haben in Kalkutta die deutschen Freunde und deren Probleme und Ansichten mehr beschäftigt als die Kontakte zu Indern, die sich nur am Rande der Tagung beim Essen und

bei Abendeinladungen ergeben haben. Mit dem Kollegen Munshi, einem Soziologen, der die Gandhi-Tagung vorbereitet hatte und der auch deutsch spricht, werde ich in Verbindung bleiben. Ich hatte mich gewundert, dass er in seinem Referat über Gandhis Bestreben, sich und andere zum Festhalten an der Wahrheit zu erziehen, nicht nach der aktuellen Bedeutung des Widerstandes gegen die Korruption in Indien gefragt hat. Die Rüstung Indiens und die Bestrebungen, zur Atommacht zu werden, waren von den Indern überhaupt nicht angesprochen worden. Das ist nicht nur erstaunlich, das grenzt an Korruption des Intellekts!

Die eigentliche Entdeckung dieser Reise war Martin Kämpchen und seine Arbeit mit den Santals. Gestern abend hatten Ruth und ich noch den 30-minütigen Videofilm über diesen Franziskus in Santiniketan angesehen. Ruth will diesen Film von Viola Schmid und Bert Herfen in Deutschland kaufen und ihn dann bei unserem Treffen mit den Indienreisenden im Februar 1998 zeigen.

Mohandas K. Gandhi und Subhas Chandra Bose

Heute sind Ruth und ich gezielt zu Standbildern Subhas Chandra Boses gefahren und haben nebenbei einige Kalkutta-Impressionen gesammelt. Günter Grass hat ganz zu Beginn seines Indienbuches "Zunge zeigen" eines der Standbilder des indischen 'Führers' gezeichnet. Dieses Standbild wollte ich mit eigenen Augen sehen, weil mich seit meinem Besuch der Bose-Sonderausstellung im Gandhi-Museum in Delhi am Ostersonntag die Frage beschäftigte, wie diese Beziehung zwischen Gandhi und Bose denn tatsächlich ausgesehen hat. Die einen stellen ihn in die Tradition Gandhis, und die anderen sehen ihn als seinen Gegenspieler.

Gleich zwei Standbilder Boses steuerten wir an. Eines ist im Stadtzentrum gegenüber dem Hotel Oberoi zu finden. In Uniform grüßt Bose wie unser unseliger Adolf in Führermanier mit erhobenem Arm gewissermaßen sein Volk. An anderer Stelle, im Norden dieser Großstadt, sitzt Bose wie Napoleon auf dem berühmten Bild Davids bei der Überquerung der Alpen hoch zu Ross, obgleich es statt des Gebirgs panoramas auf meinem Foto nur ein abenteuerliches Gewirr elektrischer Leitungen zu sehen gibt. Grass schreibt über diesen, seinen ersten Eindruck von Calcutta und seinem Führer:

"Im Norden Calcuttas reitet ganz in Bronze auf zu kleinem Pferd, mit zu großem Kopf, unterm Uniformkäppi schwer bebrillt, dennoch mit richtungweisender Geste - Auf, nach Delhi! Auf, nach Delhi! -, ohne vom Fleck zu kommen, denn als Denkmal ist er samt Sockel einem Platz verwurzelt, der, weil fünf Straßen in seine Rundung münden, Five point crossing genannt wird, sage ich, Subhas Chandra Bose, auch Netaji, der veehrte Führer genannt.

Als er mir vor fünf Jahren zum ersten Mal in Reitergestalt, zur Büste verkürzt oder stehend als ganze Figur begegnete (doch immer mit Brille in Stein wie Metallguss), hatte ich von ihm und seiner globalen Bedeutung nur vage Vorstellungen. Aus Wochenschauen in Schülerzeiten erinnerte ich den Namen - er mag vor Stalingrad oder kurz danach ins Bild gekommen sein - und wie Bose in Zivil seine in Wehrmachtsklamotten gesteckte Indische Legion inspizierte, oder ich sah ihn auf flimmernder Vorstadtleinwand beim Händeschütteln mit Himmler, mit Hitler - wie ich ihn fünfundvierzig Jahre später in Calcuttas Victoria

Memorial Museum auf Fotos sehen werde: diesmal uniformiert neben japanischen Generalen oder beim Glas Wein mit Yamamoto, den er aus seiner Berliner Zeit kannte.

Netaji, der erfolglose Held, "The Springing Tiger" genannt. Gandhis feister Gegenspieler. Als Redner mitreißend vor aller Welt Mikrofone. Subhas Chandra Bose, dessen Legende bengalischer Traumstoff geblieben ist. Auf weißem Pferd wird er morgen, bald, irgendwann in die Stadt am Hooglyfluss einreiten, vielleicht von Norden kommend, wo er auf dem Platz der fünf Straßen sich selbst auf zu kleinem Pferd, mit zu großem Kopf, doch ganz und gar in Bronze gegossen, Hand am Käppi begrüßen wird."⁶⁵

Was verlangt die Historiographie als Disziplin?

Ich nehme Bose seine Verbindung zu den Nazis und zu den japanischen Kriegsverbrechern übel. Das könnten die Bengalen wohl kaum verstehen. Sie würden wahrscheinlich eher seine Verbindung zu Gandhi betonen. Doch wenn Bose von 1941 bis 1943 zwei Jahre in Berlin gelebt hat und mit Nazigrößen verkehrt hat, dann muss man als Deutscher skeptisch nachfragen. Man darf aus der Biographie des Philosophen Martin Heidegger auch nicht seine Nazivergangenheit eliminieren und nur etwas von seiner Beziehung zu Hannah Arendt erzählen, nur weil man ihn für einen großen Philosophen hält und beweisen möchte, dass er kein Antisemit war. So etwas hielte ich für Geschichtsfälschung.

Mein Besuch in der Bose-Sonderausstellung im Gandhi-Museum in Delhi ist mir nachgegangen. Ich habe weitere Informationen eingezogen. Ich sehe heute Gandhis Beziehungen zu Bose kritischer als im Frühjahr. Ich meine, dass auch Gandhis Verhalten fragwürdig ist, und ich sehe Bose mit etwas mehr Verständnis, um nicht zu sagen Sympathie. Doch bei meinem Urteil über die Bose-Ausstellung im National Gandhi Museum in New Delhi bleibe ich: Das war zumindest im Blick auf Boses Zeit im Nazi-Deutschland ein infames Stück Volksverdummung, was ich umso ärgerlicher finde, als die indische Historiographie als Disziplin jedem internationalen wissenschaftlichen Vergleich standhält. Wenn man es auch in Indien hätte auf einen Historikerstreit ankommen lassen, dann wäre eventuell eine sehr spannende, aufklärende Ausstellung zustande gekommen.

Wenn man die Bose-Ausstellung mit dem ernsthaften Streit, den es in Berlin immer wieder gegeben hat um die ständige Ausstellung zum Widerstand gegen das Hitler-Regime, vergleicht, dann merkt man, was man eigentlich von einer historiographisch soliden Ausstellung erwarten darf. Mein Kollege Steinbach hat sich gegen den politischen Druck, den kommunistischen Widerstand gegen das Hitler-Regime aus der Ausstellung zu eliminieren, wacker und mit guten Gründen und mit Erfolg gewehrt.

Mein genereller Eindruck von meiner Indien-Reise war, dass die Inder als Volk sich mit ihren "großen Männern" kritischer auseinandersetzen sollten - Gandhi inklusive. Ich habe als Friedens- und Konfliktforscher von Gandhi sehr viel gelernt und politologisch gesprochen bin ich Gandhianer, so wie andere vielleicht cum grano salis Marxisten oder Machiavellisten sind, aber ich kann mir vorstellen, dass sich mein Tagebuch auf den Spuren Gandhis für manchen Mahatma-Verehrer wie eine Ansammlung von Mahatma-Disqualifizierungen liest. Doch wenn man immer nur das Großartige an Menschen

⁶⁵

Günter Grass: Zunge zeigen, Frankfurt a. M. 1991 (Erstausgabe 1988), S. 7

herausstellt und den Unfug, den sie angestellt haben, unter den Teppich kehrt, dann hilft das niemandem. Wenn man zu lange Hagiographie betreibt, dann führt dies eines Tages zu überzogenen Entmythologisierungen und zum Vergessen der eigentlich wichtigen Leistungen der allzu lange unkritisch Verehrten.

Subhas Chandra Bose hatte von 1933 bis 1936 Europa bereist und war mit der Vorstellung nach Indien zurückgekehrt, dass man sich die relative Schwäche der europäischen Demokratien gegenüber den faschistischen Staaten zunutze machen sollte, um offensiv mit einer neuen Kampagne Druck auf die englische Kolonialmacht auszuüben. Ein solches Ausnutzen der Schwäche eines Gegners, die auf einem anderen Konfliktfeld entstanden war, lehnte Gandhi prinzipiell ab. So hatte er es auch in Südafrika abgelehnt eine Notlage der Regierung, die durch einen gleichzeitigen Eisenbahnerstreik entstanden war, auszunutzen. Hinzu kam, dass Gandhi die Judenverfolgung durch die Nazis für ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit hielt. Man konnte zwar über die Angemessenheit seiner Vorschläge zum gewaltfreien Widerstand streiten, und er wurde auch wegen seiner Vergleiche zwischen der Lage der Inder in Südafrika und der Juden in Deutschland kritisiert, aber Gandhi hatte keinerlei Zweifel daran gelassen, dass er das nationalsozialistische Regime für verbrecherisch hielt und dass er auf gar keinen Fall mit ihm gemeinsame Sache machen würde, um der englischen Regierung zu schaden.

Taktisches Verhältnis zur gewaltlosen Aktion

Bose hatte diese Skrupel schon vor seiner Übernahme der Präsidentschaft des Congresses im Jahre 1938 nicht. Er hatte auch ein rein taktisches Verhältnis zur Verwendung gewaltloser Kampftechniken. Er feierte den Bombenattentäter Bhagat Singh als Nationalhelden. Gandhi hätte also eigentlich wissen müssen, mit wem er es im Falle von Bose zu tun hat, als er ihn 1938 selbst zum Präsidenten des Congresses vorschlug. Wahrscheinlich hatten er und die sogenannte Alte Garde die Hoffnung, sie könnten mit Bose den radikalen linken Flügel des Kongresses einbinden. Und die Antrittsrede Boses als Präsident schien diese Erwartung auch zu bestätigen.

Bose war auch bereit, sich einzupassen, aber er wünschte eben doch die baldige Eröffnung einer neuen Kampagne für die vollständige Unabhängigkeit Indiens. Doch eine solche Zuspitzung des Konflikts wollten zu diesem Zeitpunkt weder Gandhi noch die Alte Garde. Sie hatten Skrupel, sich im internationalen Kräftespiel auf die Seite der Faschisten zu schlagen. Wenn es um die Demokratie ging, waren sie nicht bereit, nach der Maxime zu verfahren: Der Feind meines Feindes ist mein Freund. Zudem hielten sie es vorläufig auch für zweckmäßig, die Machtpositionen, die sie in einzelnen Provinzialregierungen errungen hatten, weiter auszubauen.

Je mehr die englische Regierung in Europa unter den Druck der Faschisten geriet, desto weniger waren die älteren Congress-Politiker und die Gandhisten bereit, nun ihrerseits auch noch Druck auszuüben. Das fand Bose vollkommen verkehrt. In dieser Hinsicht er war ein skrupelloser Machiavellist.

Der Ausschluss Boses aus dem Indian National Congress

Ich will jetzt den Ablauf des Konfliktes im Congress im Jahre 1939 nicht im einzelnen schildern. Ich fand die Methoden, mit denen Bose von der Alten Garde und mit Unter-

stützung Gandhis aus den Führungspositionen des Kongresses ausgeschaltet wurde, rigoros und auch fies. Bose wollte 1939 ein zweites Mal kandidieren - gegen den Willen der Alten Garde und Gandhis. Doch Bose erhielt eine knappe Mehrheit gegenüber dem Kandidaten der Alten Garde. Aber diese gab nicht auf, sondern verweigerte Bose im alles bestimmenden Working Committee die Zusammenarbeit.

Man trat geschlossen zurück und beauftragte Gandhi (ohne seine Zustimmung zuvor einzuholen) damit, Vorschläge für die Zusammensetzung des Working Committee zu machen. Das war schon sehr tricky, aber was Gandhi nun daraus machte, war auch nicht geeignet, Bose zu helfen. Er empfahl ihm, ein Working Committee nach seinem Geschmack zusammenzustellen. Doch dies war kein fairer Rat, denn Gandhi wusste genau, dass ein neues linkes Working Committee ohne seine ausdrückliche Unterstützung und ohne die Integration eines Teils der Mitglieder der Alten Garde sich nicht würde durchsetzen können. Und da sich Gandhi nun weigerte, auftragsgemäß Namen zu nennen, blieb dem ordnungsgemäß wiedergewählten Präsidenten des Kongresses gar nichts anderes übrig als zurückzutreten. Auch J. Nehru ließ Bose fallen. Dieser war bitter enttäuscht. Er versuchte nun ein Comeback bzw. eine Forcierung seiner Strategie der antienglischen Aktivitäten mit der Rückendeckung seiner bengalischen Hausmacht. Aber da war Gandhi nun ganz konsequent. Er betrieb mit Erfolg den Ausschluss Boses, weil dieser gegen die Kongress-Disziplin verstoßen habe.

Ich fühlte mich erinnert an den Ausschluss des SDS aus der SPD. Ich weiß heute, dass einige in der Redaktion von "konkret" konspirativ für die DDR gearbeitet haben, und doch frage ich mich - nun wieder im Blick auf Indien -, ob dieses harte Vorgehen gegen Bose ohne echte Strategiedebatte klug war. Vielleicht hätte sich Bose doch noch einbinden lassen. Vielleicht wäre es dann nicht zu seiner Flucht nach Deutschland und der offenen Parteinahme für die Achsenmächte gekommen. Die Alte Garde hat einem jungen, energischen Nachwuchspolitiker den Stuhl vor die Tür gesetzt. Das kann man tun und das muss man vielleicht sogar tun, wenn er sich nachweislich in prinzipiellen Fragen als lernunfähig und anpassungsunfähig erwiesen hat. Aber dieser Nachweis wurde nicht erbracht. Bose wurde von den Alten als gefährlicher Jungpolitiker ausgebootet. Doch dies geschah nicht auf der Basis einer offenen Debatte über die Strategie des Kongresses und aufgrund einer pointierten Kritik an den profaschistischen Implimentationen der Strategie Boses, sondern personalpolitisch verquast und verbunden mit der fragwürdigen Kritik an der innerparteilichen Fraktionsbildung und der Beschwörung einer Gemeinschaftsideologie. Und von Gandhis Seite vollzog sich dies alles in einer scheinheilig wohlwollenden Manier. Das konnte einen schon krank machen, und Bose war in dieser Zeit auch schwer krank und konnte seine Position nur mit Mühe und nur vom Krankenbett aus persönlich vertreten.

Alternativen zum Ausschluss?

Gandhi hätte den jungen Bose direkt kritisieren und ihm Fehler im Verständnis der gewaltfreien Strategie vorwerfen oder gar profaschistische Machinationen auf den Kopf zusagen sollen. Für beides gab es genug Anhaltspunkte. Wenn Gandhi und Bose sich in aller Öffentlichkeit in der Sache gefetzt hätten, dann hätte mir dies gefallen. Vorbildlich im Stil der Kontroverse scheint mir der Konflikt zwischen Gandhi und Buber zu sein. Buber hat Gandhi offen angegriffen wegen seiner Stellungnahme zum Palästina-Konflikt und wegen seiner Empfehlungen zum jüdischen Widerstand. Das sage ich, obwohl es zu keiner

direkten Antwort Gandhis an Buber gekommen ist. Das lag aber an den äußeren Umständen, nicht am Unwillen zum Diskurs. Diesen hat Gandhi an anderen Stellen oft bewiesen.

Wenn es zu einem profilierten, öffentlichen Diskurs gekommen wäre, dann hätte Bose vielleicht doch noch begriffen, dass man sich mit den Faschisten nicht verbünden darf und dass das antikolonialistische Ziel das Mittel - Begünstigung der Faschisten - nicht heiligt. So aber wurde nicht über das eigentliche Thema gestritten, sondern über die innere Disziplin im Kongress und das hehre Ideal der 'Gemeinschaft in der Bewegung' doziert. Dies empfand ich als scheinheiliges Gerede. Das kennt man. Das ist die Methode, mit der die etablierten Kräfte in einer Bewegung zu verhindern suchen, dass sich innerhalb der Bewegung eine Fraktion bildet. Ob es sich hier um den Indian National Congress, eine evangelische Synode oder um eine Partei handelt, es ist in der Struktur immer dasselbe: Es ist dieselbe Gemeinschaftsideologie, derer sich die Alte Garde bedient, um die interne Opposition auszuschalten.

Diese Gemeinschaftsideologie stinkt jeden liberalen Demokraten an, der sich mal etwas intensiver mit den Parteiausschlussverfahren der SPD in den 50er und 60er Jahren befasst hat. In dieser Hinsicht war Ossip K. Flechtheim mein Lehrmeister, und seine große Parteiendokumentation ist eine Fundgrube für schandbare Parteiausschlussverfahren. Er ist aus Solidarität mit (wegen der Unterstützung des SDS) ausgeschlossenen Kollegen aus der SPD ausgetreten. Und wie sich Gandhi in diesem Konflikt zwischen der Alten Garde und den Jungtürken verhalten hat, hat mir überhaupt nicht gefallen. Da war er ein alter Mann, der es mit den alten Männern hielt.

Differenzen in den Zielen und Posen

Ich vermute aber zugunsten Gandhis, dass er das richtige Gespür für Boses politisches Verfahren hatte. Gandhi hat Bose gewissermaßen eine schlechte Prognose gestellt und ihn dann - im Bündnis mit der Alten Garde - mit vorgeschobenen Gründen abserviert. Es gibt meines Erachtens kaum einen Zweifel: Bose lag nicht auf der politischen Linie Gandhis, weder außen- noch innenpolitisch. Er hat sich gegenüber Vertrauten ganz abfällig über Gandhis konstruktives Dorfentwicklungsprogramm geäußert. Wenn es nach Gandhi ginge, dann würde Indien nach der Unabhängigkeit im dörflichen Urschlamm, "in the ditches", verkommen. Bose war ein glühender Nationalist, der gewissermaßen an die höhere Sendung von Mutter Indien glaubte. Er wollte ein starkes, ein industrialisiertes Indien und er hatte nicht die geringste Abneigung gegen das Militär als Institution. Der autoritäre Führungsstil und das Imponiergehabe der Faschisten gefielen ihm.

Bei all den Dingen, bei denen unsereiner eine Gänsehaut bekommt, da blühte Bose auf. Er liebte Uniformen und die martialische Pose. Auf den Europäer wirkt er leicht wie der italienische Duce im Westentaschenformat. Aber dafür, dass er klein und feist war, kann er nichts. Im Unterschied zum Duce und zu unserem unsäglichen Adolf war er wirklich ein Intellektueller und klarer Denker, bei dem man wusste, woran man war. Als Intellektueller stand er in der Tradition der europäischen Aufklärung und des Sozialismus, aber für den Führerkult war er gewiss anfällig und zur Macht gelangt hätte er auch zum Militärdiktator werden können.

Das sind Spekulationen, für die es aber Anhaltspunkte gibt. Die faschistische Pose war auch ein Teil des Zeitgeistes. Jedenfalls gefiel sie Bose, und er hat sie meines Wissens nirgends kritisiert. Auch in diesen Mitteln des politischen Stils gab es einen scharfen Gegensatz zu Gandhi - und meines Erachtens auch zu Nehru, der auf mich immer wie ein englischer Gentleman alter Schule wirkt.

Gandhi hatte seinen ganz eigenen Stil, befremdlich und imponierend zugleich. Gandhi stand den nationalistischen Spektakeln und diesen - wie er sagte - ganz unproduktiven Begeisterungstürmen für seine Person und dem ganzen 'Mahatmaismus', wie er das Getue ironisch nannte, skeptisch bis offen ablehnend gegenüber. Man kann sich Gandhi einfach nicht mit Führergruß und hoch zu Ross vorstellen. Er latscht mit einem langen Stab durch die Gegend oder sitzt irgendwo halbnackig herum und spinnt seinen Baumwollfaden. Das sind seine Posen. Ich habe in den indischen Gandhi-Museen nur ein Foto Gandhis entdeckt, wo er mal auf dem Fahrrad sitzt, aber ein Freund hat sicherheitshalber noch die Hand am Gepäckständer. Es gibt bei Gandhi keine Suche nach der imponierenden Geste. Das ist mir sehr sympathisch, wenn ich an den Duce, den Führer und dann auch noch an Reichsmarschall Hermann Göring und diese ganzen Goldfasane denke. Aber deren Auftreten hat nun eben Netaji, diesem Nachwuchsduce aus Calcutta sehr gefallen. Daran gibt es kaum einen vernünftigen Zweifel, und es ist schon sehr kurios, dass er auf den indischen Denkmälern in den fragwürdigen faschistischen Posen abgebildet ist und das er auf den indischen Heroenbildchen immer mit seinem Militärkäppi erscheint. Darüber darf man sich doch wundern, wenn dies in der größten Demokratie der Welt geschieht, als welche sich die Inder selbstbewusst bezeichnen.

Die Bengalen können sich wohl kaum vorstellen, wie ein Netaji-Denkmal auf einen Deutschen wirkt, der die Nazis noch erlebt hat. Diese feisten Goldfasane in ihren braunen Uniformen waren blutige Henker, und Bose, der im April 1941 nach Berlin kam und dort bis Februar 1943 blieb, musste erkennen, mit wem er es zu tun hatte. Im Januar/Februar 1943 wurden die Berliner Juden in der "Fabrikaktion" zusammengetrieben und nach Auschwitz deportiert. Und wie die deutsche Besatzungsherrschaft in Osteuropa aussah, und wie die deutsche Wehrmacht mit polnischen und russischen Gefangenen umgegangen war, konnte Bose doch nicht entgangen sein.

Pakt mit dem Teufel

Subhas Chandra Bose hat meines Erachtens ganz bewusst einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Ich finde es leichtfertig, wenn indische und deutsche Historiker Bose bescheinigen, er sei kein Faschist gewesen. Ich hätte ihm im Falle seines Erfolges nichts Gutes zugetraut. Wer so wenig Skrupel hat bei der Wahl seiner Bundesgenossen oder wer die indische Armee auf den Namen eines offenkundigen Kriegsverbrechers vereidigen lässt, den wollte ich nicht zum Premierminister haben. Thomas Metz zeigt mir in der Zeitschrift "Mainstream" vom 25. Januar 1997 einen Artikel von Panchanen Saha mit dem Titel "Netaji Subhas Chandra Bose and Germany". Zitiert wird die deutsche Übersetzung des Eides, welche die 4.000 Mann starke Indische Legion schwor:

"Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich für diesen von unserem Führer Subhas Chandra Bose geführten Freiheitskampf Indiens dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler als oberstem Befehlshaber der Wehrmacht unbedingten Gehorsam

leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid das Leben einzusetzen."

Es ist hinzuzufügen, dass Bose kraft eigener Autorisierung am 28. Februar 1942 über den deutschen Rundfunk Großbritannien den Krieg erklärte. Das war nicht weniger eigenmächtig als die Anmaßung des indischen Vicekönigs, ganz Indien in den Kampf gegen die Achsenmächte einzubeziehen. Das eine war so wenig demokratisch legitimiert wie das andere. Was hätte ein freies Indien von einem solchen selbsternannten Führer zu erwarten gehabt?

Im Blick auf die Politik der Kongresspolitiker im Jahre 1939 will ich diesen - rückblickend - mal zugute halten, dass sie den latenten Faschismus in Bose gespürt und sich dagegen durch das Ausschlussverfahren gewehrt haben. Das ist eine fragwürdige These, aber wer sie widerlegen will, muss das, was Bose zur Präsidentschaft des Indian National Congress gesagt hat, mit dem vergleichen, was er in den Jahren 1941 - 1943 in Deutschland und danach gesagt und getan hat.

Gandhis Nachruf auf Subhas Chandra Bose

Doch Gandhi ist selbst mitschuldig an diesem Mangel an kritischer Auseinandersetzung mit Bose. Gandhi hat noch wenige Tage vor seiner Ermordung - anlässlich des dritten Todestages von Subhas Chandra Bose am 23. Januar 1948 - fast eine Eloge auf diesen indischen Nationalhelden gehalten. Man musste schon sehr genau hinhören und hinsehen, um die unterschwellige Kritik wahrzunehmen:

"Er verspielte sein eigenes Leben zum Heil seines Landes. He gambled away his own life for sake of his country." Ich zitiere den ersten Satz im Original, weil in der Formulierung "he gambled away" der wichtigste kritische Unterton dieser Eloge steckt. Gandhi selbst war alles andere als ein "gambler", ein Spieler, der im politischen Spiel alles und aufs Geratewohl auf eine Karte gesetzt hätte. Gandhi trachtete danach, seine ureigensten Mittel auf das sorgfältigste zu kontrollieren, weil er wusste, dass er das Erreichen bestimmter politischer Ziele nicht seinem Willen und seinem Hoffen unterwerfen konnte. Er konnte aber seine Irrtümer besser erkennen und revidieren, solange er seine Mittel gewaltfrei hielt.

"Er verspielte sein eigenes Leben zum Heil seines Landes. Welch große Armee hat er doch aufgebaut, ohne dabei nach Kasten- und Religionszugehörigkeit zu unterscheiden! Seine Armee war auch frei vom Provinzialismus und von Rassenvorurteilen. Als Befehlshaber seiner Armee suchte er auch keine Bequemlichkeiten, welche er anderen verweigert hätte. Subhas Chandra Bose bewies Toleranz gegenüber allen Religionen, und darum gewann er auch die Herzen aller Männer und Frauen seines Landes. Er erreichte, wofür er sich mit seinem Herzen eingesetzt hatte. Wir sollten uns an seine Tugenden erinnern und sie in unserem Leben praktizieren."

Eine solche selektive Betrachtungsweise nach der Regel "Über Tote nichts als Gutes!" halte ich nicht für tolerant, sondern für eine Irreführung der indischen Jugend. Es wäre wichtiger gewesen, in Kalkutta ein Tagung über den Netaji und Hitler als über Gandhi und die Welt zu machen!

Kalkutta, 5.12.1997

Man wird auch wieder aufgepäpelt: Im Sterbehaus der mildtätigen Schwestern Mutter Teresas und die unheimliche Nachbarschaft des Tempels der blutigen Göttin Kali.

Durch einen unscheinbaren Eingang, erkennbar nur an einem Foto Mutter Teresas, betreten wir das Sterbehaus der Missionaries of Charity, also des von Mutter Teresa gegründeten Ordens. Wir werden aber nicht von einer der Schwestern, sondern von einem jungen Schweizer, der während des Jazz-Abends im Goethe-Institut mit einer deutschen Krankenschwester am Nebentisch saß und der hier seit vier Wochen als Freiwilliger arbeitet, durch alle Räume des ehemaligen Pilgerdomizils geführt. Die Stadt hatte es Mutter Teresa in ziemlich verwahrlostem Zustand zur Verfügung gestellt.

In jeweils vier Reihen liegen in zwei Räumen - getrennt nach Geschlechtern - die Sterbenden, Kranken oder auch die nur extrem Erholungsbedürftigen, die noch eine Überlebenschance haben. Fünf Ordensschwestern und mehr als doppelt so viele freiwillige Helfer - zu erheblichen Teilen Deutsche - kümmern sich um die sehr verhärtet aussehenden Ärmsten aller Altersgruppen. Wer seinen Stuhlgang nicht mehr halten kann, liegt auf Liegen mit grünen Plastiküberzügen. Die Helfer füttern und waschen die Kranken. Unser schweizer Führer erklärt uns die Aufgaben der Helfer, die sich im Turnus abwechseln. Die blonde deutsche Krankenschwester schaut auch vorbei, hat bereits die Ausgehkleidung an und verabschiedet sich von dem jungen Schweizer mit einem Kuss auf die stoppelige Backe.

Auch Oliver, der im Max Müller Bhavan als Praktikant tätig ist, war zwei Monate lang drei Tage in der Woche im Sterbehaus als Helfer tätig. Die Umgangssprache unter den Helfern sei meist deutsch gewesen.

Eine ruhige, sachliche Atmosphäre in allen Räumen. In der Mitte zwischen den Krankenräumen liegt ein großer Raum, in dem gekocht, Wäsche gewaschen und gebadet wird. Im Hintergrund ein mit einer grünen Lattentür verschlossener Raum. Dort werden die Verstorbenen aufbewahrt, bis sie zur Verbrennungsstätte gebracht werden.

Geholfen wird mit einfachen Mitteln. Alles ist sehr sauber. Auch keine widerlichen Gerüche. Durch die Scheiben im Frauenraum, den auch Thomas Metz und ich problemlos betreten dürfen, fällt Sonnenlicht. Es herrscht merkwürdigerweise auch keine bedrückte Stimmung. Ein Mann meines Alters, der früher hier auch geholfen hat, geht mit seiner Gitarre von Lagerstatt zu Lagerstatt und spielt, wo dies erwünscht wird, einfache Melodien. Es wird ganz offensichtlich etwas Nützliches, sogar Hilfreiches getan. Vielleicht ist dies derjenige Ort der Erde, wo mit geringstmöglichem Aufwand die größte Wirkung erzielt wird.

Oliver, der Praktikant, meinte jedoch, dass eine bessere ärztliche Versorgung angebracht und angesichts der vorhandenen finanziellen Mittel auch möglich wäre. Die an Lungen-

tuberkulose Erkrankten sollten getrennt untergebracht werden. Die Ansteckungsgefahr sei auch für die Helfer zu groß.

Der junge Schweizer berichtet, dass auch das Sterben sich meist geräuschlos vollziehe. Es könne passieren, dass er gerade mit einem Patienten beschäftigt sei, diesen füttere oder ihm den Po wasche, während hinter ihnen (unbemerkt) ein Mensch sein Leben aushauche. Aufmerksame Zuwendung sei jedoch die Regel. Es werde auch einmal am Tage für alle ein Gebet gesprochen.

Last minute Bekehrungen gibt es nicht. Hindus und Moslems sterben im Frieden ihrer jeweiligen Religionen. Die Ordensschwester werden dennoch von vielen Hindus des Missionierens verdächtigt - der Vereinsname legt dies auch nahe. Oliver hat dergleichen jedoch auch nicht bemerkt. Er sieht einen Grund für die nicht öffentliche, aber doch hinter vorgehaltener Hand weitergegebene Kritik an den Ordensschwestern in ihrem Erfolg. Eigentlich müssten sich die Bengalen sagen, dass sie dies alles längst auch selbst hätten auf die Beine stellen können, statt sich gegenüber dem Elend gleichgültig zu verhalten.

Unser Besuch im Sterbehaus störte nicht, erregte auch keinerlei Aufsehen. Unsere Spende wurde in einem Buch eingetragen nebst Namen und Herkunftsland (aber ohne Anschrift). Und wir wären ohne direkte Nachfrage auf die Möglichkeit einer Spende auch gar nicht hingewiesen worden.

Durch den Blumenmatsch zum Kali-Tempel

Das war beim anschließenden Besuch des Kali- und des unmittelbar benachbarten Krishna-Tempels ganz anders. Hier wurden wir von einem etwa vierzigjährigen Mönch, der unversehens und unaufgefordert unsere Führung übernommen hatte, direkt gebeten, einen ganzen Sack Reis zur Speisung der Armen zu stiften. Wir trauten der Sache aber nicht und gaben nur 500 Rupien, statt der von uns erwarteten 1.600 Rupien (DM 80). Das wäre für indische Verhältnisse eine exorbitante Spende gewesen. Thomas Metz meinte auch, dass dem Spendenbuch des Mönches nicht so ohne weiteres zu trauen sei und aller Wahrscheinlichkeit nach einiges für den uns führenden "Mönch" und seinen Helfer, der im passenden Moment mit dem Spendenbuch zur Stelle war, abgezweigt würde. Vielleicht taten wir mit unserem Verdacht dem Mönch aber auch Unrecht. Im Krishna-Tempel in Dwarka (Gujarat) hatten wir die Speisung der Pilger selbst beobachten können. Es könnte also in Kalkutta auch so funktionieren. Der Mönch hatte uns versichert, einmal täglich würden an dem heiligen Teich des Krishna-Tempels die Armen gespeist.

Wir waren erleichtert, das Tempelgelände der schwarzen Göttin Kali ganz rasch wieder verlassen zu können. Den eigentlichen Kali-Tempel hatten wir gar nicht erst betreten. Wir wollten nicht barfuß durch den Blumenschmutz watscheln. Unser Führer hatte uns (beschuht) an eine Stelle geführt, von der aus man auf den Kopf der schwarzen Kali blicken konnte, sobald auf seinen Zuruf und das Eingreifen eines Helfers die erregten Gläubigen für einen Augenblick zur Seite wichen. Es ist multi-kulti-unfair, aber ich denke bei solcherlei Aktivitäten eben doch an Götzendienst. Es würde mich interessieren, was der Reform-

Hinduismus von dieser Kultstätte hält bzw. ob und wie ein Rabindranath Tagore solches Brauchtum kommentiert hat. Gandhi hat das Tieropfer für Kali schroff abgelehnt.⁽⁶⁶⁾

Das Äußere dieser Kultstätte wirkt auf mich abstoßend. Die überdachten Budensträßchen auf dem Weg, auf denen für Pfennigbeträge in Massen produzierte Devotionalien angeboten werden, sind entsetzlich schmutzilig. Die Opferstätte für die Ziegen und Rinder mit den noch nicht ganz vertrockneten blutigen Spritzern und Rinnsalen widerte mich an. Um diese Opferstätte drängten sich die "Gläubigen" bzw. "Verehrer" - ich weiß nicht, wie man diese vom Kali-Kult Angeturnten nennen soll. Einer legt sein Haupt auf den Opferblock, auf dem heute früh die Ziegen gemetzelt worden waren. Ich verstehe nichts, und dieses Gemisch aus Blumen, Blut und Schmutz erregt bei mir Ekel. Noch ein paar Minuten und es wäre mir vielleicht kotzübel geworden.

Insofern war es dann direkt eine Wohltat, von dem Mönch zu dem Teich des angrenzenden Krishna-Tempels geführt zu werden, wo es Licht und frische Luft gab und der Gedanke an die Speisung der Armen auch unsereinem mit diesem ganzen abstrusen Betrieb etwas versöhnte.

German Speaking Evening

Am Nachmittag bereite ich mich auf den German Speaking Evening im Goethe-Institut vor. Ich versuche mich an einer allgemeinverständlichen Einführung in die Theorie und Praxis der gewaltfreien Konfliktaustragung. Es kommen etwa 15 meist ältere Inder, die in Deutschland als Techniker gearbeitet haben. Auch hier wird sofort wieder nach den Möglichkeiten einer gewaltfreien Antwort auf extrem gewalttätige Bedrohungen gefragt.

Gibt es denn ein Grundbedürfnis des Menschen, die Gewalt als ultima ratio zu rechtfertigen und zu retten? Wahrscheinlich ist es die Angst vor dem Tode, die uns Menschen immer nach einem letzten Mittel, um dem eigenen Tod noch einmal zu entgehen, suchen lässt - und sei es um den Preis des Todes vieler anderer Menschen. Rein statistisch gesehen ist die Vorbereitung auf die gewaltsame ultima ratio der sicherste Weg, zum Opfer der Gewalt zu werden. Das ist so banal. In Amerika werden mehr Familienangehörige zu Opfern der Selbstverteidigungswaffen als Einbrecher. Und wenn man diese Argumentationsstruktur auf die Bereitstellung von Atomwaffen überträgt, macht sie auch noch Sinn.

Kalkutta, 6.12.1997

Von der Anglophilie gebildeter Inder und unserem Auftritt beim Pferderennen. Der Abschied von den deutschen Freunden in Kalkutta.

Gemeinsames Frühstück auf dem Balkon. Ein Nikolaus namens Thomas hat auch Ruth und mir Bücher gebracht. Das letzte Buch des gerade 100 Jahre alt gewordenen Nirad C. Chaudhuri über die drei apokalyptischen Reiter und eine Festschrift für den immer noch

⁶⁶ R. Tagore desgleichen, wie M. Kämpchen zu meinem Manuskript angemerkt hat. "Beide haben keine Tempel besucht." (Schreiben vom 17.3.1999)

rührigen Jubilar.⁶⁷⁾ Wir erfahren im Gespräch mit Thomas Metz von der hierzulande berühmten Autobiographie des anglophilen Chaudhuri "Autobiography of an Unknown Indian". Der zweite Teil hat den Titel "Im Lande der Circe". Diese beiden Bücher sollte ich vor der Abreise aus Indien noch kaufen. Aber die Zeit wird knapp. Am Nachmittag werden wir als VIPs auf Einladung der Zeitung *Statesman* ein Pferderennen besuchen.

Einkäufe im Taj-Hotel

Mittagessen im Taj-Hotel, einem frei stehenden modernen Hochhaus. Ruth kauft in der großen, gut sortierten Boutique des Hotels eine gebatikte Tischdecke auf schwarzem Grund und ich eine neue, als unkonventionell geltende Gandhi-Biographie von Yogesh Chadha "Rediscovering Gandhi", Frau Keimel-Metz eine große südindische Wandschnitzerei, welche Götter- und Menschenleben auf dem Dorfe darstellt und die Wand hinter ihrem neuen Bett zieren soll.

Unter großen Hüten

Wir machen uns einen Jux. Ingrid-Maria Keimel-Metz hat Freude an Hüten und einen hübschen Vorrat. Ruth darf probieren. Und dann haben wir auf dem Rennplatz - und ich bin eigentlich nur der unscheinbare Fotograf - einen großen Auftritt. Thomas Metz ist ein Mann von gewaltiger Statur. Er leidet sicher unter seinem Übergewicht, aber er weiß es zu überspielen. Imposant wirkt er im hellen Sommeranzug mit Strohhut, flankiert von den beiden in Schwarz und Weiß gekleideten Damen unter breitkrempigen schwarzen Hüten. Oliver und ich bilden das Gefolge. Die Fotografen nehmen uns aufs Korn. Diesmal haben wir den VIP-Damen von Kalkutta in ihren farbenprächtigen Saris die Show gestohlen, was uns Ex-APO-Helden aus Frankfurt und Berlin einen Heidenspaß macht.

Wir haben von der Tribüne einen schönen, weiten Blick über Kalkutta - hinüber zum Victoria Park. Das Pferderennen selbst ist nicht so aufregend, jedenfalls für uns. Wer gewettet hat, schreit sich heiser, wenn die Pferde einlaufen. Ich probiere mein Glück beim Fotografieren auf der Ziellinie. Mit einem Fünfhundertstel als Belichtungszeit. So was Raffiniertes habe ich noch nie gemacht.

Frau Keimel-Metz wettet ein bisschen, gewinnt sogar nach einem Tip unseres Kellners im Kolonialurban, aber nur ein paar Mark. Leider gibt es einen Unfall. Zwei Reiter werden abgeworfen. Ein Pferd bricht sich ein Bein und muss erschossen werden. Hinter einem vorgehaltenen Tuch. Dieses Nebeneinander von Triumph und Tod bei einem harmlos scheinenden Samstagnachmittagsvergnügen hat uns dann die gute Laune doch etwas verdorben. Aber wir lassen uns nicht ganz verstimmen.

Thomas Metz bringt uns noch zum Flughafen und sorgt dafür, dass wir an der richtigen Stelle die richtigen Papiere vorweisen. Erst dann verabschiedet er uns herzlich. Er gehört zu den Menschen, über die ich gerne mehr wüsste. Er wirkt auf mich wie ein gewaltiges Understatement, wie ein erloschen scheinender Vulkan, aus dem eines Tages der Lavaström eines großen Werkes hervorbrechen wird. Das stelle ich mir vor, das wünsche ich mir.

⁶⁷⁾

Nirad C. Chaudhuri: *Three Horsemen of the New Apocalypse*, Delhi 1997.

Swapan Dasgupta (ed.): Nirad C. Chaudhuri. *The First Hundred Years. A Celebration*, New Delhi: HarperCollins Publishers India, 1997

ANHANG

VOM INDISCHEN FRIEDENSNETZWERK (SHANTI SENA) ZUM DEUTSCHEN ZIVILEN FRIEDENSDIENST

Ein Bericht über die Versuche, Gandhis Konzept einer gewaltfreien Sicherheitspolitik an die deutschen Verhältnisse anzupassen

Freie Übertragung des englischen Vortrags auf der Tagung "Gandhi and India" im Goethe Institut in Kalkutta am 29.11.1997 und an der Visva Bharati Universität in Santiniketan am 1.12.1997

Auf der Suche nach dem Idealtypus einer gewaltfreien Widerstandskampagne

In der Politischen Wissenschaft pflegt man Ideen und politische Konzepte meist etwas abstrakt zu formulieren und sie systematisch auf das Vorhandene und das bereits begrifflich Geordnete zu beziehen. Das ist vertretbar, solange der Adressatenkreis mit diesen abstrakten Vorstellungen und dieser Systematik ad hoc eine größere Zahl von anschaulichen Beispielen und Erfahrungen verbinden kann, ohne dass diese immer ausdrücklich benannt werden müssten. Das ist gewöhnlich der Fall, wenn man zu Landsleuten spricht. Da ich mich jedoch hier in Kalkutta im Rahmen der Tagung "Gandhi and India" an ein Auditorium von Sozialwissenschaftlern wende, das mit dem deutschen und europäischen Anschauungsmaterial und den deutschen Erfahrungen nicht vertraut ist, will ich diesem dadurch entgegenkommen, dass ich über die Rezeptionsgeschichte von Gandhis Ideen auf eine sehr persönliche, mitunter sogar autobiographische Weise berichte und auf diesem Wege die in Deutschland benutzten Begriffe mit Anschauung zu verbinden suche.

Ich gehe zunächst einmal von den Erfahrungen aus, die ich selbst mit Gandhis Konzepten gemacht habe; ich wage es also, meine eigenen Erfahrungen in gewissem Umfang als repräsentativ für die Gandhi-Rezeption in Deutschland zu bezeichnen. Das ist fragwürdig, weil es natürlich andere Deutsche gibt, die Gandhi etwas anders rezipiert haben als ich. Da ich jedoch von 1969 bis 1996 der Schriftleiter von "Gewaltfreie Aktion", die neben der anarchistischen Monatschrift "Graswurzelrevolution" wohl maßgebend für die Gandhi-Rezeption in Deutschland war, ist es nicht abwegig, meiner Sicht eine gewisse Repräsentativität zuzubilligen, zumindest bildet sich ein Schriftleiter dies ein, solange er bei den Lesern Zustimmung findet. Dabei ist zu bedenken, dass die meisten Artikel auf Vorträge mit anschließender Diskussion zurückgehen.

Doch ich will noch eine einschränkende Vorbemerkung machen. Am Anfang - also bis zum Jahre 1968 - war mein Interesse für Gandhis Gedanken und für seine Strategien keineswegs typisch für junge Deutsche. Mit meinem Interesse an Gandhis Schriften war ich unter den Historikern und Politikwissenschaftlern eine Ausnahme. Es gab an den deutschen Universitäten zwar Forschungen zur Geschichte Indiens und auch zum Leben Gandhis, aber es wurde von diesen Wissenschaftlern nicht der Versuch gemacht, Gandhis Ideen auf die deutsche Politik direkt anzuwenden. Eine solche Unverfrorenheit und die naive Bereitschaft zum fruchtbaren Missverständnis konnten wahrscheinlich auch nur sehr junge und noch entsprechend begeisterungsfähige Menschen aufbringen. Und ich war wirklich begeistert

von Gandhis Methode, Politik zu machen, und erzählte allen meinen Freunden davon, und erfreulicherweise hörten mir viele gerne zu, besonders die Kriegsdienstverweigerer.

Heutzutage ist die Lebensgeschichte Gandhis und sind auch seine Theorien weitaus bekannter als Mitte der 60er Jahre, und ich kann heute mit Fug und Recht behaupten, dass meine Überlegungen zur Anwendung von Gandhis Ideen auf die deutsche Politik zumindest im Blick auf pazifistische Kreise einigermaßen repräsentativ sind für das friedenspolitische Denken in Deutschland.

Zwischen 1963 und 1965 schrieb ich meine Dissertation über die Theorie und Praxis der gewaltfreien Aktion und ich bezog mich dabei immer wieder auf Gandhis Experimente. Mein Ziel war es - in Anlehnung an Max Weber - den Idealtypus einer gewaltfreien Widerstandskampagne aus dem vorhandenen Anschauungsmaterial herauszudestillieren. Es ging um den Typus einer Kampagne, die gewaltfreie Aktionen unter Massenbeteiligung in einem größeren Gebiet anwendet, um sich gegen eine etablierte Macht, welche die Menschenrechte mißachtet, durchzusetzen.

Als ich den ersten Entwurf dieser Arbeit Waldemar Besson, meinem akademischen Lehrer an der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen, vorstellte, hielt er mein Interesse an der gewaltfreien Aktion für etwas reichlich Exotisches, ließ mich aber gewähren. Im damaligen Deutschland sah man in Gandhi vor allem einen religiösen Denker, einen fernöstlichen Heiligen. Nach diesem Muster war Gandhi auch in der Zeit der Weimarer Republik interpretiert worden. Er war noch nicht das Vorbild von Bürgerrechtsbewegungen. 1963 war auch Martin Luther King in der deutschen Öffentlichkeit noch weitgehend unbekannt.

Fünf Jahre später sah es dann schon ganz anders aus. 1968 bezeichnete Walter Ulbricht, der Generalsekretär der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) in der damaligen DDR und Diktator von Moskaus Gnaden die Strategie der gewaltfreien Aktion als "konterrevolutionär". Er betrachtete sie als besonders gefährlich, weil in ihr in bemerkenswert höflicher Form Opposition betrieben würde. Diese Kommentierung einer Dissertation durch einen Staatschef war die erstaunliche Konsequenz des gewaltfreien Widerstandes in der Tschechoslowakei im August 1968 gegen die Besetzung des Landes durch sowjetische Truppen und durch weitere Truppenteile aus anderen Warschauer Paktstaaten. Ulbrichts Attacke auf meine Dissertation "Gewaltfreier Aufstand. Alternative zum Bürgerkrieg" im "Neuen Deutschland" überraschte mich, weil ich dieses Buch in erster Linie geschrieben hatte, um Fragen zu beantworten, welche den Kriegsdienstverweigerern in Westdeutschland gestellt wurden, wenn sie sich weigerten, an der militärischen Verteidigung gegen den aggressiven Kommunismus teilzunehmen.

So kam es denn, dass viele tausend Exemplare einer zunächst als exotisch bezeichneten Erlanger Dissertation das Interesse von jungen Männern in der ganzen Bundesrepublik Deutschland fanden. Aber auch einige Kriegsdienstverweigerer in der DDR informierten sich über diese Ideen - zum Teil auf abenteuerliche Weise, zum Teil aber auch indirekt, indem sie die Schriften Martin Luther Kings lasen, die in der DDR legal zu haben waren.

Die sogenannten Bausoldaten suchten in der DDR immer wieder auf originelle Weise die Gedanken der gewaltfreien Aktion zu verbreiten. Georg Meusel aus Werdau in Sachsen war Mitglied eines Vereins von Briefmarkensammlern und ihm gelang es, die Ideen Martin Luther Kings und Gandhis unter das Volk zu bringen, indem er eine Ausstellung von Briefmarken und postalischen Belegen zur Person Kings und Gandhis zusammenstellte. Briefmarkensammeln war nicht "konterrevolutionär". Meusel erhielt sogar eine Medaille für die 'Entwicklung des sozialistischen Philatelie'. Dies entbehrte nicht der Komik des in sich Widersprüchlichen, weil Meusel vom Staatssicherheitsdienst überwacht und auch immer wieder schikaniert wurde.

Die ständige Gandhi-Ausstellung im Museum am Checkpoint Charlie

Gandhi und King wurden im Laufe der Jahre für viele junge Deutsche die hauptsächlichen Gewährsleute für die Wirksamkeit gewaltfreier Machtentfaltung. Wer heute Berlin besucht, findet im Museum am Checkpoint Charlie eine ständige Ausstellung, die sich mit Gandhi und der Wirkungsgeschichte seiner Methoden befasst. Am sogenannten Checkpoint Charlie befand sich in den Jahren der Teilung Berlins durch die berüchtigte Mauer der Übergang für Nichtdeutsche. An dieser Stelle befindet sich also noch heute das Museum, das sich mit der Geschichte der Mauer, besonders aber den Fluchtwegen und Hilfsmitteln für die Flucht, befasst. Man findet dort raffinierte Fluchtfahrzeuge, Tunnelbilder, aber auch einen Heißluftballon. Die einen wollten die DDR verlassen - auch dies ist eine legitime Methode des gewaltlosen Widerstands -, die anderen wollten sie mit gewaltfreien Methoden von innen umgestalten, weil sie einen demokratischen Sozialismus für möglich erachteten.

Unser Interesse dürfte jedoch in erster Linie eine spezielle Ausstellung mit dem Titel "Von Gandhi bis Walesa" finden, die Dr. Rainer Hildebrandt zusammengestellt hat. Diese Ausstellung zeigt mit Hilfe von Bildmaterial, aber auch mit einigem Handwerkzeug aus der Praxis - z.B. der Schreibmaschine, auf welcher die Charta 77 in der Tschechoslowakei geschrieben wurde -, wie gewaltfreie Aktionen in der ganzen Welt angewandt worden sind und immer wieder werden. Man müsste dort jetzt auch die Pressekonferenzen und Artikelserien dokumentieren, mit denen die Militärdiktatoren in Burma sich gegen Gene Sharps Broschüre "From Dictatorship to Democracy" gewandt haben.

Neuerdings zeigt dieses Museum auch einige persönliche Besitztümer Gandhis und Kasturbas, die dem Museum von nahen Verwandten Gandhis zur Verfügung gestellt wurden, also ganz einfache Kleidungsstücke, Tagebücher und Briefe. Wichtiger aber ist wahrscheinlich noch, dass in Berlin mehrere Sammlungen von Gandhi-Literatur zugänglich sind, und dass an den sozialwissenschaftlichen Fakultäten Berlins, also an der Freien Universität und an der Humboldt-Universität, Gandhi-Forschung betrieben wird. Seit zwanzig Jahren gibt es in Berlin bereits ein Gandhi Informationszentrum, das von Peter Rühle und Christian Bartolf ins Leben gerufen worden ist.

Vor 30 Jahren war jedoch Gandhi in Deutschland und auch in Berlin unter Studenten beinahe unbekannt. Die einzige leicht erhältliche Schrift war eine Taschenbuchausgabe von Louis Fischers Biographie "Das Leben und die Botschaft von Mahatma Gandhi". Der Verfasser dieses Buches war ein amerikanischer Journalist, der sich zunächst für den Sozialismus begeistert hatte, bis er dann durch leninistische und stalinistische Praktiken völlig desillusioniert wurde. Auch ich bin durch die Lektüre dieses Buches richtiggehend

aufgeklärt worden, obgleich mich schon in meiner Schulzeit die gehässigen Fußnoten, mit denen Marx andersdenkende Kollegen niederkartätschte, abgestoßen hatten. Durch Louis Fischer erkannte ich den Zusammenhang zwischen Mitteln und Zielen. Dieser an westlichen Gesellschaftstheorien geschulte Autor verstand es, die Fehlschläge gewaltsamer Revolutionen, mit deren Ideen ich sympathisiert hatte, zu reflektieren. Sein Hinweis auf den strengen Zusammenhang zwischen Mitteln und Zielen erklärte mir das politische Scheitern von gewaltsamen, bewaffneten Revolutionen. Ich kam zu derselben Konsequenz wie Bart de Light in seinem Buch "The Conquest of Violence": "Je mehr Gewalt, desto weniger Revolution." Die Mittel formen und deformieren die Ziele.

Gandhis Theorien lieferten mir eine Erklärung dafür, dass die humanitären Ziele während der französischen und der bolschewistischen Revolution ins Gegenteil verkehrt wurden, und die Revolutionen in blutigen Eroberungskriegen oder in totalitärer Herrschaft ihre Fortsetzung fanden. Doch Gandhi lieferte eben auch eine erfolgversprechende Alternative zum gewaltsamen Kampf für die Realisierung humanitärer Ziele.

Aus Fischers Gandhi-Biographie erfuhr ich auch, dass die gewaltfreie Aktion als ein Machtinstrument zu verstehen ist, solange diejenigen, die diese Instrument anwenden wollen, auch bereit sind, den Preis für den Gebrauch gewaltloser Mittel zu bezahlen. Dieser Preis kann persönliches Leiden sein, aber in aller Regel geht es nicht ganz so simpel zu.

Zur Wirkungsweise der gewaltfreien Aktion

Es gibt keine Regel nach dem Tenor: Je mehr Leiden, desto mehr Erfolg für die gewaltfreien Akteure. Man kann seinen politischen Gegner auch mit anderen sanfteren, weniger riskanten Methoden unter Druck setzen, beispielsweise durch Streiks, durch Boykotts und auch durch zahlreiche Formen der gewaltfreien Intervention wie die amerikanischen Go-ins und Sit-ins oder auch die längere Zeit anhaltenden Fastenaktionen und Hungerstreiks. Der Preis für das Wirksamwerden von gewaltfreien Aktionen kann aber auch sein, dass man sich ein Leben lang mit Studien zur Wirkungsweise gewaltfreier Aktionen befasst, sich auf Training zu wiederholten Malen einlässt und beim Organisieren auf der untersten Graswurzelebene auch Ausdauer beweist und in Konfliktlagen immer wieder zu vermitteln weiß nach den Regeln professioneller Mediation.

Das bedeutet in der Praxis: Die gewaltfreie Aktion ist nicht immer ein dramatisches Ereignis, das die Aufmerksamkeit der Massenmedien auf sich zieht. Doch neben Ausdauer und Know-how bedarf es auch eines gewissen Maßes an Bereitschaft, Leiden zu ertragen, ohne nach Vergeltung zu rufen. Märtyrertum ist aber manchmal auch das Ergebnis schlechter strategischer Planung, und manche Fehler sind gemacht worden, seit Gandhi seinerseits damit Schule gemacht hat, einen himalajagroßen Fehler zuzugeben. Er hatte angenommen, dass Indien bereits Anfang der 20er Jahre bereit sei, durch massenhaften zivilen Ungehorsam die Unabhängigkeit innerhalb eines Jahres zu erringen. Der Lernprozess dauerte jedoch viel länger. Gandhi musste aus seinen eigenen Fehlern lernen.

So wichtig das Lernen aus Fehlern und das sorgfältige Planen von Kampagnen ist, man darf darüber doch nicht die Augen verschließen, dass selbst große Strategen wie Gandhi und King ganz persönlich den Preis von Festnahme und Haft entrichten mussten. Sie bewegen wahrscheinlich bis heute die Herzen der Menschen, weil sie auch nicht davor zurückge-

schreckt sind, für ihre Überzeugungen mit dem Leben einzutreten und auch dieses im Kampfe dranzugeben.

Diese Erfahrung erinnert uns daran, dass wir immer dann, wenn wir über längere Zeit erfolglos agieren, uns fragen müssen, ob unsere Einsatzbereitschaft auch mit unseren Ansprüchen Schritt hält. Das muss sich insbesondere ein Wissenschaftler fragen, der in der Regel unter komfortablen Umständen über gewaltfreie Konfliktbearbeitung forscht. Ich wiederhole jedoch, dass die Bereitschaft zum Martyrium witzlos ist, solange keine Strategie vorhanden ist, welche geeignet ist, das angestrebte Ziel, Frieden und Gerechtigkeit, auch zu erreichen. Gandhi hat selbst immer wieder in rhetorischer Zuspitzung betont, Ziviler Ungehorsam ohne konstruktives Programm sei bloßes Abenteuerum und schlimmer als nutzlos. Ein Kollege hat es kürzlich noch weiter zugespitzt, indem er gar von "Martyriumsgeilheit" sprach. Von dieser konnte ich aber bisher in der Bundesrepublik nichts bemerken. Auch die Aktionen der "Schwerter zu Pflugscharen"-Gruppe, welche die höchsten Gefängnisstrafen riskierte, indem sie Waffen demontierte und Zäune um militärische Anlagen durchschnitt, waren sehr nüchtern kalkuliert.

Beginn der Gandhi-Rezeption unter Pazifisten

Die Rezeption von Gandhis Theorie und Praxis war in der Bundesrepublik Deutschland dadurch geprägt, dass von Anfang an ein starker und anhaltender Versuch unternommen wurde, Gandhis Ideen an die spezifisch deutschen Bedürfnisse anzupassen. Wir wollten von Gandhi lernen, aber wir wussten, dass wir ihn nicht imitieren durften.

Ende der fünfziger Jahre ist Asha Devi Aryanayakam durch Europa und speziell durch Deutschland gereist. Sie hat die faszinierende Botschaft von dem Aufbau einer Shanti Sena, einem Netzwerk von gewaltfreien Aktionsgruppen, verbreitet und sie hat mit Erfolg versucht, europäische Pazifisten anzuregen, sich an vergleichbaren Experimenten zu beteiligen. Ihre Schrift über die Shanti Sena ist im Internationalen Freundschaftsheim in Bückeburg ins Deutsche übersetzt worden und dieses kleine blaue Büchlein hat mich tief beeindruckt: Das war die vorwärtsweisende neue Idee! Wie ich geahnt hatte: Es genügte nicht, den Kriegsdienst zu verweigern; man musste der Öffentlichkeit und der Regierung - bzw. der Opposition als der künftigen Regierung - glaubhaft mitteilen, dass man bereit sei, die Menschenrechte, wie sie in der Verfassung des Landes formuliert sind, mit gewaltfreien Mitteln zu verteidigen. Dies durfte nicht nur verbal, dies musste vor allem durch den Aufbau einer Organisation geschehen. Diese Organisation sollte einerseits zur konstruktiven Aktion, aber auch zum Widerstand im Bedrohungsfall bereit sein. Auch ein internationale Brigade gewaltfreier Akteure, die auf Anforderung einheimische Kräfte unterstützen könnte, wurde bereits gedacht.

Es bedurfte jedoch vieler Experimente, bevor wir uns dann ein klares Bild davon machen konnten, welche Art von konstruktiver Aktion und welche Form von Widerstandsvorkehrungen den deutschen Bedingungen angemessen sein dürften.

Auf der Suche nach einer Abkürzung zur Gandhistischen Praxis: "Die Gewaltfreie Zivilarmee"

Die Anregungen aus Indien hatten zur Folge, dass sich in Stuttgart ein Dutzend Kriegsdienstverweigerer im Jahre 1962 entschloss, versuchsweise eine "Gewaltfreie

Zivilarmee" ins Leben zu rufen. "Gewaltfreie Zivilarmee" war fast eine wörtliche Übersetzung des indischen Begriffs Shanti Sena (Friedensarmee). Die Gruppe einigte sich auf eine Programmschrift "Die Gewaltfreie Zivilarmee - die Stimme der jungen Generation".

Der Grundgedanke dieser Schrift war, dass auch Diktaturen mit gewaltfreien Methoden widerstanden werden könne, dass die Erfolgchancen aber wachsen würden durch eine vertrauenswürdige Organisation und durch regelmäßiges Training.

Meines Erachtens enthielt diese Schrift neben manchem Richtigem auch Fehler. Der hierarchische Aufbau von sozialdemokratischen und kommunistischen Untergrundorganisationen, die sich mit dem Verteilen von Untergrundzeitungen unter deutscher Besatzungsherrschaft befasst hatten, wurden von uns zum Vorbild genommen. Ich würde heute ganz entschieden davon abraten, sich im Aufbau an einer hierarchisch gegliederten Geheimorganisation zu orientieren. Es gelingt dem politischen Gegner früher oder später immer, mit Spitzeln in geheime Organisationen einzudringen. Geheimorganisationen provozieren auch Versuche, von seiten des gewalttätigen politischen Gegners mit Foltermethoden die geheimen Informationen herauszupressen. Das Prinzip der Öffentlichkeit muss auch im Widerstand gegen Diktaturen beibehalten werden und dies ist bei entsprechender Vernetzung und Massenhaftigkeit des Engagements auch möglich. Für diese Fehler im Organisationskonzept der Gewaltfreien Zivilarmee war ich verantwortlich, weil ich als gelernter Historiker der einzige war, der über solche Informationen verfügte.

Unsere Stuttgarter Gruppe selbst hatte jedoch überhaupt nichts Geheimes an sich. Es war ein offener Freundeskreis, den wir in unserer heutigen, von amerikanischen Vorbildern geprägten Praxis als "affinity group", als "Bezugsgruppe" bezeichnen würden, wie dies später in der Friedensbewegung allgemein üblich wurde. Auch wir waren vernetzt mit anderen Bezugsgruppen und gaben zwischen 1962 und 1964 ein selbstgedrucktes Journal heraus "Konsequent. Mitteilungen der Aktionsgruppen für gewaltfreien Widerstand".

Trotz der genannten und anderer konzeptioneller Schwächen war die Broschüre "Die Gewaltfreie Zivilarmee" doch eine der ersten umfassenderen Versuche, Gandhis Überlegungen auf die Bundesrepublik Deutschland und auch auf ihr Verhältnis zur DDR zu übertragen. Diese kleine Broschüre war ein ernsthafter Versuch, sich mit dem Problem von Krieg und Frieden in einer neuen, auf gewaltfreie Machtmittel gestützten Weise auseinanderzusetzen. Doch eine Broschüre ist eine Broschüre. Ein kleines Schriftlein bewegt in aller Regel nicht die Menschheit. Es bedarf neben der Theorie immer auch der dazu passenden Aktion.

Es genügte jedoch nicht, mit Fahnen und Transparenten durch die Straßen von Stuttgart zu ziehen, um den sich behäbig aus den Fenstern lehenden Schwaben zu signalisieren: Hier ist die Alternative, die Gewaltfreie Zivilarmee! Meine Mutter machte sich über uns lustig, indem sie uns in aller Freundschaft versicherte: Es sei ihr ein großes Vergnügen, jeden Sonntagmorgen eine ganze Armee mit Kaffee und Kuchen, Apfelsaft und Brezeln zu furagieren. Tatsächlich haben wir nicht nur getafelt und diskutiert und Gandhi gelesen, sondern wir haben uns auch an zahlreichen, verschiedenartigen gewaltfreien Protestaktivitäten

beteiligt, ja wir haben für dieses Engagement auch die neue Bezeichnung "gewaltfrei" geprägt.

Das bislang übliche "gewaltlos" bzw. "Gewaltlosigkeit" klang uns zu schwächlich. Wir wollten unterstreichen, dass wir uns ganz bewusst von gewaltsamen Methoden frei machen und dass wir diese definitiv als konterproduktiv aus unserem Arsenal ausscheiden wollten. Diese Begriffsbildung hat mittlerweile in der deutschen Sprache Schule gemacht. Auch hier hatten wir von Gandhi gelernt, der seinerseits mit dem Begriff "Satyagraha" nach einer neuen Bezeichnung für das gesucht hatte, was bislang unzulänglich als "passiver Widerstand" bezeichnet worden war.

Wir beteiligten uns als Kriegsdienstverweigerer an der Organisation der Ostermärsche der Atomwaffengegner und an Protesten gegen sinnlose Luftschutzeinrichtungen. "Der Tierschutz ist für alle Viecher, der Luftschutz für die Katz!" Die Gruppe "Gewaltfreie Zivilarmee" war dann auch die erste, die gegen die Verhaftung von deutschen Journalisten aus dem Wochenmagazin "Der Spiegel" protestierte. Diese kritischen Redakteure hatten über das NATO-Manöver "Fallex 62" berichtet. In diesem Manöver wurde der totale Nuklearkrieg in Deutschland simuliert, und ein Manöverergebnis war, dass innerhalb einer Woche mehrere Millionen Deutsche an den Kriegsfolgen sterben würden. Wir organisierten auch ein 24stündiges Fasten an allen Samstagen des Jahres, um auf diese Art und Weise ein Dorfentwicklungsprojekt in Indien zu fördern. Unsere Kontaktperson war der Quäker Ralph Keithan.

Doch mit all diesen Aktivitäten konnten wir unsere Absicht, ein neues Friedenskorp, das mit inneren und äußeren Konflikten gewaltfrei umzugehen versteht, aufzustellen, nicht beweisen. Die Menschen verstanden uns einfach nicht. Sie konnten es sich nicht vorstellen, dass es eine gewaltfreie Strategie gibt, mit der man einer kommunistischen Aggression Widerstand zu leisten vermag. Wir versuchten, sie zu überzeugen, indem wir uns auf mehrere historische Beispiele beriefen, die wir in Fallstudien aufarbeiteten. Der Bericht über den gewaltlosen Widerstand der norwegischen Lehrer gegen das Quisling-Regime fehlte im keinem meiner Vorträge. Doch auch der Hinweis auf solche Erfolge des Widerstands gegen totalitäre Herrschaft half uns wenig. Wir merkten, dass wir ein umfassendes Konzept einer gewaltfreien, betont zivilen Verteidigung benötigten.

Wir nahmen Kontakt auf zu englischen und amerikanischen Friedensforschern, die an ähnlichen Konzepten arbeiteten. Sie sprachen von "Civilian Defence". Wir haben dies später - einer Anregung Johan Galtung folgend - mit "Soziale Verteidigung" übersetzt, weil es beim gewaltfreien Widerstand gegen Aggressoren nur indirekt um die Verteidigung von Territorien, in erster Linie jedoch um die Erhaltung freiheitlicher sozialer Strukturen geht.

Die Engländer und auch Amerikaner, mit denen wir uns berieten, saßen vor allem in der Redaktion der Wochenzeitung "Peace News". Es waren Sozialwissenschaftler: April Carter, Adam Roberts und Gene Sharp.

Die Civilian Defence Study Conference in Oxford

Wir deutschen Aktivisten waren uns mit den englischen Friedensforschern darin einig: Gandhis Verteidigungsideen und auch die anhaltenden Experimente der Shanti Sena sind

nicht ausreichend auf europäische Verhältnisse abgestimmt. Wir kamen überein, dass wir Spezialisten aus Europa und den USA in ein College nach Oxford einladen wollten, um dort mit ihnen über historische Erfahrungen und über die passenden Strategien zu beraten. So geschah es im September 1964. Wir mussten alle unsere Reisekosten selbst bezahlen, und wahrscheinlich war dies auch der Grund, dass kein Inder nach Oxford kommen konnte. Mit Devi Prasad, dem in London lebenden indischen Generalsekretär der War Resisters International, standen wir jedoch in engem Kontakt. Die Ergebnisse dieser Konferenz veröffentlichten wir in dem Sammelband: Adam Roberts (Hg.): Gewaltloser Widerstand. Probleme, Beispiele, Strategien (Göttingen 1971). Von der englischen Ausgabe erschienen Übersetzungen in mehreren europäischen Sprachen. Die deutsche erweiterte und überarbeitete Übersetzung erschien mit mehrjähriger Verspätung, was aber nicht so gravierend war, weil die deutschen Forscher längst die englische Erstausgabe gelesen hatten. Indische Interessenten wurden angesprochen mit einem von der Gandhi Peace Foundation geförderten und von T. K. Mahadevan, Adam Roberts und Gene Sharp herausgegebenen Sammelband: Civilian Defence. An Introduction, Bombay 1967. Dieser Band enthielt auch mehrere Beiträge aus meiner Feder, die an keiner anderen Stelle veröffentlicht wurden.

Forschung auf dem Gebiet der gewaltfreien Konfliktaustragung

Eine der Konsequenzen der Civilian Defence Study Conference in Oxford war, dass wir deutschen Teilnehmer uns eingestanden, noch sehr viel mehr über die Methoden und die Wirkungsweise der gewaltfreien Aktionen erforschen zu müssen. Die Alternative zum Militär ließ sich nicht in einer handwerklichen Art improvisieren; in dieser Hinsicht hatte ich aus Lenins Schrift "Was tun?" einiges gelernt.

Die Stuttgarter Gruppe beschloss, ihr Experiment "Gewaltfreien Zivilarmee" zumindest vorläufig einzustellen, jedoch ihr Engagement in bereits existierenden Organisationen beizubehalten bzw. neu aufzunehmen, so z.B. im Internationalen Versöhnungsbund (International Fellowship of Reconciliation, IFOR). Einige von uns, wie Wolfgang Sternstein und ich, begannen sich als Friedensforscher mit dem gewaltfreien Widerstand gegen ausländische Herrschaft zu befassen. Ich gab mein Studium der Germanistik auf und verlegte mich ausschließlich auf die Geschichte und die Politische Wissenschaft.

Unsere Ideen sollten sich auch ziemlich rasch als realitätsnah erweisen. Als im August 1968 die Tschechoslowakei von Truppen des Warschauer Paktes besetzt wurde, publizierte das Magazin "Der Spiegel" (nachträglich) einige Widerstandsregeln, die wir in den vergangenen drei Jahren entwickelt hatten. Das waren dann die Regeln, die Walter Ulbricht, der Staatschef der DDR, als "konterrevolutionär" bezeichnete.

Wir setzten unsere Forschungen fort und wurden darin unterstützt von einer speziellen Studiengruppe der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler. Wir publizierten Bücher und Forschungsberichte und Artikel, und es gelang uns, eine neue Zeitschrift "Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit" mit Hilfe des deutschen Zweiges des Internationalen Versöhnungsbundes zu gründen. In dieser Zeitschrift veröffentlichten wir nun eine größere Zahl von Artikeln zur Strategie und Taktik der gewaltfreien Konfliktbearbeitung und insbesondere zur Sozialen Verteidigung. Ich will hier nicht ins Detail gehen. Es ist eine Fundgrube, die von der angelsächsischen und indischen Konfliktforschung noch entdeckt werden muss. Wer den gewaltfreien Widerstand studieren

möchte, sollte Deutsch lernen. Die Deutschen kennen die englische Literatur recht gut, aber umgekehrt ist dies kaum der Fall.

Eine Konsequenz dieser eher akademischen Anstrengung deutscher Friedensforscher war jedoch, dass wir feststellen mussten: Klare Konzeptionen und rationale Argumentationen genügten nicht. Die meisten Menschen hatten Schwierigkeiten, sich emotional ihre persönliche Teilnahme an der Sozialen Verteidigung vorzustellen. Unsere Konzepte befassten sich mit Konflikten auf der Makroebene. Beim gewaltfreien Widerstand gegen eine Besatzungsmacht standen in unseren Szenarien zunächst einmal die Regierung, das Parlament und die Großorganisationen in vorderster Front. Viele Menschen an der Basis des politischen Geschehens hatten jedoch keine Erfahrungen auf der Makroebene und sie wussten nicht richtig, wie sie gewaltfreien Widerstand in ihrem Alltag, also auf der Mikroebene, anwenden sollten. Der Lernprozess musste also stufenweise über die Mikroebene sich der Makroebene des politischen Handelns nähern.

Das Hearing der Grünen in Bonn 1984

Dieser Lernprozess kam in Gang durch das Auftreten von Bürgerinitiativen, in denen auch die Befürworter gewaltfreier Konfliktbearbeitung intensiv mitarbeiteten. In Bürgerinitiativen, die sich gegen großindustrielle Anlagen wandten und die Umwelt zu schützen suchten, konnten die deutschen 'Gandhisten' ihre strategischen Konzepte plausibel machen. Doch der öffentliche Durchbruch von Konzepten gewaltfreier Verteidigung und einem deutschen Pendant zur indischen Shanti Sena gelang erst als Konsequenz der Gründung einer neuen Partei.

In den 70er Jahren war es in der Bundesrepublik Deutschland zu einer Massenbewegung gegen den Bau von atomaren Anlagen gekommen. Die Ökologiebewegung vereinigte sich dann in den 80er Jahren mit dem Widerstand gegen die Stationierung neuer Atomraketen. Eine wichtige Konsequenz der Verbindung dieser beiden Bewegungen war der Erfolg einer neuen Partei, der "Grünen". Die Ökologen lehrten das deutsche Volk, wie man auch angesichts eines großen Polizeiaufgebots gewaltfreien Zivilen Ungehorsam leisten kann. Die Partei der Grünen war das Ergebnis eines solchen Lernprozesses in ökologischen und pazifistischen Bürgerinitiativen. Gewaltfreie Aktivisten wie Petra Kelly und Roland Vogt bemühten sich dann mit Erfolg, die Soziale Verteidigung in das Parteiprogramm einzufügen. Die ersten Formulierungen stammten allerdings von Kriegsdienstverweigerern, welche nach dem Aufstand der Außerparlamentarischen Opposition im Jahre 1968 Einfluss auf die Programmatik einer ganz kleinen Partei "Arbeitsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher" (AUD) gewonnen hatten. Diese kleine Partei war dann in den "Grünen" aufgegangen.

Die gewaltfreie Verteidigung war in gewisser Hinsicht eine logische Folge der Ablehnung von Massenvernichtungsmitteln, insbesondere von Atomwaffen. Dennoch blieb das Verständnis vieler Mitglieder und Wähler der Grünen von der Wirkungsweise gewaltfreier Aktionen jahrelang ziemlich oberflächlich. Man übertrug auch gar zu schnell Erfahrungen von Bürgerinitiativen und von Kampagnen Zivilen Ungehorsams auf die speziellen Probleme der Anwendung von gewaltfreien Aktionen auf staatlicher Ebene gegen einen auswärtigen Aggressor.

Petra Kelly und Roland Vogt luden darum Spezialisten für gewaltfreie Aktionen im allgemeinen und für Soziale Verteidigung im besonderen aus aller Welt im Juni 1984 zu einem Hearing nach Bonn ein. Dieses Hearing fand statt in dem offiziellen Saal für Hearings des Deutschen Bundestages. Gene Sharp, Adam Roberts und Johan Galtung waren unter den Eingeladenen. Dieses Hearing bedeutete einen Schritt vorwärts. Das Tonbandprotokoll des Hearings wurden von der Vierteljahresschrift "Gewaltfreie Aktion" dokumentiert, wenn auch mit dreijähriger Verspätung.

Diese Verspätung war ein Indiz für das geringe Interesse leitender Parteifunktionäre bei den Grünen an der Fortentwicklung eines eigenen Verteidigungskonzeptes. Die Protagonisten der Sozialen Verteidigung ließen sich dadurch jedoch nicht entmutigen, sondern bauten auf die langsame Wirkung klarer und deutlicher Konzepte. Mein großes Vorbild für solche redaktionelle Tätigkeit war Gandhi als Herausgeber der Zeitschriften "Indian Opinion", "Young India" und "Harijan".

Die Gründung des Bundes für Soziale Verteidigung

Im März 1989 kam es dann zur Gründung des Bundes für Soziale Verteidigung e.V.(BSV), einer Art Dachorganisation verschiedener pazifistischer und kirchlicher Organisationen. Auch die Grünen waren beteiligt. Nach der Stationierung von Mittelstreckenraketen im Winter 1983/84 war wieder einmal deutlich geworden, dass eine Massenprotestbewegung nicht ausreicht, um Erfolg zu haben, sondern dass zusätzlich ein konstruktives Programm erforderlich ist. Die meisten Bewegungen hatten sich bisher gegen etwas gewandt, der Bund für Soziale Verteidigung sollte sich nun für eine Alternative einsetzen. Petra Kelly und ich wurden die Gründungsvorsitzenden des Bundes für Soziale Verteidigung. Roland Vogt war der Pressesprecher unseres Verbandes.

Der BSV als Dachorganisation sollte mehrere Aufgaben wahrnehmen. Das Konzept der Sozialen Verteidigung sollte weiterentwickelt werden, Trainingsformen sollten gefunden werden. Ein Ziel war aber auch, die Grünen und die SPD zu bewegen, das Konzept der Sozialen Verteidigung in Form eines Pilotprojektes zu institutionalisieren und die entsprechenden Trainings zu fördern. Abrüstung und gewaltfreie Sicherheitspolitik sollten mit einem eigenen Ministerium im Kabinett der Bundesregierung vertreten sein. Dieser Aufbau gewaltfreier Kapazitäten sollte zunächst noch neben der fortexistierenden Armee erfolgen. Es handelte sich hier um ein zwar ehrgeiziges, aber meines Erachtens praktikables, schrittweise realisierbares Programm.

Das Konzept der Sozialen Verteidigung wurde tatsächlich auf allen Ebenen der Partei "Die Grünen" diskutiert und auch von einigen der Friedensbewegung nahestehenden Sozialdemokraten den eigenen Parteifreunden nahegebracht.

Der gewaltfreie Aufstand und die Wende in der DDR

Obwohl der Bund für Soziale Verteidigung die gewaltlosen Bewegungen in der DDR mit Sympathie begleitete, waren wir doch wie alle anderen davon überrascht, dass der Wandel sich dann so schnell vollzog. Natürlich waren wir begeistert von diesem raschen Erfolg gewaltfreier Methoden, andererseits war aber für die Masse der Bevölkerung in der DDR die Zeit des "gewaltfreien Aufstandes" zu kurz, um einen nachhaltigen Lernprozess auf dem Gebiet der gewaltfreien Aktion zur Folge zu haben.

Die meistenteils gewaltlosen Revolutionen in Osteuropa veränderten die politische Landschaft fast über Nacht. Die gewaltfreie Aktion hatte sich als Methode im Jahre 1989 als sehr erfolgreich erwiesen, aber schon 1991 zeigte es sich, dass auf der staatlichen Ebene und besonders auf dem Gebiet der Sicherheitspolitik kaum Konsequenzen aus dieser Bewährungsprobe gewaltfreien Handelns gezogen wurden. Eine geradezu absurde Konsequenz des Erfolgs des gewaltfreien Aufstandes in der DDR war, dass die jungen Männer in West-Berlin, die bis 1990 keinen Wehrdienst leisten mussten, nun in die allgemeine militärische Dienstpflicht einbezogen wurden.

Die Bürger und Bürgerinnen der baltischen Staaten hatten ihre neu etablierten unabhängigen Parlamente mit gewaltfreien Methoden verteidigt, insbesondere durch Massenversammlungen vor den Parlamentsgebäuden, aber dessen ungeachtet installierten die Regierungen sofort neue kleine, nationale Armeen. Neuerdings suchen sie sogar die größtmögliche Sicherheit durch die Aufnahme in der NATO. Der Waffenhandel weitet sich wieder aus. Die Bundesrepublik beeilt sich, zusammen mit Frankreich schnelle Eingreiftruppen, sogenannte Krisenreaktionskräfte, aufzubauen. Es scheinen also keine konstruktiven Konsequenzen aus den gewaltlosen Aufständen, ja Revolutionen gezogen worden zu sein. Die Tragödie der Auflösung Jugoslawiens in neue, sich befehlende Kleinstaaten scheint sogar vielen vernünftigen Menschen zu beweisen, dass Bedarf für die gewaltsame Durchsetzung von Friedensordnungen mit Hilfe überwältigender militärischer Macht besteht.

Ich könnte mich mit diesem Verständnis von Weltpolitik nun noch ausführlich befassen, aber ich unterlasse dies, um Ihre Aufmerksamkeit auf weniger offensichtliche Entwicklungen zu lenken.

Die Entwicklung der Kriegsdienstverweigerung im Nachkriegsdeutschland

Das militärische Denken ist in Deutschland und in einigen anderen westeuropäischen Demokratien nicht so fest etabliert, wie es auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint. Es gibt heute in Deutschland mehr Kriegsdienstverweigerer denn je. Wenn man alle Formen der Kriegsdienstverweigerung und der Vermeidung des Militärdienstes zusammenzieht, dann versteht es mittlerweile mehr als die Hälfte der jungen Deutschen, sich dem Militärdienst zu entziehen. Jedes Jahr verweigern sich mehr als hunderttausend junge Männer der militärischen Ausbildung auf die eine oder andere Weise. Die meisten verweigern offiziell den Kriegsdienst und leisten einen Alternativdienst in sozialen Einrichtungen, vor allem in Krankenhäusern und Altersheimen. Es gibt aber auch konstruktiven Einsatz in ökologischen Organisationen. Zur Zeit sind in Deutschland etwa 135.000 Zivildienstleistende im Einsatz.

Allgemein ist festzustellen, dass die Zivildienstleistenden gesellschaftliche Achtung genießen und nicht mehr der Drückebergerei verdächtigt werden. Dazu trägt auch bei, dass der Zivildienst einige Monate länger ist als der Militärdienst. Die Kriegsdienstverweigerer sind also in der Zivilgesellschaft der Bundesrepublik voll akzeptiert. Vor 35 Jahren - also zu der Zeit, in welcher der Versuch des Aufbaus der "Gewaltfreien Zivilarmee" in Stuttgart gestartet wurde - bemühte sich die Internationale der Kriegsdienstgegner für Sympathie gegenüber Kriegsdienstverweigerern zu werben, indem sie ein Plakat herausbrachte, das ein

hübsches Mädchen mit dem Text "Mein Freund ist Kriegsdienstverweigerer" zeigte. Die Absicht dieses Plakates war es, bei der Bevölkerung und besonders bei jungen Menschen für Sympathie gegenüber den Kriegsdienstverweigerern zu werben. Damals gab es aber auch nur etwa 2.000 Kriegsdienstverweigerer im Jahr. Heutzutage wäre ein solches Plakat witzlos. Es ist nicht weiter problematisch, Kriegsdienstverweigerer zu sein, und Machos sind bei vielen selbstbewussten Mädchen ohnehin nicht mehr gefragt. Populäre Fernsehserien wie "Schwarzwaldklinik" zeigen Kriegsdienstverweigerer als nette junge Leute, die ihren Zivildienst in Krankenhaus ableisten.

Bedarf für gewaltfreies Standhalten und Eingreifen im Alltag

Wenn man sich diesen kulturellen Wandel in der Einstellung zu Kriegsdienstverweigerern vor Augen hält, dann wird es verständlich, dass unter der Oberfläche scheinbarer Kontinuität militärischen Sicherheitsdenkens der Boden bereitet ist für das Aufgehen der Saat alternativer Sicherheitskonzepte.

Als Mitglied der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg hatte ich die Möglichkeit, an einer Denkschrift für ein alternatives Sicherheitskonzept mitzuarbeiten. Wir gaben diesem neuen Sicherheitskonzept die Bezeichnung "Ziviler Friedensdienst". Das Konzept sieht vor, dass es im Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht neben der militärischen Ausbildung auch die Option für eine Grundausbildung in gewaltfreier Konfliktbearbeitung gibt. Diese Ausbildung soll sich sowohl auf innerstaatliche wie auch auf zwischenstaatliche Konflikte beziehen.

Die Bezeichnung "Ziviler Friedensdienst" lässt beim ersten Hören noch nicht erkennen, dass es hier letzten Endes darum geht, die Armee und bewaffnete Einsätze der Polizei überflüssig zu machen. Doch auch in dieser Absicht ähnelt das Konzept des Zivilen Friedensdienstes der Vorstellung Gandhis von der Rolle der Shanti Sena in der indischen Politik. Meines Erachtens würde die englische Bezeichnung "Network of Nonviolent Task Forces", also Netzwerk gewaltfreier Einsatzgruppen, besser zu diesem Konzept des Zivilen Friedensdienstes passen. Dieses Konzept wurde von der Synode der Kirche in Berlin-Brandenburg und vielen christlichen Gruppen, evangelischen und katholischen, aufgegriffen.

Der Grundgedanke beim Zivilen Friedensdienst ist: An die Stelle der militärischen Ausbildung tritt das ein- bis zweijährige Training in gewaltfreiem Eingreifen und Standhalten. An die einjährige Grundausbildung soll sich ein Aktionstraining im Einsatz anschließen für solche, die sich dafür freiwillig melden. Der Haupteinsatz soll in der eigenen Nachbarschaft erfolgen. Dies wurde vor allem durchdacht im Blick auf die Wiedereingliederung rechtsextremer Jugendlicher, die nach dem Ende der DDR in den neuen Bundesländern überraschend stark in Erscheinung getreten sind. Das Problem gibt es aber auch in der alten Ländern der früheren Bundesrepublik. Brandanschläge auf Wohnungen und Wohnheime von Flüchtlingen und Ausländern haben die rechtsextreme Einstellung einer beträchtlichen Zahl von jungen und auch älteren Menschen erschreckend deutlich werden lassen.

Auch die Einführung in die Soziale Verteidigung soll Teil der Ausbildung des Zivilen Friedensdienstes sein. Die Beschäftigung mit den zugehörigen Konfliktkonstellationen dürfte jedoch nicht am Anfang der Ausbildung stehen. Der Hauptakzent ruht ähnlich wie

bei der indischen Shanti Sena auf dem Eingreifen in alltäglichen Konflikten in der Nachbarschaft. Hier wird gedacht an Konflikte, die potentiell gewaltsam sind und bei denen Waffengebrauch in der Luft liegt oder bereits zur Tatsache geworden ist.

Wir haben viele Probleme dieser Art in den Schulen und in den Wohngebieten. Viele Menschen haben in Deutschland Angst vor Einbrüchen; Frauen fürchten sich vor Vergewaltigung; und der Diebstahl von Autos und Fahrrädern ist gang und gäbe. Es gibt immer wieder sehr gewaltsame rassistische Angriffe auf Ausländer und Flüchtlinge. Diese Gewalttaten werden zwar von der allergrößten Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt, aber viele wissen noch nicht, wie sie kleinen, doch sehr gewaltsamen Gruppen, die in den Schulen und auf den Straßen in Erscheinung treten, entgegenzutreten sollen. Die Menschen fühlen sich unsicher, obwohl es z.B. im Vergleich zu Nordamerika oder Südafrika in deutschen Städten weitaus weniger Gewalttätigkeiten gibt. Doch die Situation verschlechtert sich. Es gibt eine große Zahl von Gründen für diese Entwicklung. Ein wichtiger Grund ist sicherlich auch die Zunahme der Arbeitslosigkeit unter deutschen Jugendlichen. Doch man findet unter den jugendliche Gewalttätern auch solche, die sich in sicheren Arbeitsverhältnissen befinden.

Es gibt für diese Probleme keine einfache Lösung. Viele Menschen rufen nach mehr Polizei. Doch die Polizei kann, selbst wenn man sie in größerer Zahl ausbilden und beschäftigen würde, als dies der Staat zu finanzieren vermag, nicht überall sein. Im übrigen sehen auch Polizisten und Polizistinnen ein, dass mit anderen als mit gewaltsamen Mitteln Prävention betrieben werden müsste. Sie lassen sich mittlerweile auch in gewaltlosen Techniken der Deeskalation und in der Mediation ausbilden und vermitteln diese Kenntnisse in Schulen. Auch der Einsatz von streetworkern, die sich ohnehin gewaltfreier Methoden bedienen, hat sich bereits bewährt.

Es gibt also in Deutschland ein starkes Interesse an Sicherheitskonzepten für die Nachbarschaft. Von den amerikanischen Quäkern haben wir wichtige Anregungen für solche gewaltfreien Nachbarschaftshilfen erhalten. Uwe Painke hat darüber eine Studie über das amerikanische "Neighborhood Safety Training" geschrieben. Er hat uns gerade in Berlin für die Ausbildung wichtige Anregungen gegeben.

Training in gewaltfreier Aktion

Seit 1992 habe ich selbst versucht, in die Ausbildung von Politologiestudenten an der Freien Universität Berlin auch das Training in gewaltfreiem Eingreifen und Standhalten zu integrieren. Das vordringliche Thema dieser Kurse war die gewaltfreie Intervention in gewaltsame Konflikte auf lokaler Ebene. Im Auge hatten wir ausländerfeindliche Zwischenfälle in der Nähe von Flüchtlingsheimen und in öffentlichen Verkehrsmitteln oder auch gewaltsame Auseinandersetzungen an Schulen und politisch legitimierte Randalen von Gruppen verschiedener politischer Couleur.

Der Grundgedanke bei dieser Ausbildung für den Umgang mit alltäglichen Konflikten ist es, dass wir annehmen: Wer es gelernt hat, gewaltfrei im Alltag zu agieren und damit Erfolg gehabt hat, der wird auch bereit sein, sich an immer schwierigere Aufgaben heranzutrauen. Letztlich wird er dann auch auf der Makroebene der Sicherheitspolitik auf die gewaltlosen Methoden und Strategien setzen.

Wir wissen jedoch aus unseren Fallstudien über gewaltlosen Widerstand als Mittel der Verteidigungspolitik, dass es dann für die besonders schwierigen Extremsituationen des Standhaltens gegenüber der Gewalt bewaffneter Aggressoren noch einer Zusatzausbildung bedarf. Auch jetzt wird bereits die praktische Ausbildung für Alltagskonflikte mit Vorlesungen über die Strategie der gewaltfreien Aktion verbunden, und die Trainer geben sich Mühe, in Fallstudien historische Erfahrungen zu vermitteln.

Ähnlich wie in Gandhis Konzept der Shanti Sena streben wir an, dass möglichst alle jungen Männer und jungen Frauen die Chance bekommen, im Zivilen Friedensdienst eine Grundausbildung in gewaltfreiem Handeln zu erhalten. Eine solche breit gestreute Ausbildung wäre sicherlich mit Kosten verbunden, aber bei der Massenarbeitslosigkeit in Deutschland ist es sicher besser, in eine solche Ausbildung zu investieren als nur Arbeitslosenhilfe zu bezahlen. Im übrigen kann man davon ausgehen, dass die Ausbildung in gewaltfreiem Widerstand sehr viel weniger kostet als die militärische Ausbildung, zumal die technischen Hilfsmittel weitaus billiger zu haben sind als beim Militär. Es bedarf in erster Linie emotionaler Intelligenz, die allerdings dann auch von modernen Kommunikationsmitteln unterstützt werden kann.

Perspektiven

1996 ist eine neue Organisation zur Förderung des Zivilen Friedensdienstes gegründet worden. Sie nennt sich Forum Ziviler Friedensdienst e.V. Es handelt sich hier um eine Nichtregierungsorganisation. Sie strebt jedoch an, dass die Ausbildung und der Einsatz durch die Regierung finanziell gefördert wird und dass das Parlament angemessene gesetzliche Rahmenbedingungen schafft. Auf der Ebene des Bundes, also auf der gesamtstaatlichen Ebene, ist dies noch nicht gelungen. In einem einzelnen Bundesland, nämlich in Nordrhein-Westfalen, das von einer Koalition aus Sozialdemokraten und Grünen regiert wird, ist es ermöglicht worden, aus dem staatlichen Haushalt ein erstes kleines Pilotprogramm zu finanzieren. 14 Frauen und Männer wurden in einem viermonatigen Kurs für einen friedenspolitischen Einsatz in Bosnien ausgebildet. Die meisten der Auszubildenden sprachen aber bereits eine der Landessprachen.

Der Nachteil beim gegenwärtigen Stand der Ausbildung ist jedoch, dass die Nichtregierungsorganisationen, welche diese Freiwilligen für den Einsatz anwarben, nun auch den Einsatz bezahlen müssen. Diese Kosten für Auslandseinsätze sind viel zu hoch für die kleinen Nichtregierungsorganisationen aus dem pazifistischen Lager. Nach meiner Meinung sollte man bei den Pilotprojekten auch nicht in erster Linie auf Projekte im Ausland setzen, sondern ähnlich wie die indische Shanti Sena in erster Linie Einsätze in der unmittelbaren Nachbarschaft ins Auge fassen. Wenn man diese lokalen Erfahrungen z.B. im Umgang mit Rechtsextremisten gesammelt hat, dann sollte man eventuell zu einem späteren Zeitpunkt die besonders bewährten und auch sprachgewandten Kräfte für ausländische Einsätze heranziehen.

Auch dann scheint mir eine wichtige Voraussetzung zu sein, dass es im Ausland Gruppen gibt, welche den deutschen Zivilen Friedensdienst einladen und vor Ort unterstützen. Die Stärke der gewaltfreien Akteure beruht nun mal auf ihrer Ortskenntnis und auf ihrer Unterstützung durch lokale Kräfte.

Doch wir können von allen Experimenten, die von gewaltfreien Gruppen gemacht werden, lernen. Darum bin ich auch auf die Erfahrungen der Pilotgruppe des Zivilen Friedensdienstes in Bosnien gespannt. Meine Kollegin Dr. Martina Fischer macht eine Begleituntersuchung.

Blicke ich zurück auf die Geschichte dieser Experimente, dann meine ich, dass seit dem Besuch von Asha Devi Aryanayakam und dem Erscheinen einer ersten Broschüre über eine "Gewaltfreie Zivilarmee" in Stuttgart im Jahre 1962 doch substantielle Fortschritte auf dem Gebiet der gewaltfreien Aktion in Deutschland gemacht worden sind, immer wieder auch im Rückgriff auf Gandhis Erfahrungen und auf die Erfahrungen seiner Nachfolger.

Ich hoffe sehr, dass nach den im Jahre 1998 bevorstehenden Wahlen zum Bundestag in Deutschland es zu einem regelrechten Durchbruch bei der Realisierung des Zivilen Friedensdienstes kommen wird. Sicherlich nicht in dem Sinne, dass die Regierung der Bundesrepublik Deutschland unvermittelt die Armee abschafft und aus der NATO austritt, wohl aber in dem Sinne, dass neue Strukturen mit gewaltfreien Kräften aufgebaut werden mit dem Ziel, die auf Waffen und Soldaten Sicherheitspolitik Zug um Zug abzulösen.

INHALTSÜBERSICHT

ERSTER TEIL:

VON GANDHI-TEMPELN UND ASHRAM-EXPERIMENTEN

Das Tagebuch der ersten Indienreise

22.2.-3.4.1997

Frankfurt.

Die Arglosen und ihre indische Leiterin aus Bonn

22.2.1997

Bombay.

Von jüngerlichem Grauen vor nackter Haut, der vielseitigen Verwendung der Kokosnüsse, der ersten Begegnung mit der Enkelin Gandhis und dem Geschichtsunterricht per Puppenstube - ergänzt um Ruths lebhaften Bericht von ihrer Exkursion zum Quartier der Kuhschützer.

23.2.1997

Von Bombay nach Kosbad Hill.

Von Maria Montessoris Pädagogik und dem Spaß am Gruppendrill und vom Nachdenken über die Frage, ob man aus Wandzeichnungen auf häusliches Glück schließen darf.

25.2.1997

Von Kosbad Hill über Nasik nach Umberthan.

Von der Filmszenerie am Flusse Nermada, einer superheiligen Waschanlage und einem nächtlichen Empfang mit Stammestänzen. Manfred kündigt seinen Ausstieg aus der Reisegruppe an.

26.2.1997

Umberthan.

Bei der Aufführung von Volkstänzen für die Gandhi-Pilger fragen wir erneut nach unserem Selbstverständnis.

27.2.1997

Umberthan - Valsad - Kasturba Ashram.

Ob gut betuchte Deutsche in öffentlichen Bussen reisen und Taxikosten durch Fußmärsche sparen sollten?

28.2.1997

Umberthan - Valsad - Kasturba Ashram.

Ob gut betuchte Deutsche in öffentlichen Bussen reisen und Taxikosten durch Fußmärsche sparen sollten?

28.2.1997

Takkar Bapu Ashram - Karadi - Dandi.

Wie Miss Mehra Sandalen schustert, und Gandhis Enkelin gelinde Zweifel am pädagogischen Feingefühl ihres Großvaters anmeldet. Von einer Hütte Gandhis aus

Palmbliättern und einer Mütze Gandhis aus Stahlbeton. Und schließlich die Frage: Wie kam das Salz an den Strand von Dandi?

1.3.1997

Karadi - Vedchhi.

Wie taubstumme und behinderte Kinder uns empfangen, und von unseren Zweifeln am gandhistischen Charakter eines Meditationszentrums. Das erste Gespräch mit Narayan Desai, dem langjährigen Leiter der gewaltfreien Einsatzgruppe Shanti Sena in blutigen, kommunalen Konflikten.

2.3.1997

Vedchhi.

Vom Backen in der Sonne, dem Fingerspitzengefühl bei der Dosierung von Medikamenten und vom zweiten Gespräch mit N. Desai über den Stand der gandhistischen Bewegung. Warum vier unsere Reisegruppe verließen, und die Verbliebenen doch die Motive der Scheidenden gut verstehen konnten.

3.3.1997

Vedchhi - Surat - Anand - Bhavnagar.

Schmerzliche Trennung am frühen Morgen. Von der Bedeutung der Kuh für die Emanzipation der Frau und dem Umsteigen der verkleinerten Reisegruppe in einen raschen Jeep.

4.3.1997

Bhavnagar.

Von den Schwierigkeiten, die größte Fotosammlung über Gandhi zollfrei nach Indien zurückzubringen. Eine traditionelle und eine aktuelle Erklärung der Arbeit am Spinnrad und vom Gespräch mit einer Tanzlehrerin über die Bedeutung der Lebensfreude und der Schönheit in der Lehre Gandhis.

5.3.1997

Bhavnagar - Palitana.

In einer Webersiedlung. Von altgedienten Baumwollmaschinen und frisch gebackenen Kuhfladen. Das Sozialamt der grauen Kämpen und das merkwürdige Interesse der Ärmsten an Familienfotos aus Werdau in Sachsen.

6.3.1997

Palitana - Strand von Diu - Somnath.

Was mir den Aufstieg zur Tempelstadt der Jains verleidete. Bescheidenes Strandvergnügen und ein unverhofftes Wiedersehen.

7.3.1997

Somnath - Porbandar.

Von den Schwierigkeiten, indische Tempelbräuche zu verstehen, der Suche nach einem sauberen Badestrand und meinem Zorn über ein Täuschungsmanöver der Reiseleiterin.

8.3.1997

Porbandar.

Vom frühen Tod der Geschwister Gandhis, einem trickreichen Tempelbau, einem zauberhaften Garten und der Unterscheidung von Gut und Böse in Mädchenpensionaten.

9.3.1997

Porbandar - Dwarka.

Der Streit um die Forderung nach der Entlassung des Führers in Gandhis Geburtshaus und die Beinahe-Konversion unserer Gruppe zum Hinduismus vor dem Besuch des Krishna-Tempels.

10.3.1997

Dwarka - Rajkot.

Vom Frühstück im Krishna-Tempel, von bettelnden Kindern und der Geistesverwandtschaft zwischen Gandhi und Meister Proper.

11.3.1997

Rajkot.

Gandhis Zweifel an der eigenen Fastenstrategie. Erste Ansätze zur Museumspädagogik und eine vorsichtige Begründung der Selbstbindung durch Gelübde. Besuch in einer privaten Mädchenschule, und warum Lehrer sich bei staatlichen Prüfungen von der Polizei schützen lassen.

12.3.1997

Rajkot - Ahmedabad.

Wir wundern uns über den uniformierten Wachposten vor dem Eingang einer Gandhi-Stätte in Rajkot und freuen uns über konstruktive Latrinenparolen in Ahmedabad.

13.3.1997

Ahmedabad.

Von der Bedeutung sanitärer Anlagen für die Überwindung der Unberührbarkeit und vom Besuch in Gandhis Ashram und in neueren Werkstätten für intermediate technology. Ich spreche mit dem Verleger der Navajivan Press über die Übersetzung von Gandhis Schriften und kaufe mir die Gesammelten Werke Gandhis für einen Appel und ein Ei.

14.3.1997

Ahmedabad.

In der Gandhi-Universität: Anfragen an die verordnete Verpflichtung zum Handspinnen und zur Gewaltlosigkeit und ein freimütiges Gespräch mit zwei Doktoranden am Institut für Friedensforschung. Erholung am Stufenbrunnen Adalaja von Samvat, ein Besuch bei wohlhabenden Bauern, und wovon Savita Mehra auf der Schaukel träumt.

15.3.1997

Ahmedabad.

Harsche Kritik an der Reiseleiterin. Ein Gespräch mit Gewerkschaftern im Sonntagsstaat und Erinnerungen an Gandhis Fasten mit den Textilarbeitern.

16.3.1997

Indore.

Ein Beispiel ungezwungenen Leitungsstils in einem Mädchenpensionat, und warum Ruth drauf und dran war, Jungfer Mehra eine saftige Lektion zu erteilen.

17.3.1997

Indore.

Zur Erholung ein Spaziergang durch eine Obstplantage. Zeichen des Niedergangs in einem einst musterhaften Ashram Vinoba Bhaves.

18.3.1997

Hoshangabad.

Schlafwagengeräusche. Vom Aufstieg und Niedergang eines Quäker-Ashrams. Blumen und Kerzen treiben im heiligen Strom und dennoch Überlegungen zum religiösen Fanatismus.

19.3.1997

Hoshangabad.

Die Rücksichtslosigkeit der Reiseleiterin steigert meinen Zorn. Offenherzige Auskünfte über die Schwierigkeiten der Reorganisation des Quäker-Ashrams.

20.3.1997

Wardha und Sevagram.

Rundgang in Gandhis letztem Ashram. Warum der englische Vizekönig für Gandhi ein Telefon installierte und von meinen Erinnerungen an das Entstehen einer Gandhi-Biographie in der Badewanne. Das Gespräch mit dem Nachfolger Vinoba Bhaves über dessen Strategie und eine nicht gehaltene Rede über den Beitrag der Deutschen zur Weltkultur.

21.3.1997

Sevagram und Wardha.

Wieweit verträgt sich die Leitung durch uralte Männer mit der Hoffnung auf Innovation? Eindrücke im Institut für Dorfentwicklung und in einer Leprastation.

22.3.1997

Sevagram und Paunar.

Ich begegne einem Friedensarbeiter, der es für tunlich hält, sich nicht auf den Mahatma zu berufen, und Ruth besucht ein Frauenzentrum, wo sie erfährt, wie sich zornige Ehemänner beruhigen lassen.

23.3.1997

Sevagram - Wardha.

Ich reagiere irritiert auf die mutmaßlichen Erwartungen eines armen Studenten. Ruth informiert sich derweil über Einsatz und Ausbildung der Frauen in der Shanti Sena.
24.3.1997

Nagpur - Morena - Jora.

Wie nach 24 Stunden Ruth aus dem rollenden Zug springen musste, ein junger Hund von uns überfahren wurde und die Gästezimmer im Räuber-Ashram mit der Brechstange geöffnet wurden.
25.3.1997

Jora (bei Morena).

Die Reisegruppe definiert ihre Minimalinteressen als Verbraucher und artikuliert den Konflikt mit der Reiseleiterin. Ein Ausflug in das Operationsgebiet der Räuberbanden, die von Jayaprakash Narayan seit 1972 resozialisiert wurden.
26.3.1997

Jora - Morena - Agra.

Vom Backen der Chapattis über glühenden Holz, dem Sieden des Zuckerrohrsaftes über Erdlöchern und den kunstvollen Reliefs auf Kuben aus Kuhdung. Der Besuch im Bauernhof eines ehemaligen Räuberhauptmanns und unsere Teilnahme an der Versammlung eines Eingeborenenstammes im Dschungel.
Gründonnerstag, 27.3.1997

Agra.

Ist der Liebestod in Marmor etwas Wahrhaftiges oder nur eine liebend gern geglaubte Inszenierung? Ein weiteres Gespräch mit einem Kurier bei der Resozialisierung der Räuberbanden. Georg muss mit hohem Fieber einen Arzt aufsuchen und einen Malariatest machen.
Karfreitag, 28.3.1997

Agra - Fatehpur Sikri - Delhi.

Wie bei den Mogulherrschern das Vernachlässigen der Ökologie zu einer gigantischen Fehlplanung und einer kunstvollen Ruinenstadt führte. Warum uns ein Wärter im Taj Mahal Museum die alten Meisterzeichnungen mit der Taschenlampe zeigt, und wie wir als ordinäre Touristen eine Marmorschatulle mit Malachiteinlage und Seide für Sommerkleider kaufen.
Karsamstag, 29.3.1997

Delhi.

Ein Kartoffelsuppenfrühstück und die Osterbotschaft des Subba Rao. Mein Entsetzen über die Präsentation faschistischer Parolen im Gandhi Museum und ein Gedankenaustausch mit dem Direktor des Museums. Eindrücke von der Eröffnung des gesamtindischen Konvents gegen Kinderarbeit im einem Pfadfindercamp.
Ostersonntag, 30.3.1997

Delhi.

Wie mir die Reiseleiterin mit Gefängnis drohte, uns auf Connaught Place stehen ließ und sich davonmachte. Einkäufe im Oxford Bookshop und eine fiebrige Erkrankung, die ich als Sonnenstich deute.

Ostermontag, 31.3.1997

Delhi.

Ein erster Besuch in der deutschen Botschaft, wo man mir zügige Hilfe beim Ausstellen eines Passersatzes zusagt. Zuschimmerletzt erwischt mich der Brechdurchfall, und das Fieber steigt.

1.4.1997

Delhi.

Im Rikscha-Taxi von Amt zu Amt, schnelle Hilfe beim deutschen Konsulat und unnötige Warterei vor dem Abflug nach Bombay.

2.4.1997

Bombay - Frankfurt - Berlin.

Über Savita Mehra's letzten starken Auftritt im Flughafen vom Bombay. Friedemann verweigert ihr ein Interview zur Einschätzung unserer Reise, und ich sinniere über indische Popkultur und berate mit Ruth, wie wir uns von dieser Reiseleiterin verabschieden können.

3.4.1997

Postkriptum.

Gehört unsere Spurensuche zur Kategorie 'schlimmste Reisen der Welt' oder überwiegen nicht doch die freundlichen Erinnerungen und die positiven Befunde?

ZWEITER TEIL:

IN KALKUTTA UND SANTINIKETAN

Aus dem Tagebuch der zweiten Indienreise

22.11.-6.12.1997

Vorbemerkung

Die Einladung zur Gandhi-Konferenz in Kalkutta. Das Bemühen der Europäer in den indischen Großstädten um einen gewissen Komfort und eine franziskanische Abweichung von dieser Gepflogenheit.

Kalkutta - Santiniketan.

In diesen heiligen Hallen... Die Neuentdeckung von Tagores Lyrik durch die direkte Übersetzung aus dem Bengalischen ins Deutsche.

30.11.1997

Santiniketan und Ghosaldanga.

Von der wechselseitigen Verehrung und Kritik zweier großer Inder. Eindrücke aus einem Dorf der Ureinwohner: Ein Lob der Langsamkeit und des integrationsfördernden

Unterrichts und noch etwas Amateur-Ethnologie zum Thema Kinderspiele in Deutschland und Bengalen.

1.12.1997

Santiniketan - Kalkutta.

Franziskus digital. Vom Leben Dr. Martin Kämpchens zwischen Tagore-Übersetzung und Dorferwicklung.

2.12.1997

Kalkutta.

Sigthseeing in Kalkutta und die merkwürdige Kombination von Ohrwärmern mit Barfüßen.

3.12.1997

Kalkutta.

Gandhi-Verehrung und Gandhi-Kritik, und warum in Kalkutta der Hitler-Gruß in Bronze gegossen wurde und ein Historiker-Streit über Gandhi und Bose noch aussteht.

4.12.1997

Kalkutta.

Man wird auch wieder aufgepöppelt: Im Sterbehaus der mildtätigen Schwestern Mutter Teresas und die unheimliche Nachbarschaft des Tempels der blutigen Göttin Kali.

5.12.1997

Kalkutta.

Von der Anglophilie gebildeter Inder und unserem Auftritt beim Pferderennen. Der Abschied von den deutschen Freunden in Kalkutta.

6.12.1997

ANHANG

VOM INDISCHEN FRIEDENSNETZWERK (SHANTI SENA) ZUM DEUTSCHEN ZIVILEN FRIEDENSDIENST

Ein Bericht über die Versuche, Gandhis Konzept einer gewaltfreien Sicherheitspolitik an die deutschen Verhältnisse anzupassen

Freie Übertragung des englischen Vortrags auf der Tagung "Gandhi and India" im Goethe Institut in Kalkutta am 29.11.1997 und an der Visva Bharati Universität in Santiniketan am 1.12.1997